

20

# Aussenseiter wider Willen

Familienchronik

1918-1983

Roger Ley

## AUSSENSEITER WIDER WILLEN

### Früheste Jugend 1918 – 1930

«Gott ist die Liebe», so sang der Papagei bei den zwei frommen Jungfern in Rothrist (Aargau), wo wir, Vater, Mutter und ich, uns eingemietet hatten. Ich war noch nicht vier Jahre alt. Der sprechende und singende exotische Vogel machte mir einen tiefen Eindruck. Ich habe sogar seinen Namen, den er gern und oft selber zum Besten gab, nicht vergessen, ja nicht weniger den eigenartig krächzenden Tonfall, den ich noch heute nachahmen könnte; «Laura».

Es herrschte 1921/22 Wohnungsnot. Meine Mutter erzählte mir später, dass wir zu Beginn der Karriere meines Vaters als Direktor einer Sägerei in Rothrist mit einem Zimmer im ersten Stock einer Wirtschaft Vorlieb nehmen mussten. Dass die Sägerei vor dem Konkurs stand und mein Vater kein Zauberer war, der diesen hätte abwenden können, erfuhr ich später. So figuriert Rothrist als kurze Zwischenstation in meinem Leben. Geliebt ist die Erinnerung an Laura und die beiden Jungfern, die Sonntagsschullehrerinnen waren und eine bescheidene Pension führten. Der Kontakt zu ihnen ist auch nach unserem Wegzug hauptsächlich von meiner Mutter weiter gepflegt worden; vermutlich war meine Mutter den Fräuleins zeitlebens dankbar dafür, dass sie uns als kleine Familie bei sich aufgenommen hatten, obwohl sie grundsätzlich ihre freien Zimmer nur an Einzelpensionäre vermieteten. Offenbar hatte das «Leben» im ersten Stock einer Wirtschaft auf meinen Vater eine ungünstige Wirkung gezeitigt. Ich erinnere mich jedenfalls daran, dass meine Mutter mich einige Male am Abend in die Wirtschaft hinunter schickte mit dem Auftrag, ich solle Vater nach oben holen. Die Übersiedelung an den Kirchweg setzte Vaters Wirtschaftshockerei glücklicherweise ein Ende.

Die nächste Station hiess Aarau. Auch dort waren Wohnungen Mangelware. Wir fanden Quartier in einem engen, schattigen Logis in der Innenstadt. Nebenan befand sich eine Drogerie. Der Inhaber – ein gütiger älterer Mann im weissen Berufs-

schürz – und seine beiden fröhlichen Töchter, die im Laden mithalfen, waren mir äusserst sympathisch. Auch sie zeigten unverhohlene Freude an meinem Geplauder. Da meine Eltern in Aarau niemanden kannten und mein Vater im Gegensatz zu Rothrist, wo er ein Herr gewesen war, nun als bescheidener Büroangestellter bei Trüb & Co. untergekommen war, gab es keinerlei gesellschaftliche Kontakte. Für meine Eltern scheint deshalb das nahegelegene Restaurant «Zum Münchner Kindl», wo von Zeit zu Zeit auch eine Musikkapelle gastierte, etwas Abwechslung ins tägliche Einerlei gebracht zu haben. Von dem allem wusste ich nichts, bis zu jenem unvergesslichen Abend, an welchem ich erwachte (meine Eltern brachten mich immer sehr früh zu Bett), nach Vater und Mutter rief, keine Antwort erhielt, voller Angst aus dem Bett stieg und die Vermissten in der ganzen Wohnung suchte – ohne Erfolg. Schliesslich gelang es mir, die Tür, die zum Treppenhaus führte, zu öffnen. Dort war es stockdunkel. Ich weinte und rief und rief. Endlich fiel von oben, wo die Vermieterfamilie wohnte, ein Lichtschimmer auf das Treppenhaus, und man holte den im Nachthemd vor Kälte und Angst schlotternden Buben in deren Stube, wo man ihn zu trösten versuchte. Von da an beschränkten meine Eltern die Besuche des «Münchner Kindls» auf die Samstag-Nachmittage und Sonntage, wobei ich mitgehen durfte. Ich staunte beim erstenmal nicht wenig, dass der Wirt Vater und Mutter an ihrem Tisch aufsuchte und wie gute Bekannte grüsste. Später wurde das etwas vornehmere «Café Bank» Stammlokal, wo längere Zeit eine Sängerin auf vielfachen Wunsch der Gäste immer wieder «Valencia» und «Lass den Sonnenschein herein» zum Besten gab. Ich bekam meinen Sirup und verzehrte vergnügt einen Salzstengel.

Weil die Pelzgasse fast nur aus Ladenlokalen bestand und wenig Kinder in meinem Alter als Spielgefährten in Frage kamen, wurde ich, so bald es die Altersgrenze erlaubte, in den Kindergarten zu Tante Olga geschickt. Kindergärten waren zu jener Zeit keine staatlich gelenkte und geförderte Institution. Tante Olga war eine kleine, bebrillte und ärmlich gekleidete

Person und das Zimmer düster. An diese Zeit habe ich keine weiteren Erinnerungen. Ich schlug offenbar keine Wurzeln. Als wir kurz darauf in einen Vorort von Aarau – nach Buchs – übersiedelten, tat mir lediglich der Abschied vom Drogisten Schaub und seinen beiden Töchtern weh.

Das neue Heim in Buchs war geräumig, sonnig, mit einem kleinen Garten. Das Zweifamilien-Reihenhaus befand sich am Lindenberg, damals der äusserste Rand der Ortschaft, denn hinter dem Haus dehnten sich lauter Wiesen und Getreidefelder. Mir gefiel es hier besser als in der Pelzgasse. Es gab mehr Bewegungsfreiheit und weit und breit keinen Kindergarten. Nicht einverstanden war ich jedoch mit dem Umstand, dass in Nachbars Garten so unendlich viele Blumen blühten – ich glaube, es waren zur Hauptsache Nelken –, wir dagegen besaßen keine. So machte ich mich eines Tages auf und grub die Blumen in Nachbars Garten aus. Zum Verpflanzen kam es nicht, denn ich wurde entdeckt. Es gab heftige Diskussionen. Ich wurde von meinen Eltern ausgescholten, was ich nicht begriff, wollte ich doch ihnen durch die Verschönerung unseres Gartens eine Freude machen.

Als Ostern nahte, verriet mir meine Mutter, dass der Osterhase bestimmt im Garten sein Nestchen mit den Eiern verstecken werde. In der Pelzgasse sei es eben nicht möglich gewesen, da der Osterhase nur die Gärten aufsuche. Diese Ostern sollten mir unvergesslich bleiben. Es war ein Prachtstag. Schon frühmorgens drang Helle durch die Ritzen der Fensterläden in mein Zimmer. Ich schlüpfte aus dem Bett und öffnete die Läden: Da sprang tatsächlich gerade der Osterhase aus unserem Garten weg, hinein ins angrenzende Weizenfeld. Ich hatte ihn gesehen! Jahrelang hielt ich an der Existenz des Osterhasen fest, auch nachdem mich meine Kameraden deshalb verlachten.

Mit dem Christkind verhielt es sich etwas anders. Als am Heiligen Abend das Christkind in einen Schleier gehüllt an der Türe läutete, war merkwürdigerweise meine Mutter nicht da, sodass mein Vater öffnen ging. Mit einer Stimme, die mir

irgendwie bekannt vorkam, wurden mir Geschenke überreicht. Der Aufforderung, die auswendig gelernten Gedichte aufzusagen, kam ich gerne nach, weil das Glöcklein in der Hand des Christkindleins mir ausserordentlich gefiel. Nachdem ich mein Pensum an Gedichten und Liedlein brav absolviert hatte und mir das Christkind dafür mit der irgendwie bekannten Stimme dankte, erklärte ich – obwohl nicht ganz sicher «es isch doch nume s'Mami».

Warum dem Lindenweg keine lange Bleibe beschieden war, weiss ich nicht. Für meine Mutter gab es keine Zerstreungsmöglichkeiten. Restaurants lagen im weit entfernten Dorfzentrum. Mein Vater hatte täglich viermal einen Weg zu Fuss von einer guten halben Stunde zurückzulegen. Da die Bahnstation sich weit weg befand und damals noch wenig Züge fuhren, wäre die Benützung der Bahn ohne wesentlichen Vorteil gewesen.

Kurzum – vielleicht waren auch finanzielle Gründe massgebend – wir verliessen Buchs und zogen in ein firmeneigenes Haus nach Suhr. Wir wohnten im Parterre. Im ersten Stock hauste eine weitere Angestelltenfamilie namens Kunz, die freilich bald wegzog und durch die Familie des Chauffeurs der Firma ersetzt wurde.

Um das Verhalten meiner Eltern zu verstehen – so weit? dies möglich ist –, scheint es am Platz zu sein, hier einen Blick auf ihre Herkunft und auf ihr bisheriges Schicksal zu werfen. Mein Vater wuchs in Oberwil (BL) in einfachen Verhältnissen auf. Mein Grossvater war Schreiner in der Firma Gschwind; meine Grossmutter stammte aus einer hablichen Bäckersfamilie, die im Kanton Bern in einem stattlichen Dorf ein gutgehendes Geschäft besass. Oberwil war ein stockkatholisches Dorf. Wo und wie der katholisch erzogene Albert Ley die Ketzerin Rosa Joggi kennen und lieben gelernt hat, ist mir nicht bekannt. Er hatte den Mut, sie zu heiraten, und sie setzte es durch, dass ihre Kinder protestantisch getauft und erzogen wurden. Die Oberwiler machten es der Ketzerfamilie nicht leicht. Man wurde mehr oder weniger boykottiert, und den Kindern wurden auf dem Schulweg Steine nachgeworfen. Fünf Buben und ein

Mädchen kamen auf dem kleinen Bauerngütlein zur Welt, dessen Erträgnisse den kargen Lohn des Schreiners Albert Ley aufzubessern hatten. Da die Mutter mit Feldarbeiten stark beschäftigt war, überliess sie die Erziehung des Zweitjüngsten (Werner, mein Vater) und des Jüngsten (Alfred) dem Erstgeborenen (Hugo) und dem Mädchen Rosa («Meitli» genannt). Hugo und Werner waren sehr intelligent. Sie besuchten die Bezirksschule in Biel-Benken, ein Grund, die Ketzer Mutter im Dorf mit schlecht verhehltem Neid erneut zu beschimpfen, sie wolle zu hoch hinaus.

Hugo erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen. Nach der Bezirksschule emigrierte er nach ein paar Jahren nach Deutschland und bildete sich zum Ingenieur aus. Er heiratete eine Deutsche und wurde schliesslich Oberingenieur in einem grossen Stahlwerk in Leipzig.

Werner wurde von seinem Lehrer Meier stark gefördert. Dieser erwirkte für den aufgeweckten Jüngling bei den zuständigen Instanzen die notwendigen Stipendien, die Werner den Besuch des Lehrerseminars ermöglichen sollten. Zur grossen Enttäuschung des Lehrers wollte Werner nicht. Er zog es vor, Kaufmann zu werden. In Basel machte er eine kaufmännische Lehre und war als Zwanzigjähriger bereits Associé in einem Gummiwarengeschäft, das sich auf Importe aus Deutschland spezialisiert hatte. Werner kleidete sich von da an vornehm städtisch und eignete sich gute Umgangsformen an.

Die übrigen drei Brüder, Walter, Albert und Alfred, wanderten nach Paris aus. Walter erlernte den Beruf eines Glasbläfers und heiratete eine Engländerin, die in Paris einen Buchhandel betrieb.

Albert wurde Spengler, und Alfred Arbeiter in den Renault-Werken. Sie beide heirateten Französinen.

Das «Meitli», im Konsum als Verkäuferin tätig, liess sich von einem katholischen Fuhrmann, der Waren aus Basel in die Filiale Oberwil brachte, betören. Sie übersiedelte bald nach Zürich.

Wie mein Vater Werner es zustande brachte, mit 22 Jahren Alleinhaber des Gummiwarengeschäftes zu sein, weiss ich nicht. Ebenso wenig ist mir bekannt, wann er die in einem Papeteriegeschäft arbeitende Verkäuferin Emma Ritzmann kennengelernt hat. Emma Ritzmann – meine Mutter – war die Tochter des Postbeamten Wilhelm Ritzmann, dessen Vater als Fabrikant der damals modischen Seidenbündel recht gut situiert dastand. Willi war vielseitig künstlerisch begabt. Er spielte recht gut Geige und wählte zunächst den Beruf eines Photographen, der am Ende des 19. Jahrhunderts zu den künstlerischen Metiers gerechnet wurde. In Frauenfeld lernte er die bildschöne Elisabeth Keller kennen. Der Ehe entspross ein Mädchen: Emma Lina, meine Mutter. Kurz nach der Geburt starb die junge Frau Wilhelms. Der Witwer war verzweifelt. Er übersiedelte nach Basel, wo er eine Anstellung als PTT-Beamter fand. Er gab seine Tochter in die Pflege und Obhut der Grosseltern. Emma wuchs verwöhnt – im Fabrikantenmilieu – auf bis zu dem Tag, da Wilhelm zum zweitenmal den Bund der Ehe mit einer Metzgerstochter schloss. Emma musste in den Haushalt von Vater und Stiefmutter überwechseln. Dort hörte das Verwöhntwerden auf, besonders nachdem Emma zwei Stiefbrüder bekommen hatte. Die Abneigung, die zwischen Emma und der Stiefmutter wohl gegenseitig war, führte bei der romantisch veranlagten jungen Tochter dazu, was man «Flucht in die Ehe» nennen könnte. Der Ritter, der ihren Weg kreuzte und sie wiederum verwöhnte, wie sie es vormals gewöhnt gewesen war, hiess Werner Ley. Die Stiefmutter widersetzte sich kategorisch dieser Verbindung. Der Vater Wilhelm, der seiner zweiten Frau gegenüber willenlos war, doppelte nach. Man drohte Emma mit Enterbung. Werner lachte darüber, entführte die Prinzessin ohne Mitgift und heiratete sie im Jahre 1917. Die Hochzeitsreise führte die beiden bis nach Schuls-Tarasp.

Finanziell hatte man offenbar keine Sorgen. Mein Vater erstand fünf Katzenbilder, ein Stilleben und die «Drei Juden in der Synagoge» von Kunstmaler Flury («Katzen-Flury» genannt). Überdies liess er sich von Max Gerber portraituren. Man besuchte regelmässig das Basler Stadttheater; man war

guter Dinge, vielleicht etwas allzu unvorsichtig. Mein Vater zeigte sich offenbar in Geldsachen grosszügig und war wohl zu vertrauensselig, wenn man ihm um den Bart kroch. Als das Gummigeschäft infolge Lieferschwierigkeiten aus Deutschland zu stocken begann, investierte Werner Georg Ley einen schönen Teil seines Vermögens in Aktien einer Gesellschaft, die den Abbau von Kohle im Kanton Wallis als nunmehr rentabel anpries, denn es herrschte Krieg. Mein Vater nahm Einsitz in den Verwaltungsrat.

Neun Monate nach der Heirat wurde am 10. Januar 1918 der Sohn Roger Ley in der hochvornehmen Privatklinik «Sonnenrain» in Basel geboren. Da ihn die Mutter nicht stillen wollte oder konnte, war Roger ein rachitisches Geschöpf mit Riesenkopf bis zu dem Tag, an welchem der Kunstmaler Burkart Flury, der nun zum Freundeskreis des jungen Paares gehörte, eingriff und die Ernährung Rogers mitbestimmte. Roger wurde beim damaligen Modepfarrer Benz in Basel getauft. Benz war ein glänzender Redner, dessen Predigten von weniger begabten Pfarrern «fruktifiziert» (oft allzu wörtlich) wurden, sodass die Connaisseurs spöttisch bemerkten, solche Pfarrer führen mit «Benzin».

Taufpate war der Stiefbruder einer Freundin meiner Mutter, der eine wichtige Beamtung in der Staatsanwaltschaft versah. Er kümmerte sich nie um mich. Die Taufpatin entdeckte ich später auf einem Foto im Familienalbum. Leibhaftig ist sie mir überhaupt nie begegnet. Wahrscheinlich hatten meine Paten keine Ahnung, dass mich ihr Verhalten schmerzte, denn meine Schulkameraden erzählten viel von ihrem Götti und ihrer Gotte und durften auch zu ihnen in die Ferien reisen, ich aber kannte meine Gotte nicht, und den Götti sah ich selten.

Noch mehr schmerzte wahrscheinlich meinen Vater die Liquidation seines Geschäftes und der finanzielle Bankrott der Walliser Kohlegesellschaft. Die Direktorenstelle in Rothrist war der Strohalm gewesen, nach welchem er griff. Auch hier endete die Firma mit Konkurs. Der Abstieg zu Trüb & Co. in Aarau als Korrespondent in Fremdsprachen muss für Vater und Mutter



bitter gewesen sein.

Auch die Übersiedelung in das firmeneigene Haus in Suhr war höchstens vom finanziellen Standpunkt aus gesehen ideal. Man hörte fast jedes Wort, das im oberen Stockwerk gesprochen wurde. Unvergesslich hat sich mir der Ruf des auf dem «Thron» sitzenden kleinen Knaben Kunz eingeprägt: «Bin fertig, han gschisse!»

Doch für mich begann eine herrliche Zeit. Ich löste mich von der allgegenwärtigen mütterlichen Aufsicht. Ich fand einen Kameraden. Der Garten unseres Miethauses reichte bis an die Suhre. Ich brauchte lediglich die Suhrenbrücke zu überqueren, um Hans Wassmer aufzusuchen. Er war etwas älter als ich, eher schweigsam und verhalten. Aber er eröffnete mir eine neue Welt. Wassmers führten einen Bauernbetrieb. Da gab es den grossen Hühnerhof, den daran anschliessenden Baumgarten. Gegen die Suhre hin dehnte sich der gepflegte Blumen- und Gemüsegarten. Am Haus angebaut machte sich ein riesiges Tenn breit, wo Säcke herumstanden, Maschinen unter Dach gehalten wurden, Heu gelagert war und Flaschenzüge vom Dach herunterbaumelten. Überall gab es Verstecke, geheimnisvolle Winkel und Gerüche, die mir bisher fremd gewesen waren. Hans war das jüngste Kind. Da gab es noch eine ganze Reihe Mädchen, wovon zwei schon erwachsen waren und Irgendwo arbeiteten, so dass ein dauerndes Kommen und Gehen und Beschäftigtsein uns Buben genügend Freiraum gewährte, um ungestört unseren Spielen nachzugehen und eine eigene Welt zu bauen. Auch Grossereignisse gab es, wo wir zuschauen durften; Metzgete oder das Erscheinen der Männer, die mit ihren Dreschflegeln aufkreuzten, um das Korn von der Spreu zu scheiden. Diese Welt war so ganz anders als jene, in die mich meine Mutter eingeführt hatte. Sie war eine ausgezeichnete Märchenerzählerin gewesen und hat wohl auch manche Geschichten und Rätsel selber erfunden. Um sich den Plagegeist, der immer wieder um neue Geschichten oder um die Wiederholung der alten bettelte, vom Hals zu schaffen, hat sie mir bald das ABC beigebracht. Als 6-jähriger hatte ich sämtliche Märchen von Grimm zum Bestandteil

meines Weltverständnisses gemacht. Darum war der Zusammenprall mit der so anderen bäuerlichen Welt bei Hans Wassmer für mich aufregend. Wie von einem Magnet gezogen, überquerte ich fast täglich die Suhrenbrücke.

Als die erste Faszination verfliegen war und ich wieder vermehrt im Haus herumhing – besonders, wenn Hans in der Schule war –, versuchte meine Mutter, mich vorzeitig in die Schule zu geben. Die Altersgrenze war damals im Kanton Aargau auf 7 erfüllte Jahre festgelegt. Ich konnte aber bereits mit 6 Jahren lesen, schreiben und rechnen weit über das Klassenziel der 1. Primarklasse hinaus. Aber da wir in Suhr über keine Beziehungen zu den massgebenden Behörden verfügten, wies man den 6 Jahre und drei Monate alten Knaben ab. Er hatte zu warten, bis die 7 Jahre plus drei Monate erfüllt sein würden. In Basel wäre er ohne Weiteres mit 6 aufgenommen worden. Es lebe der Kantönli-Geist!

So suchte meine Mutter andere Mittel und Wege, um meiner Langeweile abzuhelfen. Sie lud regelmässig Kinder zu uns in die Ferien ein. Eines Tages erschien Max, der Sohn meines Onkels Walter, aus Paris. Er war zwei oder drei Jahre älter als ich und sprach kein Wort Deutsch. Aber wir verstanden uns ausgezeichnet, redeten mit den Händen und hatten viel zu lachen. Ein andermal war Denise, die Tochter meines Onkels Albert, unser Gast aus Paris. Es gab wenig zu lachen. Denise war ein verschüchtertes Mädchen, das auch mit meiner Mutter kaum sprach und viel weinte. Wahrscheinlich ist Denise vor Heimweh fast krank geworden. Ganz anders verhielten sich Ruth und Doris, die Töchter einer Jugendfreundin meiner Mutter. Als echte Baslerinnen neckten sie sich gegenseitig und versuchten, auch mich auf die Gabel zu laden. Wir trieben viel Schabernack und spielten «Mikado» und «Eile mit Weile» bis zum Exzess.

Den unerreichten Höhepunkt stellten aber meine «Ferien» – ich war ja noch nicht schulpflichtig – bei meinen Grosseltern in Oberwil dar. Das war ein Leben! Mit dem Nachbarn durfte ich zum Heuen aufs Feld fahren. Zum Znüni gab man mir – wie den

Grossen – ein paar Schluck Bier (das erste Mal in meinem Dasein!). Am Abend ging's hoch oben auf dem Heufuder thronend dem Hause zu. Ja, eines Tages gab mir der Bauer, als wir mit dem leeren, von zwei Pferden bespannten Wagen in die Pünte fuhren, die Zügel der Pferde in die Hand mit den Worten: «Jetzt bist Du der Fuhrmann». Mein Stolz kannte keine Grenzen (natürlich wussten die Pferde den Weg besser als ich selbst, doch das begriff ich erst viel später). Mit einem Nachbarbuben, der ebenfalls meinen Namen Roger trug, machten wir Rundgänge durch die katholische Kirche. Weil keine Seele zu entdecken war, erfrechten wir uns einmal, die dort aufgestellten Kruzifixe abzuhängen und – wenn auch mit klopfendem Herzen – wie bei einer Prozession rund um die Kirchenbänke herumzutragen. Weihwasser verspritzten wir reichlich.

Eines Morgens weckte mich Grossmutter vor 6 Uhr früh. Es galt, Johannisbeeren zu pflücken. Mit zwei grossen, prall gefüllten Körben marschierten wir zum Bahnhof des Birsigtalbähnchens, das uns nach Basel brachte. Mit dem Tram ging's zum Marktplatz. Dort wollte meine Grossmutter die Beeren verkaufen. Die Kundinnen waren zurückhaltend und wählerisch.

Noch um halb zwölf war einer der Körbe nicht geleert. Eine gutgekleidete Dame offerierte der Grossmutter die Hälfte des geforderten Preises mit der Bemerkung: «Gueti Frau, Ihr bringet die Beeri eineweg nit los». Meine Grossmutter, cholerisch, wie sie war, wurde fuchsteufelswild und konterte: «Und ich verchauf die Beeri nit ennere Gans». Die Beeren nahm sie daraufhin tatsächlich wieder nach Hause, wo wir sie selber verzehrten.

Es gab auch bei Grossmutter, die von Natur eine wunderbare Herzensgüte besass, geheimnisvolle Besuche. Immer, wenn der Grossvater nicht da war, erschien eine jüngere Frau (ich habe ihren Namen bis heute nicht vergessen), die mit meiner Grossmutter viel zu tuscheln hatte. Als sie einmal mit einem vielsagenden Blick zu mir hinüber zielte, meinte Grossmutter: «Rede nur; er versteht von allem nichts». Was die beiden Frauen nicht in Rechnung stellten, war der Umstand, dass der

6-jährige Knirps lesen konnte. Er sah wohl, dass das Blättchen, das die Frau gebracht hatte und das sie eifrig diskutierten, den Titel «Vorwärts» trug...

Grossmutter war eine ausgezeichnete Köchin und Bäckerin. Ihre Spezialität: Schenkeli. Ich habe davon Unmengen gegessen und ebensolche Quantitäten des selbstgemachten Sirups getrunken. Kein Wunder, dass ich eines schönen Morgens im durchnässten Bett erwachte. Ich schämte mich und hatte Angst, Grossmutter würde mich schelten. Sie aber lachte und breitete Leintücher und Bettdecke auf dem Dach aus, das auf der Südseite des Hauses bis fast zum Boden hinab reichte. «Die Leute sollen nur sehen, was für ein kleiner Bettseicher Du bist», meinte sie mit Schalk in den Augen. Ach, dieses Haus! Es war so ganz anders als die von unserer Familie bisher bewohnten. Da gab es kein WC mit Wasserspülung. Man hatte durch die Küche in einen gedeckten Vorhof hinauszugehen, wo ein quadratischer Bretterverschlag stand. Dessen Tür zeigte im oberen Drittel eine Öffnung in Herzform. Im Verschlag drin setzte man sich auf eine Holzkiste, die eine runde Öffnung aufwies. Auf der einen Seite war Platz für rechteckig zugeschnittene Blätter eines Familienheftes. Auf die andere Seite schob man den hölzernen Deckel, der nach verrichtetem Geschäft wieder auf das Loch zu rücken war. Trotz den scharfen Gerüchen, die dem Abgrund entströmten, war es mir wohl in diesem Häuschen.

Im Vorhof drin befand sich der Kaninchenstall, rechts davon ein Verschlag für die Hühner. Wie stolz war ich, Hühnern und Kaninchen das Futter zu bringen, die Kaninchen beim Fressen zu beobachten und sie zu streicheln, wenn die Grossmutter dabei war. Katzen gehörten selbstverständlich ebenfalls zum Haus, junge und alte. Ich habe nie herausgefunden, welche der Grossmutter, gehörten und welche durchreisende Gäste waren. Jean-Jacques Rousseau, der das Evangelium von der natürlichen Güte des unverdorbenen Menschenkindes verkündet hat, hätte damals an mir keine Freude empfunden, wie wahrscheinlich an keinem seiner Kinder, die er ja nicht selber aufzog. Denn eines Tages stach mich der Hafer. Ich packte eine der

kleinen Katzen am Genick und warf sie in die mit Regenwasser gefüllte Tonne, die draussen unter der Dachtraufe stand. Die Katze wehrte sich verzweifelt und versuchte über den Rand der Tonne zu entweichen. Mit dem Tonnendeckel drückte ich sie immer wieder unter Wasser. Ich hörte erst auf mit dem grausamen Spiel, als sich die Katze nicht mehr regte. Warum ich dies tat? Ich weiss es bis heute nicht. Den schrecklichen Todeskampf der Katze habe ich aber nie vergessen können.

Offenbar wurde während meines Ferienaufenthaltes die Sache nicht entdeckt. Jedenfalls hat nie jemand ein Wort darüber verloren. Ich selber schwieg.

Grossvater war ein schweigsamer Mann. Er hörte schon damals schlecht. Aber seine Freude an mir war echt und ungekünstelt. Ich liebte ihn schon allein darum, weil er mir in seiner Freizeit kurz nach meiner Geburt ein Kinderbett aus solidem Eichenholz gezimmert hatte. Es war ein Bett, in dem ich mich geborgen fühlte. Ja, alles, was mit den Eltern meines Vaters zusammenhing, atmete Geborgenheit: die rundliche lebhaftige Grossmutter, deren Herzensgüte man spürte, auch wenn sie schimpfte; der aufrechte Gang und die starke schwielige Hand des Grossvaters, der mit gutmütigem Brummen seine Ehegattin kommandieren liess; das heimelige Haus – ärmlich und ohne Komfort –, das für mich fast wie ein lebendes Wesen war, voll guter Geister überall. Ich wäre noch heute in der Lage, dessen verwinkelten Grundriss zu zeichnen.

Ich liebte das Dorf, die drollige Aussprache der Mundart, die einen andern Tonfall hatte als die unsrige, den Kirchturm mit dem Storchennest, in welchem die stolzen Vögel hausten, das freundliche Tuten des Birsigtalbähnchens – kurz, zum ersten Mal in meinem kleinen Leben fühlte ich mich vollkommen glücklich.

Zum Abschluss meiner Ferien hatten mir die Grosseltern einen Spaziergang nach Frankreich versprochen. An einem prächtigen, heissen Sommertag wanderten Grossvater, Grossmutter und ich über Land. Da und dort zeigte mir Grossvater eine Wiese, die ihm gehörte. Ein grosser Markstein kam in Sicht. «Hier

beginnt Frankreich», erklärte mir Grossvater. Eigentlich hätte ich eine Barriere oder zum Mindesten einen Strich am Boden erwartet, und einen Zöllner vor einem Posten. Nein, Frankreich sah aus wie die Schweiz. «Die Übergänge auf so kleinen Feldwegen sind nicht bewacht», sagte Grossvater, «jeder hier weiss, wo die Grenze durchläuft». In Frankreich kehrten wir in einem Wirtshaus ein, wo ich eine Grenadine trank. Müde, aber glücklich, kehrte ich nach Oberwil zurück. Zum ersten Mal war ich in einem fremden Land gewesen: ein unvergessliches Abenteuer.

Als mich am andern Tag Grossmutter nach Basel brachte, um mich dort in den richtigen Zug nach Olten zu setzen und den Kondukteur zu instruieren, weinte ich heisse Tränen. Oberwil, Grossvater, Grossmutter hatten von da an einen festen Platz in meinem Herzen

Es war eine affektive Bindung entstanden, die mich über Jahre hinweg begleitet hat. Darum überkam mich eine grosse Traurigkeit, als ich nach dem Zweiten Weltkrieg meinen Heimatort, der inzwischen zu einem Vorort von Basel – wie andere Birsigtaldörfer auch – «avanciert» war, besuchte. Alle Spuren, die an meine Kindheit erinnerten, waren ausgelöscht. Auf dem Kirchturm hausten keine Störche mehr; das grosselterliche Haus hatte einem modernen Bau weichen müssen; das Birsigtalbähnchen war modernisiert und hatte allen Charme verloren.

Wieder in Suhr, kam mir die firmeneigene Mietwohnung öde und langweilig vor, ja irgendwie unheimlich. Denn Einbrecher hatten in meiner Abwesenheit versucht, nächtlicherweile einen Fensterladen im Parterre aufzusprengen. Glücklicherweise hatten die rostigen Nägel im alten Holz derart laut gequietscht, dass mein Vater erwacht war. Als die Einbrecher Lichtschimmer sahen und Schritte hörten, suchten sie das Weite. Dieser nächtliche «Besuch» war der Grund, warum ich bei meiner Rückkehr hinter der Türe eine Glocke vorfand mit einem verstellbaren Hebel, den meine Eltern, ehe sie zu Bett gingen, so einrichteten, dass die Glocke beim Niederdrücken der Türfalle einen Alarm ausgelöst hätte.

Willkommene Abwechslung brachte Edi in mein Leben. Er stammte aus Bern. Wie ich in Oberwil bei meinen Grosseltern, so durfte er in Suhr bei seiner Tante einen Teil seiner Ferien verbringen. Diese wohnte uns gegenüber in einem stattlichen Haus, in welchem sie sich einen Spezereiladen eingerichtet hatte, während ihr um einige Jahre älterer Ehemann im Keller einen Weinhandel betrieb. Frau Wildi war eine energische Person, die wir Kinder mehr respektierten als liebten. Dagegen gefiel uns Herr Wildi, von Frau und Tochter Anita, die als junge Klavierlehrerin ihren Lebensunterhalt bestritt, kurz «Kadi» genannt. Kadi hatte in den ersten Dezennien seines Lebens in Moudon als Koch gearbeitet und war durch die welsche Umgebung stark geprägt worden. Er liess gern fünfe gerade sein, wich seiner Frau und seiner Tochter aus, wo er konnte, und machte sich viel im Keller zu schaffen, wo er Fässer reinigte und Wein mischte, wobei er selber sich auch ein Gläschen gönnte. Edi und ich verbrachten Stunden bei ihm und seinen Tonnen, weil er die Gutmütigkeit selber und ein wunderbarer Erzähler war. Sein Reservoir an Anekdoten und Geschichten erschöpfte sich nie. Besonders lagen ihm Gruselgeschichten, in denen Hunde mit tellergrossen feurigen Augen vorkačien, die ein Haus bewachten, in welchem böse Männer mit Totenköpfen kegelten. Manche Geschichten hielten uns derart in Bann, dass wir geradezu fieberten und Papa. Wildi nach getaner Arbeit in die Küche folgten, in den einzigen Raum, wo er das Recht hatte, seine Pfeife zu rauchen. Dort bettelten wir ihm – nicht immer zur Freude seiner Enehälfte – die Fortsetzung ab. Nie sagte er nein, obwohl ihm missbilligende Blicke Frau Wildls sicher waren. Erst viel später erkannte ich, dass Kadi uns in jene Welt eingeführt hatte, die ein Mann namens Hitchcock für Erwachsene auf die Leinwand bannte.

Dass das Leben – selbst in Suhr – einem das Gruseln beibringen konnte, sollten Edi und ich bald erfahren. Bei gutem Wetter spielten wir gern am Ufer der Suhre. Wir beobachteten das Schwänzeln der Fische und warfen flache Steine um die Wette über das gemächlich fliessende Wasser. Plötzlich ent-

deckte ich genau zu unseren Füßen einen Menschen im Wasser. Dieses war so klar, dass ich die Frau, die Wildis schräg gegenüber wohnte, erkannte'. Edi und ich rannten in den Keller von Papa Wildi und zertraten ihn von seinen Fässern weg. Er folgte nur widerstrebend. Offensichtlich glaubte er uns nicht. Vermutlich hielt er uns für Opfer seiner Geschichten. An Ort und Stelle erschrak er. Noch nie hatten wir den etwas beleibten Mann so schnell rennen sehen. Mit Hilfe eines Kunden, der sich gerade im Laden befand, zog er die Frau aus dem Wasser und brachte sie in das nah gelegene Waschhäuschen. Dann wurden wir Kinder weggewiesen. Die Wiederbelebungsversuche waren von Erfolg gekrönt. Ich habe nie erfahren, ob diese Frau ins Wasser gegangen oder ausgeglitten war, auch dann nicht, als sie Jahre später – wir wohnten schon lange nicht mehr in Suhr – unsere Waschfrau wurde. Sie gab mir von ihrem schwer verdienten Lohn jedes Mal, obwohl meine Mutter das nicht gern sah, einen Fünzfinger. Geschah es aus Dankbarkeit, dass ich ihr Lebensretter gewesen war?

Noch bevor Edi nach Hause zurückkehrte, erschien bei Familie Wildi Danielle. Trotz des französischen Namens war sie Bernerin, eine entfernte Verwandte von Wildis. Sie hatte die Aufgabe, Edi nach zwei, drei Tagen zu seinen Eltern zurückzubringen. Danielle mochte etwa 18 Lenze gezählt haben. Für mich war Danielle ein Wesen aus einer überirdischen Welt. Ich verliebte mich zum ersten Mal, oder anders gesagt: ich entdeckte, dass Danielle eine Frau war. Ich richtete es ein, sie möglichst oft zu sehen, von weitem natürlich. Ich erinnere mich nicht, ob sie je mit mir gesprochen hat. Was tat's? Ich betete sie an.

Vor der endgültigen Abreise Danielles und Edis war ein Besuch bei Verwandten von Wildis eingeplant. Diese wohnten in einer Villa am Ende des Dorfes. Niemand ahnte, was für ein himmlisches Geschenk mir zuteil wurde, als Edi mir sagte, ich sei auch mit eingeladen. Meine Mutter putzte mich schön heraus, ermahnte mich noch und noch, ich sollte mich bei den vornehmen Leuten tadellos aufführen. Ihr Zuspruch wäre nicht nötig



gewesen, denn mehr als einmal war ich Zeuge gewesen, wie die Frau des Firmenchauffeurs mit meiner Mutter über jene Leute «in der Villa» getratscht hatte, wobei der Ausdruck «geschiedene Frau» mit einer derartigen Verachtung im Tonfall gebraucht wurde, dass ich mir unter einer «geschiedenen Frau» nur ein Ungeheuer vorstellen konnte. Wahrscheinlich hätte ich mich aus diesem Grund mit Ausreden um die Einladung gedrückt, wenn nicht Danielle gewesen wäre. Am Gartentor vor der Villa trafen wir das Töchterlein der «geschiedenen Frau», das unser Alter haben mochte, und einen Italienerbuben, dem sie Cousin sagte. Wir wurden von ihnen in den Salon geführt, wo Edi und ich vor Schüchternheit kaum aufzublicken wagten. Die «geschiedene Frau» richtete ein paar Worte an uns und sagte, wir sollten uns im Garten vergnügen, bis später zum Tee gerufen würde. Sie war kein Ungeheuer! Mir fielen lediglich ihre Goldzähne, ihre dunkle Stimme und ihr kurzer Haarschnitt auf.

Im Garten ässen wir unter Leitung des Töchterleins zunächst reichlich Himbeeren, die wir von den Stauden pflückten. Bald spielten wir «Mund auf» und «Augen zu». Dann ging's zu einem grossen Ameisenhaufen, der unter einer riesigen Tanne die Heimstatt eines fleissigen Völkchens war, das unermüdlich auf- und niederkrabbelte. Wiederum überkam uns Kinder die so gar nicht Rousseau-gemässe Grausamkeit. Mit einem heruntergefallenen Tannenast zerstörten wir den Haufen.

Nach dem Tee, bei welchem ich Danielle aus nächster Nähe bewundern konnte, traf es sich, dass der Italienerbub und ich den gleichen Drang nach der Toilette verspürten. Ich war derart von meinem Idol erfüllt, dass ich ihm – der kaum ein Wort Deutsch verstand – sagte: «Schön, Danielle!» Er aber machte vor seiner Brust zwei halbkreisförmige Bewegungen und lachte: «Si, si, Pirenel». Ein erneuter Beweis, dass es für Kinder keine Sprachgrenzen gibt.

Als Danielle und Edi weggefahren waren, erschien mir mein Leben leer und ereignislos. Wie eine Erlösung empfand ich daher die Ankündigung meiner Eltern, wir würden in einigen Wochen

(es war schon Spätherbst geworden) nach Davos fahren. Wir sollten dort Mutters Vater, Wilhelm Ritzmann, besuchen. Ein Kind macht sich in solchen Fällen keine Gedanken, warum dieser Opa Willy plötzlich mit einem Besuch beehrt werden sollte. Man hatte bei uns selten von ihm gesprochen. Ich kannte nur ein Foto, auf welcher er mit meiner Mutter als kleines Mädchen auf seinem Schoss sitzend zu sehen war. Ich wusste, dass Opa Willy lungenkrank und seit Jahren in der Basler Heilstätte in Davos untergebracht war. Ich freute mich auf die Reise. Mutter erklärte mir, dass wir mit dem ersten Zug frühmorgens Suhr verlassen müssten und erst am späten Nachmittag in Davos eintreffen würden. Opa Willy sei jetzt gesund und betreue den Zeitungskiosk auf dem Bahnhof Davos-Dorf. Er schlafe und'esse jedoch immer noch im Sanatorium, um unter ärztlicher Kontrolle zu sein. Es sei infolgedessen besser, ich würde ihm keinen Kuss geben.

Die Reise ist mir tatsächlich lang, unendlich lang, vorgekommen. Erst ab Landquart erwachte mein Interesse. Die kleinen Wägelchen auf den schmalen Schienen der Rhätischen Bahn entzückten mich, und die vielen Kurven ab Klosters, die es dem Bähnchen ermöglichten, durch bereits verschneite Wälder gewaltig an Höhe zu gewinnen, machten mir grossen Eindruck. In Davos erwartete uns Opa Willy am Bahnhof. Wir stapften durch. Zentimeterhohen Schnee Richtung Sanatorium. Es war abgemacht, dass wir mit Opa Willy zusammen am Tisch des Direktors essen sollten. Als Unterkunft hatte der dem Sanatorium benachbarte Bauer uns zwei nicht heizbare Kammern vermietet. Diese Lösung erwies sich in dem Sinne als wenig ideal, als meine Eltern sich nach dem Nachtessen meiner nicht «entledigen» konnten. So wurde ich denn jeweils Zeuge von Gesprächen zwischen meinen Eltern und Opa, die nicht für meine Ohren bestimmt waren. Die Lektüre, die man mir im Sanatorium nach dem Nachtessen in die Hände drückte, war für Erwachsene vielleicht interessant, aber nicht für einen kaum sieben Jahre alten Buben. Die Hefte fesselten mich nicht. So erfuhr ich, dass mein Opa seit geraumer Zeit mit der «Alten» (gemeint war

seine zweite Frau) keinen Kontakt mehr hatte. Auch der Stiefbruder meiner Mutter, Many, zeige sich nie. Opa brach in Tränen aus und sagte: «Ich bin ein einsamer Mann».

Nachdem er seine Tränen getrocknet hatte, fragte meine Mutter: «Ja, sag mal, leben denn «die Alte» und mein Stiefbruder Many, obwohl ihr jetzt getrennt seid, in Deinem Haus?» Opa: «Es ist nicht mehr mein Haus. Bevor mich die zweite Frau heiratete, musste ich ihr das Haus überschreiben.» Was das bedeutete, verstand ich damals natürlich nicht. Aber ich sah, dass Opa ein Mann war, der Mitleid verdiente. Trotzdem blieb er mir fremder als der Oberwiler Grossvater. Vielleicht darum, weil ich in den darauffolgenden Tagen mit etwelchem Erstaunen feststellen konnte, dass der «einsame Mann» gar nicht so verlassen zu sein schien. Wo immer wir uns mit ihm zeigten, war Opa wohlgekommen; seine Leutseligkeit liess ihn mit jedermann gut Freund sein. Am Kiosk holten Männer ihre Zeitung oder Rauchwaren; sie redeten Opa mit seinem Vornamen an. In Davos wanderten wir, wenn Opa im Kiosk beschäftigt war, durch die verschneiten Pfade und Wälder. Unvergesslich bleibt mir die Fahrt mit der Zahnradbahn ab Davos Platz nach der Schatzalp. Der Heimweg zu Fuss deuchte mich endlos. Einzig die vielen Eichhörnchen, die ohne Scheu den Pfad der Wanderer überquerten, halfen mir über die Müdigkeit hinweg. Zum ersten Mal sehnte ich mich nach dem Bett in der nicht heizbaren Kammer, wo man meist, trotz heissen Flaschen, vor eisiger Kälte kaum den Schlaf finden konnte.

Zum Abschluss unserer Ferienwoche spendierte Opa eine Schlittenfahrt. Der Bauer, bei dem wir eingemietet waren, bespannte einen bemalten, mit Fellen ausgepolsterten Schlitten mit seinen zwei Pferden, und los ging die Fahrt bis nach Davos-Frauenkirch durch die winterliche Einsamkeit. Auf dem Heimweg froren wir jämmerlich. Doch das Ergebnis der Davoser-Woche stand für alle fest: Vater und Tochter hatten nach gut acht Jahren des Schwelgens wieder zueinander gefunden.

In Suhr ging der Winter ohne nennenswerte Vorkommnisse vor-

über. Das Grossereignis kam erst mit dem Frühlingsanfang in Sicht: ich durfte endlich zur Schule! Meine Mutter kleidete mich für den Schulanfang in einen adretten Matrosenanzug und ging mit mir zum Fotografen. Selbstverständlich merkte meine Lehrerin sehr bald, dass sie mir nichts Neues zu bieten hatte. Sie war so klug, mich in die hinterste Bank zu setzen, wo ich Bücher lesen oder zeichnen durfte. Nur in Turnen, Singen und Religion war ich «Vollmitglied» im Klassenverband.

Meine Eltern fanden oder suchten im Dorf keinen Anschluss. Mein Vater ging weder in Wirtschaften, noch war er Mitglied in einem Verein, noch engagierte er sich politisch. An den freien Samstag-Nachmittagen pflegte er die wenigen Gartenbeete, die dem Mieter des Parterres zukamen. Meine Mutter hatte keine Freundinnen. Eine Ausnahme machten Wildis, die uns gegenüber wohnten. Zu ihnen wurden wir etwa einmal im Monat an Sonntagnachmittagen zu Tee und Kuchen eingeladen. Anita spielte, wenn sie gut gelaunt war, auf dem Klavier etwas vor. Ich höre noch immer, wenn ich an diese Nachmittage zurückdenke} das «Frühlingsrauschen» von Sinding, das Anita mit Bravour hinlegen konnte.

Ein einziges Mal wurden Mutter und ich in die Fabrikantenvilla gebeten. Hinter dem firmeneigenen Mietshaus stand nämlich eine Fabrik, wo Stoffdrucke hergestellt wurden. Es handelte sich um ein Kleinunternehmen, das der Familie gehörte. Eines der beiden Töchterlein ging mit mir zur Schule. Mutter war sichtlich nervös, als wir nett ausstaffiert in der Villa, die auf dem Fabrikareal stand, vorsprachen. In feinem Porzellan gab es Tee. Anschliessend spielten die beiden hübsch gekleideten Töchter in ihrem Zimmer sittsame Spiele mit mir. «Es war wirklich ein schöner Nachmittag», sagte die Fabrikantenfrau beim Abschied. «Wir müssen das wiederholen». Zu dieser Wiederholung kam es nie.

Noch eine Einladung sei erwähnt. Ich hatte längst bemerkt, dass auf dem Pausenplatz im Schulhof ein Knabe, der in die dritte Klasse ging, meist allein und verloren dastand. Er sah anders aus als seine Kameraden. Er tat mir leid; er machte

mir Eindruck, weil er schön und traurig war. Als ich mich bei seinen Kameraden nach seinem Namen erkundigte, lautete ihre Antwort: "Was, du kennst den nicht? Das ist doch der Jud Wyler". Ich erfuhr noch mehr: Wylers Vater war Viehhändler. Die Familie wohnte in einem sehr schönen Haus mit Park. Offenbar hatte der traurige Knabe meine Sympathie erraten. Eines Tages trat er auf mich zu und fragte, ob ich ihn am freien Mittwoch-Nachmittag besuchen komme. Ich gab zur Antwort: "Gern, aber ich muss noch zu Hause fragen". Meine Mutter sagte weder Ja noch Nein. Sie meinte bloss: "Was will der wohl von dir?" Nachdem ich eine Zeit lang gewerweisst hatte, ging ich am Mittwoch doch nicht hin, ohne Wyler etwas zu sagen. Irgendwie mit schlechtem Gewissen vermied ich es, wieder mit ihm zusammenzutreffen.

Später, als wir nicht mehr in Suhr wohnten, erfuhr ich von meiner Mutter, dass der "Jud Wyler" freiwillig aus dem Leben geschieden sei.

Warum wir nach Verlauf von rund drei Jahren Suhr verlassen haben, weiss ich nicht. Unsere nächste Station hiess wieder Aarau, Doch diesmal mieteten wir uns im Quartier "Scheibenschachen" ein, das auf dem linken Aare-Ufer liegt. Für mich bedeutete der Ortswechsel natürlich auch Einsitznahme in eine mir unbekannte Schulklasse im Pestalozzischulhaus. Mein Schulweg führte über die Kettenbrücke durch die ganze Innenstadt bis in unmittelbare Bahnhofnähe. Je nach Lust und Laune waren dies 20 - 30 Gehminuten. Ich genoss die vielen Abwechslungen, die eine Stadt bietet. Vor allem verweilte ich gern auf der Kettenbrücke, die leise zu beben anfang, wenn schwere Fahrzeuge über sie rollten. Die Brücke war zudem der übliche Anmarschweg der Soldaten von der Kaserne nach dem Übungsgelände in der Gehren. Beim Erscheinen einer uniformierten Kolonne hoffte ich jedesmal, der Kommandant würde den Befehl "Gleichschritt verboten!" vergessen. Ich wusste nämlich, dass bei Gleichschritt die Brücke nicht nur beben, sondern sogar tanzen würde.

Das Gehtraining – an gewissen Tagen vier Mal 30 Minuten – ermöglichte dem Zweitklässler die Meisterung der sonntäglichen Strapazen. Denn aus mir unerfindlichen Gründen nahm die Wanderlust von Vater und Mutter Besitz. Sonntag für Sonntag, von Frühjahr bis Herbst, zogen wir los, ein Picknick in Vaters Rucksack als obligate Zugabe. So lernte ich die nähere und weitere Umgebung Aaraus kennen: die Staffelegg, die Linner-Linde, die Ruine Schenkenberg, die Gisliflüh, die Wasserflüh, die Geissmatt, die Frohburg, das Sälischlössli bei Olten. Meist legten wir den Hin- und Rückweg ganz zu Fuss zurück. Nur in seltenen Fällen benützten wir das Postauto oder die Bahn. Mehr als einmal kam ich völlig erschöpft, wirklich am Ende meiner Kräfte, zu Hause an. Dennoch liebte ich diese Ausflüge. Das Essen in freier Natur, meist an einem lustig sprudelnden Bächlein, gefiel mir ungemein. In der heissesten Jahreszeit wählten die Eltern näher gelegene Ziele, so dass wir auf mitgebrachten Decken stundenlang «leuen» konnten.

Als Zweitkässler war ich einer Lehrerin, Fräulein Nöthiger, die ich gut leiden mochte, zugeteilt. Von der dritten Klasse an jedoch schwang ein Lehrer namens Meier das Szepter über uns. Er war streng und humorlos, ein in sich verschlossener Junggeselle, dessen pädagogisches Gewissen ihm gebot, in der Hauptsache die Schwachen zu fördern. Obwohl ich zunächst am Unterricht aktiv teilnehmen wollte, mich auf Fragen des Lehrers immer wieder meldete, gab es Tage, an welchen ich nie aufgerufen wurde. Herr Meier erzeugte in mir den klassischen Schulverleider. Ich hing meinen Gedanken nach, was ihn wenig kümmerte. Ich erlebte die tragische Situation, die wohl manches intelligente Kind in unserer Volksschule «auskosten» kann: man fördert die Schwachen und vernachlässigt die Aufgeweckten. Wie beneidete ich doch meine Cousins in Frankreich, die bei guten Leistungen eine Klasse überspringen konnten.

Glücklicherweise fand ich in unserem Wohnquartier den Ausgleich zu diesem trostlosen Schuldasein. Am Troxlerweg wohnten Familien mit lauter Töchtern. Die Ausnahme bildete die

Baumeistersfamilie Blattner. Aber Herr Blattner war ein gestrenger Vater und seine deutsche Frau eine wahre Arbeitsbiene, so dass ihre Buben ganz selten die Erlaubnis erhielten, mit uns auf der Strasse zu spielen. Von klein an wurden sie ins Geschäft eingespannt.

Auch der an der Ecke des Troxlerweges schon irgendwie im Abseits wohnende Knabe Heuberger durfte sich unserer Bande nicht anschliessen. Er wurde von seinen Grosseltern aufgezogen, die überängstlich waren und höchstens ihre Einwilligung dazu gaben, dass Hans mich von Zeit zu Zeit zu sich nach Hause einladen durfte. Beim obligaten Zvieri begegnete ich jeweils auch seinem Grossvater, der an einem separaten Tisch seinem Hobby, dem Briefmarkensammeln, oblag. Manchmal zeigte er uns ein ganz besonders seltenes Exemplar. «Ein Glückspilz wäre ich», brummte er einmal, «wenn ich ein 'Basler Dybli' hätte». Gerade, weil ich mir darunter gar nichts Konkretes vorstellen konnte, blieb diese Bemerkung unauslöschlich in meinem Gedächtnis haften.

Somit war ich am Troxlerweg praktisch der einzige «disponible» Knabe inmitten einer 7-köpfigen Mädchenschar, die mich – damals die natürlichste Sache der Welt – als ihren Anführer oder besser gesagt als Bandenhaupt anerkannten. Verkehr gab es im Troxlerweg wenig. Die Strasse gehörte uns. Wir machten alle erdenklichen Ball-, Hüpf- und Springspiele. «Versteckis» an Sommerabenden gehörte zu unserer Lieblingsbeschäftigung. An Mittwoch-Nachmittagen verzogen wir uns dann und wann auf den Hungerberg, wo wir im Wald «Indianerlis» machten oder Robinson spielten. Es waren glückliche, unbeschwerte Tage. Wenn es regnete, sassen wir unter irgendeinem Schopfdach und strickten. Auch ich strickte um die Wette mit. Zur Freude meiner Mutter kreierte ich meine Kniesocken und Strümpfp für den Winter selbst. Auch Handschuhe als Weihnachtsgeschenk für Opa Willy und Vater – bei der Fingerpartie freilich auf Mutters Hilfe angewiesen – gehörten zu meiner Produktion. Die Mädchen lehrten mich überdies, wie man aus einem «Fadenspüli», in welchem vier Stifte staken, einen wollenen Bandwurm erzeugen konnte, der sich zu «Unter sät zli» zusammennähen

liess: ein Weihnachtsgeschenk als «Überraschung» für Mutter.

Wir sieben plus eins verstanden Uns herrlich. Die Mädchen waren prima Kameraden und keineswegs wehleidig. Abgesehen davon, dass wir ein einziges Mal – als wir zu dritt waren – «Dökterlis» spielten, interessierte uns der Geschlechtsunterschied überhaupt nicht.

Ich habe oben Opa Willy erwähnt. Nun war er zu uns nach Aarau gezogen. Er hauste eine Treppe höher in einer Mansarde. Ich putzte ihm die Schuhe, und er gab mir dafür ein «Schoggistängeli». Er führte ein sehr regelmässiges Leben. Am Morgen blieb er lange im Bett liegen. Nachmittags verliess er bei jedem Wetter um zwei Uhr das Haus, um im Restaurant «Affenkasten» sein oder seine Bierlein zu trinken. Er hatte dort bald Anschluss gefunden und blieb jeweils bis abends um sechs Uhr. Nach dem Nachtessen zog er sich bald in seine Mansarde zurück. Seine Krankheit machte das frühe zu Bett gehen zur Pflicht, sagte er. Offenbar hatte man ihn als geheilt in Davos entlassen, aber ich sah wohl, wie der untersetzte Mann, der ein ansehnliches Bäuchlein besass, mit seinem Atem Mühe hatte. Unser Hausbesitzer – ein hablicher Maschinenmeister, der im Elektrizitätswerk Aarau tätig war und sich ein Zweifamilienhaus hatte bauen lassen, das eine gute Miete abwarf – schätzte den ruhigen, freundlichen Mann sehr und bedauerte es aufrichtig, als er uns nach drei Jahren wieder verliess, das heisst, verlassen musste. Denn seine Tuberkulose war wieder akut geworden. Eine Überführung in ein Basler Spital hatte sich als notwendig erwiesen. Ich bin überzeugt, dass ich Opa Willy, solange er bei uns weilte, an Weihnachten nicht nur Freude mit meinen gestrickten Handschuhen, Pulswärmern oder einem Halstuch machte, sondern ebenso sehr mit meinem Klavierspiel. In der Tat hatten meine Eltern, als ich in die dritte Primarschulklasse ging und mich bei Herrn Meier langweilte, einen Mietkaufvertrag für ein Klavier Marke Frenzel abgeschlossen. Mit Begeisterung liess ich mich von Fräulein Emmi Wehrli in das Reich der Noten und der Töne einführen. Meine Mutter nahm ebenfalls Unterricht, so dass wir bald mit-



einander leichte Kompositionen vierhändig spielen konnten. Somit wurden an Weihnachten meine üblichen Beiträge – Gedichte und das Vorlesen einer Weihnachtsgeschichte – durch Soli und Weihnachtsmusik zu vier Händen bereichert. Als ich noch nicht 12-jährig war, brachte ich eine Eigenkomposition zu Gehör, die eine für jene Zeit sicher originelle Klangfarbe hatte. Ich war nämlich auf den Gedanken gekommen, Dur und Moll miteinander zu vermischen. Ich entschied mich, für die rechte Hand eine Melodie in Dur zu erfinden; die linke begleitete in der Moll-Paralleltonart. Meine Mutter verzichtete nach Verlauf eines Jahres auf weitere Klavierstunden. Stattdessen besuchte sie in Aarau einen Kurs in Porzellanmalerei. Sie entpuppte sich als begabte Schülerin. Einige sehr schöne, von ihr gemalte Services befinden sich noch im Besitz unserer Familie.

Ich selber machte im Klavierspiel gute Fortschritte, zur grossen Freude meiner Lehrerin, Fräulein Wehrli. Sie stammte aus kultiviertem Milieu, besass aber offensichtlich keine grossen weltlichen Güter. Sie brachte sich und ihre bucklige Schwester mit Stundengeben durchs Leben. Sie belohnte meinen Eifer, indem sie mir statt einer halben Stunde eine ganze für den gleichen Preis erteilte, später statt einer Stunde, die sie verrechnete, 90 Minuten. Ich wurde ihr Lieblingsschüler. Anlässlich der jährlich einmal stattfindenden Vortragsübungen ihrer sämtlichen Schülerinnen und Schüler, die in irgendeinem Restaurant-Saal stattfanden, rückte ich auf dem Programm, das nach Schwierigkeitsgrad der Kompositionen gestaffelt war, mehr und mehr nach vorn. Ich genoss natürlich jedesmal den herzlichen Applaus und nicht minder den einfachen Imbiss.

Der Kontakt mit Fräulein Wehrli ist auch später nicht abgebrochen, als ich längst nicht mehr zu ihren Eleven zählte. Nachdem ihre Schwester gestorben war, bat sie mich, für sie die Beistandschaft zu übernehmen. Sie war damals bereits leidend und fühlte sich nicht imstande, ihre Angelegenheiten selber zu handhaben. So wurde die ehemalige Lehrerin mein Sorgenkind. Ich konnte ihren innigen Wunsch, bei den Menzin-

ger Schwestern untergebracht zu werden, erfüllen. Obzwar nicht katholisch, hatten ihre Eltern sie seinerzeit zu diesen Schwestern in Pension gegeben. Für Emmi Wehrli muss dies eine wunderschöne Zeit gewesen sein. So sehnte sie sich, da sie in Aarau nur ganz entfernte Verwandte besass, nach dem Ort ihrer Jungmädchenjahre zurück.

Die Krankheit, die an ihren Kräften zehrte, schritt unaufhaltsam vorwärts. Schliesslich kam nur noch die Überführung ins Kantonsspital Aarau in Frage. Emmi Wehrli verlor immer mehr an Gewicht. Die Hormonbehandlung liess Haare auf Oberlippe und ums Kinn herum spriessen. Ihre Stimme veränderte sich zum Bariton. Aber das Schlimmste: die ehemals so bescheidene, fast zu bescheidene Emmi erlitt eine Verwandlung ihres Charakters zum Bösen, was ich mit Schrecken und Mitleid machtlos mitansehen musste. Nach langem Leiden durfte sie heimgehen. Ihr Sekretär, auf welchem sie während Jahren Quitungsbüchlein unterschrieben und den sie mir vermacht hatte, begleitete uns überallhin und erinnerte mich jahrzehntelang an diesen feinfühligen Menschen, der zu den Stillen im Lande gehört hatte.

Kehren wir wieder zum Troxlerweg zurück. Eines Tages musste ich erkennen, dass ich nicht nur Freunde, sondern auch Neider hatte – nicht in unserem Quartier, wo ich sozusagen der König war. Sie sassen in meiner Klasse. Tatsächlich hatte ich nur zwei Kameraden, mit denen ich engeren Kontakt pflegte. Der eine war der Sohn eines Maurers, der andere stammte aus einer kinderreichen Lehrersfamilie. Die übrigen mieden mich. Der Anlass, der mir die Illusion, ich sei überall gern gesehen, zerstörte, hatte die Badanstalt Aarau zum Schauplatz. Diese lag parallel zum Kanal, der Aarewasser zum Elektrizitätswerk leitete. Als wir drei – Peter, der Maurerssohn, und Ruedi, der Lehrersbub, und ich – zum Sonnenbaden auf den Pritschen lagen, gab es unter meinen übrigen Klassenkameraden plötzlich am Geländer zum Kanal ein Geläuf und ein undefinierbares Gelächter. Wir drei schlossen uns der Meute an. Da schwamm im Kanal ein Hemd – mutterseelenallein. Ich traute meinen Augen

kaum: es war mein Hemd. Flugs rannte ich zum Kleiderhaken, wo ich meine Klamotten aufzuhängen pflegte. Ich hatte richtig gesehen; es **war** mein Hemd. Mit Kopfsprung hinein in den Kanal! Ich erwischte das Hemd an einem Zipfel, aber es zog mich in die Tiefe, da es wie ein Ballon mit Wasser gefüllt war. Ich konnte es mit Aufbietung aller Kräfte nicht festhalten, wollte ich nicht selber nach unten gezogen werden.

Voller Angst kehrte ich mit nacktem Oberkörper nach Hause zurück. Ich fürchtete die Schelte. Doch, nachdem ich die Geschichte wahrheitsgetreu berichtet hatte, blieb diese zu meinem grossen Erstaunen aus.

Ungefähr ein halbes Jahr, nachdem Opa Willy ins Spital nach Basel hatte eingeliefert werden müssen, kamen meine Oberwiler-Grosseltern zu uns. Ich erschrak. Ich erkannte meine Grossmutter kaum mehr. Die rundliche Frau war abgemagert; ihre Wangen, die immer die Farbe eines gesunden Apfels gehabt hatten, waren eingefallen. Sie sei krank und schwach, unfähig, den Haushalt in Oberwil weiter zu führen, erklärten mir meine Eltern. Sie bleibe vorläufig zur Pflege bei uns. Grossvater kehrte am Abend nach Hause zurück. Es gab damals noch keine AHV. Nachdem Grossmutter von unserem Hausarzt gründlich untersucht worden war, ordnete dieser die Überführung ins Kantonsspital Aarau an. Eine lange Leidenszeit für Grossmutter begann. Sie hatte Magenkrebs. Als sie starb, willfuhr Grossvater ihrem letzten Willen. Sie wollte nicht in Oberwil beerdigt sein. So gab es denn am Tag der Kremation in Aarau bei uns viel Besuch. Ich lernte zum ersten Mal die Brüder und

die Schwester meines Vaters kennen, die aus Leipzig und Paris hergereist waren. Selbstverständlich erschienen auch Tante Rosa aus Zürich, ihr Mann Albert und ihre beiden Kinder, Walter und Wally. Der jüngste Bruder meines Vaters, Alfred, nahm sich meiner besonders an. Ich habe nie vergessen, dass er mir half, über meinen Schock im Krematorium hinwegzukommen, nachdem der Pfarrer seines Amtes gewaltet hatte, öffneten sich hinter dem mit Blumen und Kränzen bedeckten Sarg, von unsichtbarer Hand bewegt, zwei Türen, und zum Klang einer

wehmütigen Melodie fuhr der Sarg langsam nach hinten, worauf die Türen sich wieder ebenso geräuschlos schlossen. Vor meinem inneren Auge sah ich Grossmutter, wie sie direkt in den Feuerbrand geschoben wurde.

Grossvater blieb zunächst in Oberwil. Die gleiche Person, die seinerzeit mit meiner Grossmutter so intensiv über die Artikel im «Vorwärts» getuschelt hatte, half ihm, so gut es eben ging. Dann wurde das Heimet vergantet, da keiner der Nachkommen ein Interesse an einer käuflichen Übernahme zeigte. Mein Vater hatte im Auftrag seiner Geschwister und mit Einwilligung Grossvaters die Versteigerung organisiert. Darum war ich Zeuge, wie Stück für Stück des Hausrates, wie Wiesland um Wiesland, wie schliesslich das Haus selbst für wenige Franken den Besitzer wechselten. Ich glaube, ich war der einzige, der in seinem Herzen eine unendliche Traurigkeit verspürte. Die Erwachsenen hatten mir, ja mir persönlich, etwas, das ich innig liebte, auf schändliche Weise entrissen.

## Glück und Schmerz der Pubertätsjahre 1930 – 1934

Die unbeschwerten Jahre am Troxlerweg fanden ihr jähes Ende durch einen erneuten Wohnsitzwechsel. Der langjährige Traum meiner Mutter ging endlich in Erfüllung. Man erstand ein eigenes Einfamilienhaus, und zwar in Buchs am Lindenweg. Diesmal stand die Behausung am westlichen Ende derselben Strasse, an der wir vor Jahren für kurze Zeit unser Domizil aufgeschlagen hatten. Das neue Heim gefiel mir gut. So viel Raum hatten wir noch nie besessen: 5 Zimmer und eine Mansarde, ein geräumiger Vorplatz beim Entree und darüber im 1. Stock ein entsprechender Balkon. Dem Esszimmer verlieh ein Erker einen besonderen Charme. Über dem Erker lud ein zweiter Balkon – nach Süden orientiert – zum Verweilen ein. Der prächtig angelegte Garten entzückte mich hauptsächlich wegen der Magnolienbäume; eine willig tragende Edelkastanie erinnerte ebenfalls an südliche Gefilde. Zudem gab es ein «Gartenhäuschen», das aus einer Buchsbaumhecke geschnitten war.

Dieses Anwesen war seit längerer Zeit leer gestanden, da die betagte Besitzerin in ein Altersheim hatte übersiedeln müssen. Der in Buchs wohnende Steuerkommissär Berger hatte den Auftrag übernommen, für das Haus einen Käufer zu suchen.

Ich erinnere mich sehr gut daran, dass mein Vater zwei Bürgen zu stellen hatte. Und dann begann die Renovation. Die Zentralheizung wurde eingerichtet. Maler Niklaus aus Rohr tapezierte und malte Räume und Treppenhaus.

Da ich die fünfte Klasse der Primarschule noch nicht beendet hatte, wäre ich verpflichtet gewesen, in Buchs zur Schule zu gehen. Doch diesmal wandten sich meine Eltern an die richtige Instanz mit der Begründung, es sei mir ein Klassenwechsel zu ersparen, da ich ohnehin die Bezirksschule in Aarau nach Verlauf eines halben Jahres besuchen würde und kurz vor der Aufnahmeprüfung ein Schulwechsel sich eher ungünstig auswirken dürfte. Dem Gesuch wurde stattgegeben. Somit verlängerte sich mein Schulweg ganz beträchtlich. Unter dreiviertel Stunden war er nicht zu bewältigen. Darum wünschte ich mir sehnlichst

ein Velo. Glücklicherweise hörte Maler Niklaus von meinem Traum. Er hatte volles Verständnis für mich und schlug meinen Eltern vor, sie sollten doch das immer noch gut erhaltene Velo seines Bruders erstehen. Der Handel kam zustande. Ich fühlte mich in den siebenten Himmel versetzt.

Wie meine Eltern Hauskauf, Renovation und Veloanschaffung finanziell bewältigen konnten, weiss ich nicht. Denn auch im Jahre 1930 waren die Immobilien nicht billig. Wenn ich mich nicht täusche, bezahlte mein Vater etwas über 30'000 Franken. Jedenfalls war das Ganze spitz kalkuliert. Denn als zwei Jahre später die Gemeinde Buchs das Netz der Kanalisation auf den Lindenweg ausdehnte und die Anstösser infolgedessen ihre Beiträge zu berappen hatten, war meine Mutter genötigt, Heimarbeit zu übernehmen, um unseren Ruin abzuwenden. Sie nähte für eine Firma kleine Säcklein, in welche Zucker abgefüllt wurde. In späteren Jahren habe ich manchmal darüber nachgedacht, warum denn mein Vater die Renovation wenigstens nicht teilweise selber hätte an die Hand nehmen können. Tapezieren und malen ist schliesslich kein Hexenwerk. Aber damals kannte man das «Do it yourself» in der Schweiz noch nicht. Zudem war mein Vater handwerklich überhaupt nicht begabt. Das Einschlagen eines Nagels war für ihn bereits ein Problem. Meine Mutter konnte besser als er mit Hammer und Zange umgehen.

Dafür begann mein Vater mit Teppichknüpfen. Er zeichnete aus einem Buch echte Perserteppiche minutiös ab und übertrug die Vorlage auf Häuschenpapier. Dann liess er Spezialwolle aus England kommen. Die Jute lieferte eine Firma aus Zürich. Nun konnte das Knüpfen beginnen. Stundenlang sassen Vater und Mutter einträchtig nebeneinander und freuten sich über das langsam Gestalt annehmende Werk. Dann und wann wurde auch ich zur Mithilfe verknurrt. Ein Teil dieser Teppiche zierte noch heute unser Heim in St. Michel d'Euzet. Sie sind unverwüstlich. Ich könnte nicht sagen, ob das Teppichknüpfen den Abbruch unseres Wandervogeldaseins herbeigeführt hat oder ob die Übersiedelung nach Buchs, das als Ausgangspunkt für Wanderungen nicht ideal war, den Ausschlag gegeben hat. Jeden-

falls kam es nur noch zu kleineren Spaziergängen an Sommerabenden oder am Sonntagnachmittag Richtung Gönhardwald oder Brügglifeld.

Ein solcher Spaziergang wurde bestimmend für mein Leben. Als wir an einem Sonntagnachmittag dem Frankegut entlang promenierten – das Frankegut bestand aus einem immensen Park mit einer hinter Bäumen verborgenen Villa –, öffnete sich das eiserne Gittertor, und eine Familie mit vier Kindern kreuzte unseren Weg. Mich durchfuhr es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ein noch nie gekannter Stich fuhr in das Herz des 12-jährigen Buben. Ursache war das blonde Mädchen in weissen Kniesacken und schwarzen Lackschuhen.

In den darauffolgenden Wochen machte ich regelmässig den Umweg über das Frankegut. Ich umkreiste es mit dem Velo in allen Richtungen. Das blonde Mädchen blieb verschollen.

Vielleicht ist es der inneren Unruhe, die mich nicht mehr verliess, zuzuschreiben, dass ich einen kecken Plan ausheckte. Meine zwei Freunde in der Klasse von Lehrer Meier, Peter und Ruedi, waren ebenfalls glückliche Besitzer von Velos. Als unser Lehrer einmal die herrlichen Glasfenster in Königsfelden bei Brugg beschrieb mit dem Zusatz, man müsse diese unbedingt gesehen haben, reifte in mir der Vorsatz, für die Herbstferien einen Ausflug nach Königsfelden mit meinen Kameraden zusammen unseren Eltern vorzuschlagen. Das Projekt war kugelsicher. Unsere Väter konnten doch vor so viel Bildungseifer nicht kneifen. Wir drei erhielten – wie erbeten – die Erlaubnis für einen ganztägigen Ausflug. Hätten die Eltern geahnt, was Peter und ich im Schilde führten, wären sie wohl nie mit uns einverstanden gewesen. Peter und mir genügte nämlich das Ziel Königsfelden keineswegs. Wir wollten Zürich sehen. Wir beide hatten Verwandte dort. Ruedi, der Lehrerssohn, der immer der brävste von uns dreien war, wurde wohlweislich nicht eingeweiht.

Am besagten Morgen radelten wir los. In Königsfelden besichtigten wir pflichtgemäss die Glasfenster. Ich glaube nicht,

dass sie uns viel Eindruck machten. Jedenfalls war es erst neun Uhr, als wir Ruedi gestanden, wir würden weiterfahren nach Zürich. Er war wie vom Donner gerührt. Aber schliesslich gab er unserer Beredsamkeit nach, und wir pedalteten weiter. Wir schafften die immer länger werdenden Kilometer trotz Schmerzen im Hintern. Um 12 Uhr trennten wir uns am Hauptbahnhof, um die Verwandten aufzusuchen, wobei Peter Ruedi generös miteinlud. Es wurde vereinbart, dass wir um 14 Uhr uns am gleichen Ort besammeln würden z-ur Heimfahrt.

Tante Rosa machte Kugelaugen, als ich bei ihr im Hirschengraben vorsprach. Die Familie sass bereits um die dampfenden Teller. Natürlich wurde ich mit meiner Erzählung der Mittelpunkt der Tafelrunde. Man bewunderte unseren Mut, und die Tante drückte mir beim Abschied einen Fünfliber in die Hand und einen herzhaften Kuss auf den Mund.

Als ich um 14 Uhr am besagten Sammelpunkt beim Hauptbahnhof eintraf, waren meine Kameraden unauffindbar. Ich wartete bis 14 Uhr 15. Was sollte ich tun? Ich entschloss mich, allein nach Buchs zurückzuradeln. Als ich nicht mehr ganz frisch und auch nicht besonders guten Mutes und eher unheldisch von der Hauptstrasse gegen den Lindenweg abbog, kamen mir meine Eltern entgegen. «Aha, da bist Du endlich, Du Ausreisser! Das ist nicht schön von Dir, uns so anzulügen!» Mir blieben die Worte fast im Halse stecken: «Ja, woher wisst Ihr denn?»

«Deine zwei famosen Kameraden haben wir vor 5 Minuten angetroffen. Sie sagten uns, Du würdest wahrscheinlich in Zürich übernachten, denn Du seist nicht zur abgemachten Zeit am Bahnhof gewesen.»

Ich kann mich nicht erinnern, welche Folgen dieses Abenteuer hatte. Jedenfalls bin ich von späteren ausgedehnten Velotouren dadurch nicht abgehalten worden.

In Buchs verkehrten wir von Anfang an intensiv mit Familie Berger. Es war ein Dreimädel-Haus. Die Älteste war mit ihren 18 Jahren bereits auswärts tätig und kam meist über das Wochenende nach Hause. Die 16-jährige Tochter war in früher Jugend von Kinderlähmung befallen worden. Sie hatte Schienen an



den Beinen, die ihr ein mühsames Gehen erlaubten. Die Jüngste stand in meinem Alter. Wir zwei schlossen gute Kameradschaft und verstanden uns bei vergnügten Spielen aufs Beste. Wenn wir bei schlechtem Wetter im Hause festgehalten wurden, bezogen wir auch die behinderte Schwester mit ein. Die Besuche von Familie zu Familie wurden bald zur Regel, so dass man auch Weihnachten, den Altjahrabend und Geburtstage miteinander verbrachte. Als ich den Sprung in die erste Bezirksschulklasse geschafft hatte, durfte ich als Belohnung die Sommerferien mit Bergers in einer Alphütte in der Pilatusgegend verbringen. Wir suchten Heidelbeeren, wanderten viel und holten dann und wann neuen Proviant im Tal. Als die behinderte Tochter einmal mit mir allein zusammen das Hüttlein hütete, nahm sie mich zu sich ins Bett. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich von ihr in die Geheimnisse eines reifen Frauenkörpers eingeweiht. Natürlich blieb es nur bei Liebkosungen.

Im darauffolgenden Winter gab es aus mir nicht bekannten Gründen zwischen unseren Familien einen Riesenkrach. Die Beziehungen wurden total abgebrochen.

Anders verhielt es sich mit unserem Nachbarn, dem Versicherungsinspektor Bay. Wahrscheinlich spielte auch eine Dosis Geschäftsinteresse mit. Jedenfalls lud die Familie Bay – Vater, Mutter und ein Sohn, der wesentlich älter war als ich – uns von Zeit zu Zeit zu einem Pic-nic auf einer Jura-Wiese ein. Der Herr Inspektor besass ein Auto – damals eine Rarität –, mit dem wir zu unserem Bestimmungsort fuhren. Da er sehr korpulent war, gab es vom Halteplatz aus keine weiten Märsche. Der Sohn Heinrich lernte, auf einer Decke liegend, den Aufgabenstoff für den KV. Ich verschlang die Bücher, die ich massenweise von der Bezirksschulbibliothek entlieh. Der Bibliothekar – Lehrer Jungi – gab mir bald einmal Ansichtsexemplare mit nach Hause. Ich durfte dann entscheiden, ob die Schule das Buch anschaffen sollte oder nicht.

Auch die Beziehungen zu Familie Wildi in Suhr wurden wieder aufgenommen. Schliesslich war der Weg nicht allzu weit und führte, wenn man abseits der Landstrasse ging, durch grüne

Wiesen, an Getreidefeldern vorbei und endete längs einer hübschen Partie einem Bach entlang bei der Suhrenbrücke.

Mit den übrigen Nachbarn in Buchs pflegten wir den höflichen Umgangston, sprachen dann und wann ein paar Worte über das Wetter und die sich verschlechternde Wirtschaftslage. Ich bedauerte es, dass ein solch distanziertes Verhalten auch der jungen Nachbarin gegenüber eingehalten wurde, die so hübsch war, wenn sie auf ihrem gedeckten Vorplatz – leicht geschürzt – die Wäsche bügelte und dazu «Zwei Herzen im Dreivierteltakt» oder «Adieu, mein kleiner Gardeoffizier» sang.

Ich fand nur einen einzigen Spielkameraden, der aber nicht nach Aarau in die Bezirksschule ging. Er musste seinem schon betagten Vater viel in Haus und Garten an die Hand gehen, und ich glaube, seine Eltern sahen es als pure Zeitverschwendung an, wenn wir zusammen spielten oder bastelten. Immerhin, ein kühnes Projekt wurde Wirklichkeit: Wir bauten eine Seilbahn – über 14 Meter lang – von Haus zu Haus. Ruedi verstand einige Geheimnisse der Elektrizität, so dass wir das Bähnchen mit Licht versehen konnten, das an Abenden natürlich recht effektiv aussah. Meinerseits war ich für die Drahtrolle angekommen. Ein Kamerad der Bezirksschule, dessen Vater eine Fabrik in Wildegg besass, versprach mir, eine solche Rolle gratis zu liefern, sofern ich sie bei ihm zuhause abholen würde. So machte ich mich mit dem Velo an einem Mittwoch-Nachmittag nach Wildegg auf. Die Familie Lattmann war sehr freundlich und bewirtete mich ausgiebig. Besonderen Eindruck aber machte mir Erwins ältere Schwester Hilde, die etwa 18 Jahre alt sein mochte. Wahrscheinlich war die Sympathie gegenseitig. Als ich mich mit der Drahtrolle stolz die schlecht beleuchtete Treppe hinunter tastete, küsste sie mich heiss und heftig.

Besuche kehrten in Buchs «dann und wann ein. Mit gewisser Regelmässigkeit erschien Karl Nickmüller, der Mann einer Jugendfreundin meiner Mutter aus Basel. Er war von Beruf Reisender. Wenn er in unserer Region auf Kundschaft ausging, machte er vor dem Mittagessen bei uns Halt. Ich freute mich

an Onkel Karl. Er war Österreicher und sprach ein herzerfrischendes Gemisch von Schweizerdeutsch und seinem angeborenen Idiom. Er besass eine kleine Statur, fuhr aber einen riesigen Amerikaner-Wagen, in welchem er seine vielen Musterkoffer verstaut hatte.

Einmal brachte mein Vater einen Kunden der Firma Trüb zu uns, der in Brasilien eine Fabrik sein Eigen nannte. Ich denke mit Dankbarkeit an den interessant aussehenden Mann mit dem braunen Teint zurück, schenkte er mir doch einen Spazierstock aus Bambus, den man beliebig biegen konnte, ohne dass er brach.

Einmal im Monat wurde ein Mitarbeiter der Firma zum sonntäglichen Mittagessen geladen, ein deutscher Graphiker, der von Trüb & Co. gelegentlich mit Aufträgen bedacht wurde. Herr Meliert erschien immer im abgewetzten Frack und schwarzer Melone und sah somit aus wie ein Gelehrter. In der Tat: das kleine Männlein war ungemein belesen. Seinen Goethe, den er glühend verehrte, konnte er beinahe auswendig zitieren. Unglaublich, wie er ins Schwärmen geriet, wobei seine Schweinsäugelein vor Begeisterung glänzten, ganz zum Missvergnügen meiner Mutter, die Goethe aus moralischen Gründen nicht besonders schätzte und mit ihrer Meinung auch nicht hinter dem Berg hielt. Daraufhin pflegte Herr Meliert mit unnachahmlicher Eloquenz seinen Liebling zu verteidigen: ein Genie könne doch nicht mit engen bürgerlichen Massstäben gemessen werden. Für einen Olympier seien keine moralischen Regeln massgebend. Ich verstand selbstverständlich nur die Hälfte der interessanten Gespräche. Doch dass Herr Meliert, seine ärmliche Existenz schamvoll verhüllend, ein Original mit einem goldenen Herzen war, erriet ich doch.

Es sei nicht verschwiegen, dass meine Mutter tatkräftig zu-griff, wo sie Not sah. Als eine Nachbarin für längere Zeit in das Spital gebracht wurde, nahmen wir einen ihrer Buben zu uns. Er wurde über ein halbes Jahr lang wie unser eigenes Kind gehalten.

In ähnlicher Weise nahm sich meine Mutter den Buben Peter und Fritz der Familie Brechbühler an. Herr Brechbühler hatte den Sprung zum selbständigen Ladeninhaber gewagt. Er war gelernter Buchbinder und besorgte die einschlägigen Arbeiten, während Frau Brechbühler im Laden Papeteriewaren verkaufte. Wenn für beide Eltern die anfallende Arbeit kaum zu bewältigen war, wussten sie Peter und Fritz bei uns in bester Obhut; beide wurden mütterlich umsorgt.

Eines Tages meldete sich ein Dauerbesuch an. Der Oberwiler Grossvater, der zu seiner Tochter – es war meine Tante Rosa – nach Zürich gezogen war, fand offenbar in der grossen Stadt keinen Anschluss. Der Sprung vom kleinen Oberwil in die Grossstadt kam für ihn zu abrupt. So fragte er meine Eltern an, ob er nicht bei uns logieren könne. Doch dieses Experiment war von kurzer Dauer. Ohne es zu wissen, hatte sich Grossvater an den lebhaften Verkehr in Zürich, an die prächtigen Promenaden dem See entlang gewöhnt. Buchs bot zu wenig Anregung. Nach einem halben Jahr kehrte er reumütig in die Grossstadt zurück, wo er nach einiger Zeit ein Stammlokal mit Gleichgesinnten fand. Bis zu seinem Ableben im hohen Alter hielt er Zürich die Treue. Die Abdankung fand im dortigen Krematorium statt. Es war für mich mehr als nur eine Pflicht der Pietät, als Pfarrer die Trauerfeier zu gestalten.

Mit Buchs sind zwei weit- oder zeitgeschichtliche Reminiszenzen verknüpft. Das Luftschiff «Graf Zeppelin» nahm mehrmals Kurs – wie uns schien – direkt über unser Haus Richtung Norden; Bei seinem Erscheinen versammelten sich die Leute auf den Strassen, um das technische Wunder zu bestaunen.

Ein anderes Wunder hielt eines Tages in unserer Wohnung Einzug. Radio Steiner – eine Grossfirma – lancierte eine Aktion, die sehr vorteilhaft zu sein schien. Man konnte einen Radioapparat im Miete-Kauf-Vertrag erstehen, mit Gratis-Service während der ganzen Mietdauer. Somit verknüpfte ein solcher Kasten die Familie Ley mit der grossen Welt. Wir konnten dank dieser Errungenschaft den Aufstieg Hitlers und seinen schliesslichen Triumph im Jahre 1933 mitverfolgen. Noch immer

gellen in meinen Ohren die Worte nach: «Deutsches Volk, gib uns vier Jahre Zeit!» Es war mir unbegreiflich, wie diese krächzende Stimme, die sich oft überschlug, die Massen derart zu fanatisieren vermochte.

Unvergesslich bleibt mir der Tod Opa Willys. Eines Morgens erklärte meine Mutter am Frühstückstisch weinend: «Heute gehst Du nicht zur Schule. Wir müssen nach Basel fahren. Opa Willy ist gestorben. Ich habe es geträumt. Sein Sarg wurde neben mein Bett gestellt.» In der Tat, noch am selben Morgen zwischen 8 und 9 Uhr läutete das Telefon. Eine Spitalschwester meldete den Hinschied meines Grossvaters. In Basel wurden meine Mutter und ich in ein Zimmer geführt, wo Opa Willy aufgebahrt lag. Zum ersten Mal erblickte ich einen toten Menschen. Mutter weinte sehr. In meinem Herzen mischten sich Angst, Mitleid mit Mutter und Abschiedsweh von Grossvater. Ich muss nachher von diesem – darf ich sagen? – Schock verstört gewesen sein. Ich erinnere mich nämlich an gar keine Einzelheiten, und doch meine ich, dass Mutter Anordnungen erteilen und Formalitäten zu erfüllen hatte.

Als wir drei Tage später (Vater, Mutter und ich) an der Beerdigung teilnahmen, wunderte ich mich über die vielen schwarzgekleideten Menschen. Von der Predigt des Pfarrers ist mir nichts geblieben, dagegen beeindruckten mich die Darbietungen eines Männerchores und der Postmusik am Ritzmann'schen Familiengrab. Verschiedene Redner würdigten Willy. Durch alle Ansprachen hindurch zog sich derselbe rote Faden: mein Grossvater musste seinerzeit intensiv am Vereinsleben teilgenommen und sich dabei grosse Verdienste erworben haben. Nicht nur wurde seine Musikalität geschätzt, sondern auch sein Charme, die Gabe, ausgleichend zu wirken und zerstrittene Geister zu versöhnen. Dass nach so langen Jahren Abwesenheit von Basel so zahlreiche Menschen Opa die letzte Ehre erwiesen haben, liess mich an der Wahrhaftigkeit «des Abschiedsgrusses: «Willy, Du bleibst unvergessen» nicht zweifeln.

Weiter oben habe ich erwähnt, dass ich die Prüfung, die mir den Weg in die Bezirksschule Aarau öffnen sollte, bestanden habe. Der Name der Schule sagt aus, dass Mädchen und Buben aus dem ganzen Bezirk sich zu dieser Selektion melden konnten. Darum waren an den Prüfungstagen viele unbekannte Gesichter in der Aula versammelt, wo die Gruppeneinteilung vorgenommen wurde. Ich glaube, dass allen das Herz klopfte, als der Rektor die Namen von einer Liste las.

Mit dem Brief, der die Aufnahme bestätigte, kam auch das Formular, in welchem zu vermerken war, ob man in die Lateinklasse eingeteilt werden wolle und ob Instrumentalunterricht gewünscht werde. Meine Eltern optierten für die Lateinklasse und machten beim Vermerk «Violinunterricht» ein Kreuz. Ich habe meine Mutter im Verdacht, dass sie dies so haben wollte, weil Opa Willy ein guter Geiger gewesen war. So kam zur Klavierstunde bei Fräulein Wehrli die Geigenstunde bei Herrn Kühne hinzu. Zunächst wurden Erstklässler nur zu zweit eine halbe Stunde lang in die schwierige Phase eingeführt, dem Instrument nicht nur Kratzöne zu entlocken. Ich machte gute Fortschritte, so dass ich von der zweiten Klasse an ganzständig Herrn Kühnes Wohlwollen genoss. Er war ein gemütlicher Schwabe und freute sich, wenn er unter der Schar weniger Begabter auch einen eifrigen Schüler unterrichten durfte. Die Dreiviertelsgeige wurde natürlich bald durch eine Ganze ersetzt. Dann war ich reif für die Mitgliedschaft im Schülerorchester. Ich bedaure es heute, dass ich nach Vollendung der Bezirksschule die Geige ruhen liess. Aber die Belastung an der Kantonsschule mit Ausbildung auf zwei Instrumenten wäre zu gross gewesen. Doch die wertvolle Geige – eine «Francesco Ruggeri P in Cremona 1675» – besitze ich heute noch. Vielleicht greift später ein Enkel, der Opas Gabe geerbt hat, wieder in die Saiten.

Die Lateinklasse umfasste mehrheitlich Knaben. Deshalb wurden die Mädchen recht eigentlich umworben. Es gab ein festfügtes Ritual: man richtete an ein Mädchen eine Anfrage (auch das Umgekehrte kam ausnahmsweise vor), die, wenn sie bejaht

wurde, eine exklusive Freundschaft einleitete. Wollte ein Partner diese Freundschaft nicht mehr weiterführen, musste eine Absage entweder schriftlich oder durch Vermittlung einer Drittperson erfolgen. In dieser Hinsicht waren die Mädchen weit weniger zurückhaltend als in Sachen «Anfrage». Ich hatte verschiedene Freundinnen. Vor allem verdrehte mir ein Arzttöchterlein den Kopf, dem der Übername «Pfupf» völlig entsprach. «Pfupf» war von vielen männlichen Wesen begehrt, auch von solchen, die älter waren als wir. Kein Wunder, dass «Pfupf» später die Gattin des berühmten Dr. Walter Boveri geworden ist!

Man hätte wohl sagen können, ich sei vom Frühjahr bis zum November von Blume zu Blume gesehelt. Doch dann kam die Wende. Da an Schulanlässen wie Schülerabend oder Maiezug getanzt wurde, besuchte ich bei der honorablen Myrta Sommer in Aarau meinen ersten Tanzkurs. Sie lehrte uns nicht nur tanzen, sondern auch Anstand und Sittsamkeit. Drückte man ein Mädchen zu sehr an sich, schritt sie sofort ein. In diesem Tanzkurs entdeckte ich ein blondes Mädchen, das mir bekannt vorkam, das ich aber in der Schule noch nie gesehen hatte. Dies mochte seinen Grund darin haben, dass wir Lateiner Mädchen der Nichtlateinklassen meist als unter unserer Würde stehend einstuften. Nun, mir gefiel das blonde Mädchen. Die Damenwahl – pro Abend etwa zwei- bis dreimal – machte mir klar, dass auch das Mädchen mich gut leiden mochte. Noch vor Weihnachten – also kurz vor meinem 13. Geburtstag – wagte ich eine Anfrage, die nach Wiederbeginn des Tanzkurses im Januar akzeptiert wurde. Von da an war es selbstverständlich, die neue Freundin nach Schluss heimzubegleiten. Ursi, so hiess sie, blieb schliesslich an der Entfelderstrasse vor einer grossen Villa stehen. «Hier wohne ich». «Das ist ein sehr schönes und geräumiges Haus». «Ja, weisst Du, früher lebten wir in einem noch grösseren. Vielleicht kennst Du es: im Frankegut». Damit fiel es wie Schuppen von meinen Augen: ich hatte das Mädchen, das mich vor anderthalb Jahren so beeindruckt hatte, gefunden! Von da an hatte ich für kein anderes weibliches Wesen

mehr etwas übrig. Ursi war sehr zurückhaltend, was ich schätzte. Für mich war dieses Wesen die Verkörperung der absoluten Reinheit. Ich blieb ihr treu, auch als sie mir mitteilte, dass ihre ganze Familie aus finanziellen Gründen für ein halbes Jahr nach Deutschland übersiedeln würde. Wir schrieben uns in diesem halben Jahr regelmässig. Als sie zurückkehrte, lebte ich wieder auf. Ich weiss nicht mehr genau, wie lange diese für mich einmalige Zeit gedauert hat. Doch dann kam – wie ein Blitz aus heiterem Himmel – ihre Absage, durch eine ihrer Freundinnen überbracht. Wieder fuhr ein Stich durchs Herz. Er war furchtbar. Ich heulte wie wahnsinnig; wie ich nach Hause gelangte, weiss ich nicht. Meiner Mutter sagte ich, es sei mir schlecht, was sicher glaubhaft war. Ich verschwand in meinem Zimmer, ging zu Bett und weinte meiner grossen Liebe nach.

Wie ich die folgenden Tage und Wochen Überstand, weiss ich nicht mehr. Mit Sicherheit jedoch kann ich sagen, dass unser deutscher Schäferhund Ajax mein bester Tröster wurde. Er begleitete mich auf ausgedehnten Spaziergängen. Wen würde es wundern, dass es mich immer wieder Richtung Entfelderstrasse zog?

Meine früheren Kameraden Peter und Ruedi hatten den Übertritt in die Bezirksschule nicht geschafft. In unserer Klasse wohnte niemand Richtung Buchs. So führte ich das Leben eines Einsiedlers, der an seinen schulfreien Nachmittagen mit dem Velo – begleitet von Ajax – an den Hallwilersee radelte. Dass der Hund am Ziel ausgepumpt, um nicht zu sagen völlig erschöpft war, bemerkte ich wohl'. Dass ich ihm zuviel zumutete, kam mir damals nicht in den Sinn. Nachträglich beruhigt sich mein Gewissen – nicht ganz! – beim Gedanken, dass sich der liebe Kamerad vor der Rückreise einen langen Nachmittag ausruhen konnte. Jedenfalls begreife ich seither alle Einsamen, die sich ein Tier zum Gefährten wählen.

Anfangs 1931 – ich besuchte die 2. Bezirksschulklasse – war ich in die Pfadfinderabteilung Adler, Aarau, aufgenommen worden. Meine Eltern wussten mich dort in guter Obhut, lag doch



die Leitung in den Händen des Bankkassiers der Aargauischen Kantonalbank, dem wir Onkel sagen durften. Feldmeister von Okolski war der Nachkomme adliger polnischer Flüchtlinge, die in der Schweiz eine neue Heimat gefunden hatten. Der hochgewachsene Mann – er dürfte etwa das Alter meines Vaters gehabt haben – wurde von mir sehr verehrt. Da er nicht verheiratet war, hatte er immer Zeit für uns. Die Samstag-Übungen, die Pfingstlager und die Treffen mit den Abteilungen von Gränichen, Rohr und Lenzburg bereitete er minutiös vor. Zu meinen schönsten Erinnerungen zählen die Pfingstzeltlager, die wir im Jura verbringen durften. Vor allem machten mir die morgendlichen Andachten Eindruck, wenn «Onkel» uns aus seiner Taschenbibel ein paar Verse vorlas und seine trefflichen Gedanken daran knüpfte. Das nächtliche Lagerfeuer mit Spielen und buntem Schabernack und dem erhebenden Schlusslied «Kein schöner Land in dieser Zeit», das wir im Kreis um die verglimmende Glut eng verkettet sangen, war ein anderer Höhepunkt.

Auch meine nostalgische Liebe zum Tessin verdanke ich der Pfadfinderei. Ein Sommer-Zeltlager mitten im Maggia-Delta erfüllte die kühnsten Bubenträume: Nachtübungen mit Taschenlampen-Übermittlung der Morsezeichen, Wanderungen in den Tessinerbergen, die mit Knieschlotter endeten, ein Besuch bei einem pensionierten Aarauer Papeteristen-Ehepaar, das so grosszügig war, uns Buben die mit Trauben vollbehängene Pergola zum Mundraub freizugeben. Noch heute sehe ich das ehrfürchtige Staunen von uns Buben, die, im Gotthardzug sitzend, das schwingende Pendel in den Kehrtunnels beobachteten. Da wir ein Wagenabteil für unsere Gruppe allein zur Verfügung hatten, konnte das Experiment ohne Schwierigkeit durchgeführt werden: am Gepäckträger wurde eine Schnur, an der ein Taschenmesser baumelte, befestigt und in Bewegung gesetzt. Die Pendelausschläge zeigten aufs Eindrücklichste die Drehung des Zuges im Tunnel. Meine heute noch lebendige Bewunderung der Konstrukteure der Gotthardbahnstrecke geht auf diese erste Reise in den südlichen Teil der Schweiz zurück.

Die Kameraden, die ich bei den Pfadfindern gefunden habe, halfen mir nach Ursis Absage, ohne dass sie es ahnten, über den grossen Schmerz hinweg. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass – ganz abgesehen von meiner damaligen persönlichen Situation – die Pfadfinder-Bewegung eine ausgezeichnete Form darstellt, junge Menschen zu Anstand und Ritterlichkeit zu erziehen. Die moralischen Grundsätze, die Ethik des «Allzeit bereit», entspricht dem einen festen Halt suchenden Jugendlichen, und die schrittweise Hinführung zur Selbstverantwortung ist einfach unschätzbar. Auch ich durchlief die vorgeschriebenen Prüfungen, lernte Knoten knüpfen, Zelte aufstellen, Bäume an ihren Blättern erkennen, eine Herdstelle im Freien mit einfachen Mitteln errichten und kochen. Dass ich einmal einen Kartoffelstock mit 12 Eiern verbesserte, weil er mir zu wenig gelblich erschien, hat mich in der Abteilung unsterblich gemacht. «Onkel» ernannte mich nach einiger Zeit zum Vice-Gruppenführer der Gruppe «Luchs». Mit welchem Stolz führte ich meine Buben in Abwesenheit des Gruppenführers, das Fähnlein mit dem Luchskopf schwingend, durch die Landschaft! Um Gruppenführer zu werden, hätte ich die Oberpfadfinderprüfung ablegen müssen. Dazu fand ich jedoch die Zeit nicht mehr. Mit dem Übertritt in die Kantonsschule wuchs mein Pensum derart an, dass das Weitermachen in der Pfadfinderei, parallel auch mit der Mitgliedschaft in einer Mittelschul-Studentenverbindung, zu meinem Leidwesen nicht mehr in Frage kam.

Ein ganz besonderes Ereignis meiner Pfadfinderexistenz soll nicht vergessen werden. Ich war noch neu in der Abteilung; darum erschien «Onkel» persönlich bei meinen Eltern, um die Erlaubnis für mich zu erbitten, am Bundeslager in Genf teilzunehmen. Um die Kosten niedrig zu halten, würde die Abteilung «Adler» unter Führung von zwei Oberpfadfindern und Gruppenführern mit dem Velo in Etappen nach der Rhonestadt fahren. Er selber sei selbstverständlich an Ort und Stelle für den ganzen Betrieb verantwortlich. Meine Eltern sagten ja. Das Bundeslager fand während der Sommerferien statt. Bei schönstem Wetter pedaltel wir Richtung Genf, wo uns «Onkel»

in Empfang nahm. Noch nie hatte ich eine solche Menge von Zelten gesehen, die abteilungsweise gruppiert und nach Kantonen geordnet waren, wobei man die "Eingangstore" auf die originellste Art und Weise markierte. So weiss ich noch, dass beim Solothurner-Tor ein rechkähnliches Gestell montiert war, auf dem eine menschliche Holzattrape sich drehen liess, eben ein "Solo-Turner". Am Schlußtag bereitete "Onkel" mir, dem Jüngsten, eine unerwartete Freude. Da er wusste, dass ich die Erlaubnis von meinen Eltern erwirkt hatte, via Wallis nach Hause zu fahren, schlug er mir vor, den folgenden Vormittag in Genf zu verbringen, damit er mir persönlich die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen könne. Anschliessend würden wir mit der Bahn nach Lausanne reisen, natürlich auf seine Kosten. Das Velo könne für wenig Geld als Passagiergut verladen werden. In Lausanne wohne sein Bruder, der ein Architekturbüro sein eigen nenne, und dessen Familie sich freue, uns als Gäste zum Nachtessen und Uebernachten zu haben. So wurde ich denn mit den historischen Stätten Genfs, wo Calvin gewirkt hatte, bekannt gemacht. Ich fotografierte mit meinem 20-Franken-Fotoapparat das Reformationsdenkmal und die Fontäne am See. In Lausanne bewirtete uns die Familie von Okolski, die in einer prächtigen Villa hauste, fürstlich. Da ich müde war, ging ich früh zu Bett, während die Erwachsenen weiter diskutierten. Gegen Morgen erwachte ich, weil ich ein dringendes menschliches Bedürfnis verspürte. Der Nachttisch war leer. Ich hatte keine Ahnung, wo sich ein WC befinden könnte. In meiner Not öffnete ich schliesslich den Fensterladen und liess den Strahl ins Leere fallen. Ich war heilfroh, dass offenbar kein Unheil angerichtet worden war. Nie hat "Onkel" eine Anspielung auf diesen Notfall gemacht.

Von Lausanne aus radelte ich über Montreux und Vevey Richtung Wallis. Das Schloss Chillon wurde besichtigt, und dann geschah bei der Einfahrt ins Rhonetal bei der klusähnlichen Stelle das Wunder: Unvermittelt spürte ich um mich die Nähe Gottes; ein noch nie erlebtes Glücksgefühl durchströmte mich. Die Präsenz göttlicher Kräfte war mit Händen zu greifen. Ich

wusste mich von ihnen getragen und geborgen.

Ich weiss nicht mehr, wie 'viele Tage ich im Wallis verbrachte. Die Jugendherbergen diktierten mir die Wegstrecke. Diese Übernachtungsgelegenheiten waren nicht nur wohlfeil, man traf mit andern Jungen zusammen, bekam wertvolle Informationen über sehenswerte Örtlichkeiten und reiste dann und wann am folgenden Tag ein Stück weit mit ihnen weiter. Oft kamen mir meine Haushalt-Kenntnisse zugute. Ich half in der Küche, beim Abwaschen und Abtrocknen und wurde deshalb als Kamerad gern gesehen. Auch die Jugendherbergsleiter schätzten meine Hilfsbereitschaft. Meist waren es reizende Menschen, die ein offenes Herz für die Anliegen der Jungen hatten. Manchmal diskutierten sie abends mit ihren Gästen über Gott und die Welt und unsere Zukunftspläne. Eines sei hier festgehalten: in allen Herbergen herrschte strenge Ordnung. Burschen und Mädchen schliefen in getrennten Räumen. Um 10 Uhr abends wurde abgeschlossen. Unkameradschaftlichkeit duldete man nicht.

In der Herberge Fiesch erzählten mir Wanderkameraden von der einmalig schönen Aussicht, die vom Eggishorn aus sich auf Aletschgletscher und Märjelensee eröfne. Im Seelein würden wie kleine Eisberge die Abbrüche des Gletschers schwimmen. Ihre Schilderung lockte mich. Am anderen Morgen machte ich mich – natürlich unter Zurücklassung meines Velos in der Herberge – auf den Weg. Mittags um 2 Uhr befand ich mich auf dem Eggishorn. Meine Kameraden hatten nicht übertrieben: ich bereute den Ausflug nicht, obwohl ich erst spät abends hungrig und todmüde – ich hatte nur etwas Brot und Käse mitgenommen – nach Fiesch zurückkehrte.

An die nächsten Etappen kann ich mich nicht erinnern, aber ich weiss, dass der Aufstieg auf den Furka-Pass von Gletsch aus mich viel Schweiss gekostet hat, galt es doch, nicht nur das eigene Körpergewicht auf die Höhe zu hieven, sondern auch den «Goppel» aufwärts zu stossen. Nun, die darauffolgende Abfahrt entschädigte für manchen Aufstiegs-Seufzer.

Rückblickend staune ich über das grosse (Gott)vertrauen, das meine Eltern haben mussten. Dann und wann schrieb ich eine Ansichtskarte. Telefonieren wäre unerlaubter Luxus gewesen. Ich staune auch nachträglich über meine körperliche Leistungsfähigkeit von damals. Dabei war ich keineswegs ein sportlicher Typ im üblichen Sinn. Im Gegenteil: in der Turnstunde erwies ich mich am Reck und am Barren als Niete. Einen Pferdesprung brachte ich überhaupt nie zustande. Einzig in Schnellauf glänzte ich. Aber schon bei Weit- und Hochsprung haperte es wieder, und auch beim Handball war ich kein begehrtes Teammitglied, denn ich bekam den Trick nie heraus, wie man einen Ball mit vehementem Schuss gegen das Tor befördert. Darum sagte mir auch das Aarauer-Kadetten-Obligatorium nicht zu. Nicht, dass ich es prinzipiell abgelehnt hätte; aber es bedeutete mir wenig. Mein Herz gehörte der Pfadfinderei. Meine bescheidenen Leistungen im Turnen wurden auch nach dem Übertritt an die Kantonsschule nicht besser, obwohl ein anderer Lehrer nun die Stunden erteilte. Herr Weber, der zu den Promotoren der «Philosophie von Magglingen» gehörte, stellte die Leichtathletik in den Mittelpunkt. Doch ich blieb auch hier ein Versager im Kugelstossen und Speer- und Diskuswerfen. Lediglich, wenn Sprungmatten und Trampolin ausgelegt, beziehungsweise aufgestellt wurden, zählte ich zu den Besten. Ich liebte die Saltos und den kühnen Sprung über am Boden kauernde Kameraden, endend in einem virtuosen Überroller. So beschränkte sich meine sportliche Freizeitbetätigung auf Schwimmen im Sommer und Schlittschuhfahren im Winter. Kurse gab es keine. Man lernte durch Hinschauen und unter Mithilfe älterer Kameraden. Ich darf sagen, dass ich bald – trotz bescheidenen «Örgeli»-Schlittschuhen – zu den wendigsten Läufern gehörte, die beim «Fangis» gefürchtet waren.

Zurück zur Bezirksschule Aarau und deren Lehrer! Hier gehörte das Fachlehrer-System bereits zur Selbstverständlichkeit. Dr. Hunziker, genannt «Nagel» oder «Nägeli», war unser Klassenlehrer. Er erteilte Rechnen, Algebra, Geometrie und Geographie. Der Physiklehrer hiess Itten, genannt «Netti»; er amte-

te gleichzeitig als gefürchteter Rektor. Französisch à la Fédérale wurde uns von Herrn Schumacher, genannt «Schueni», beigebracht. Gesangsunterricht erteilte – immer in Gehrock und darum «Storch» genannt – Herr Hofmann. Deutsch und Geschichte und Latein waren die Fächer von Herrn Steiner. Ihm fehlte ein Übername, obwohl der gestrenge und gleichzeitig gütige Pfarrerssohn mit seinem gefurchten Antlitz aussah wie Pestalozzi. Ein Hüne von Gestalt, liebte er Bergtouren. Eines Tages wurden seine Stunden plötzlich abgesagt. Als er nach drei Tagen den Unterricht wieder aufnahm, wussten wir alle den Grund: seine Frau war in seiner Begleitung an der Lägeren tödlich abgestürzt. Herr Steiner schilderte unter heftigem Schluchzen den Hergang, jenen furchtbaren Moment, wo er die Hand seiner Gattin, die auf dem schmalen Grat ausgeglitten war, loslassen musste. Wir verliessen die Stunde wie begossene Pudel. Ich hatte noch nie einen Mann so herzerreissend weinen sehen. Ein halbes Jahr später etwa erkrankte Herr Steiner. Ein unheilbares Leiden fesselte ihn ans Bett. Ich besuchte ihn im Rotkreuzspital in Zürich. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah. An seine Stelle wurde Herr Mäder gewählt. In der Zwischenzeit tauchte als Stellvertreterin eine junge, hübsche Dame, Fräulein Welti, auf, von uns liebevoll «Miss Terra» getauft. Wenn ihr ein Fehler unterlief, errötete sie. Gewisse Freiheiten, die wir uns ihr gegenüber herausnahmen, die aber keineswegs böse gemeint waren, duldete sie hilflos. Als sie sich von uns verabschiedete, lud sie uns ein, sie einmal in Turgi, wo sie mit ihrem Vater ein Einfamilienhaus bewohnte, zu besuchen. Ein Klassenkamerad und ich nahmen sie beim Wort. Eines schönen Tages radelten wir nach Turgi. Wir hatten Glück; Miss Terra war zu Hause. Wen der Besuch, der unsererseits eine Sympathiekundgebung bedeutete, mehr in Verlegenheit brachte, Miss Terra oder uns beide, weiss ich nicht.

Im weiteren Sinn zählte zu meinen Lehrern Pfarrer Oser. Da ich nie in Buchs zur Schule gegangen war, wurde meiner Bitte, in Aarau konfirmiert zu werden, ohne Weiteres entsprochen.

Zwei Pfarrherren walteten hier ihres Amtes. Der eine gehörte der sogenannten positiven Richtung an, der andere nannte sich stolz liberal. Die Wahl stand uns frei. Da der liberale Pfarrer seine Liberalität unter anderem dadurch bewies, dass er seinen Konfirmanden das Auswendig-Lernen von Kirchenliedern und Bibelsprüchen ersparte, hatte er selbstverständlich grösseren Zulauf als sein positiver Kollege. Da ich weder den einen noch den andern persönlich kannte, schloss ich mich der Mehrheit meiner Klassenkameraden an. Vom Konfirmandenunterricht ist mir gar nichts geblieben. Die Konfirmation sagte mir wenig. Mein Götti war auf mehrfaches Drängen meiner Eltern doch noch erschienen, verliess aber nach dem Mittagessen unser Heim. Ich fühlte mich einsamer als je. Die vielen «Bibeli» (Akne) im Gesicht machten mich nicht glücklicher. Der Unterricht bei Pfarrer Oser hatte aber insofern eine positive Nachwirkung, dass mein Interesse an der Bibel, die für mich ein völlig unbekanntes Buch war, zwei Jahre nach der Konfirmation mit solcher Intensität erwachte, dass ich mich jeden Morgen eine Viertel-Stunde lang in sie vertiefte, das ganze Neue Testament von der ersten bis zur letzten Zelle durchackerte und mir zu Weihnachten eine Taschenausgabe dieses Bibelteiles wünschte.

Warum ich mich einsamer fühlte als je? Als ich wieder einmal den Umweg via Entfelderstrasse gemacht hatte, bemerkte ich, dass die Villa geschlossen war. Von der Freundin Ursis, die mir seinerzeit die Absage übermittelt hatte, erfuhr ich, dass die Familie für längere Zeit nach Wien gezogen sei.

Meine Sommerferien als 15-Jähriger (4. Klasse der Bezirksschule) gestaltete ich nach dem Muster der Walliser-Velotour. Diesmal war mein Ziel das Engadin. Irgendwie hatten und haben gewisse Ortsnamen immer einen Zauber auf mich ausgeübt. So lockte mich denn Maloja. Man wird sich fragen, wie ich ein solches Unternehmen finanzieren konnte. Einerseits verdiente ich – abgesehen vom Taschengeld, das monatlich 3 Franken betrug – eine zusätzliche Tranche, wenn ich freiwillig Arbeiten verrichtete wie etwa das Imprägnieren des hölzernen Gartenhaa-

ges mit Carbolineum oder stundenlanges Jäten im Garten. Ferner erteilte ich an Knaben, die sich auf die Bezirksschulprüfung vorbereiteten, Privatstunden; dann und wann auch an Bezirksschüler, die mit Latein ihre liebe Mühe hatten. Zum dritten rechnete ich meiner Mutter vor, dass sie während meiner Abwesenheit weniger Haushaltungsgeld verbräuche. Ich hätte also einen gewissen Anspruch auf Subventionierung meiner Reise. Überdies fiel es mir leicht, sehr sparsam zu leben. Ich führte einen Metakocher im Rucksack mit mir, der es mir erlaubte, wo immer ich mich befand, Suppe oder Kakao zu brauen. Die Kosten für Übernachtung in Jugendherbergen oder auch für einfache Mahlzeiten, die Jugendherbergseltern da und dort offerierten, waren gering.

So verliess ich. denn Buchs, um via Landquart – Davos – Flüelapass das Engadin zu erreichen. Unterwegs traf ich Reisekameraden, die mit mir zusammen den nicht geteerten und schlecht unterhaltenen Pass schwitzend – und wenn Autos an uns vorbeifuhren, eine fürchterliche Staubwolke aufrührend, auch fluchend – erklommen. Die Führung bei der Talfahrt übernahm ich. Als von hinten ein Auto mich überholen wollte und ich auf der schmalen Strasse an den Rand nach rechts auswich, geriet ich im losen Geröll, das sich dort angehäuft hatte, ins Rutschen und stürzte. Meine Kameraden halfen mir auf. Ich hatte Schürfwunden, und über das Gesicht floss Blut, von einer Kopfverletzung herrührend. Der Automobilist hatte ebenfalls angehalten und packte mich kurzerhand in seinen Wagen, befestigte am Reserverad hinten mein Velo und führte mich im Tal zum Arzt. Dieser stellte einen Schwartenriss fest, heftete ihn fachgerecht zusammen und verlangte für gehabte Mühe 5 Franken, was ein Loch in mein Budget riss. Trotzdem fuhren wir – es waren auch zwei Mädchen aus St. Gallen, Elisabeth und Maria, dabei – getrost weiter. Wir genossen die Fahrt durch das ganze Engadin aufwärts über St. Moritz nach Maloja.

Wir besuchten zusammen die Gletschermühlen, wanderten – von den Herbergseltern dazu ermuntert – nach Sils Maria zum Nietzsche-Gedenkstein. Elisabeth verliebte sich in mich. Ich machte Maria schöne Augen. Am 1. August schlossen wir uns der



Dorfbevölkerung an. Die Feier am Feuer war schlicht. Die kurze Ansprache wurde durch ein gemeinsam gesungenes Lied eingeraht. Ergriffen stimmten wir in die Landeshymne, die damals noch mit "Heil dir, Helvetia» begann, und die wir in der Schule auswendig gelernt hatten, mit ein. Hand in Hand und still kehrten wir in die Herberge zurück.

Via Albula-Pass, Bergün fuhren die St. Gallerinnen und ich dem Unterland entgegen. Da sie Verwandte in Seewis besuchen wollten, trennten sich unsere Wege. Vergeblich wartete ich zu Hause auf eine Karte aus Seewis, obwohl dies so versprochen worden war. Längere Zeit dachte ich viel an die schöne Maria. Dann reihte ich diese Reise zu den Erinnerungen ein, an die man gern zurückdenkt. Vor Jahresfrist liess mich Elisabeth durch Frau Lehrer Gysi grüssen (1983!)

## Adoleszenz 1934 – 1938

Die Aufnahmeprüfung in die Aargauische Kantonsschule habe ich in angenehmer Erinnerung. Eine Ausnahme machte das Fach Latein. Der gestrenge Vertreter der Sprache Roms hatte es darauf abgesehen, uns einzuschüchtern. Denn wie sollte man einen Satz, in welchem der Ausdruck «im Elsass» vorkam, ins Lateinische übersetzen, um nur ein Beispiel zu nennen? Heute bin ich überzeugt, dass der Lehrer sich an unserer Verlegenheit weidete. Am nächsten Tag meinte er: «Im Elsass, das ist doch ganz klar, heisst auf Lateinisch 'in olio sedebat' = im Öl sass!» Unser Klassenlehrer hiess Walter Gerster, der unser Français Fédéral aufpolierte. Er war im stockkatholischen Fricktal aufgewachsen, hatte sich später vom Katholizismus losgesagt und liebte es nun, hämische Bemerkungen über Kirche und Religion zu machen. Darum habe ich an der Maturitätsprüfung vier Jahre später mit bübischer Freude die Gelegenheit wahrgenommen, eine diesbezügliche Anspielung zu machen, wobei man wissen muss, dass als Experte in der Französisch-Prüfung ein katholischer Priester, der der Aufsichtsbehörde der Schule angehörte, amtierte. Herr Gerster forderte mich auf, über Leben und Lehre von Descartes zu referieren. Darauf ich: «Descartes war und blieb trotz seiner Hochschätzung der 'raison humaine' zeitlebens ein guter Katholik». Das herzliche Schmunzeln des Experten sehe ich heute noch vor mir. Herrn Gerster bin ich aber dankbar, dass er uns im fakultativen Italienisch-Unterricht den Zugang zu Pirandello eröffnete. Sein genüssliches Schmunzeln blieb mir ebenfalls unvergessen, wie er mit Nachdruck die Charakterisierung gewisser weiblicher Wesen durch Pirandello als «galline normale» = Normalhühner mit dem Ausruf «Schlechthin grossartig!» bedachte. In die deutsche Sprache und Literatur führte uns ein Lehrer ein, der schon bei weitem die Pensionierungsgrenze überschritten hatte. Er vermochte keinen von uns zu begeistern. Ähnlich erging es uns im Geschichtsunterricht. Zunächst machte der Professor uns grossen Eindruck, weil er in der ersten Stunde erklärte, er habe eigenhändig das Lehrerpult

rausgeschmissen und durch ein rundes Rauchtischlein ersetzt, um auch äusserlich zu dokumentieren, dass er von aller Schulmeisterei Abstand halten wolle. In der Tat bot er eine Art Schmalspurvorlesungen, die sicher interessant hätten sein können, wenn sich der Dozent auf seine Stunden vorbereitet hätte. Aber darauf schien er keinen Wert zu legen. Das professorale Gehaben genügte ihm. Immerhin gelang es ihm, in mir<sup>1</sup> die Begeisterung für Friedrich II, den Stauffer, der als Kaiser über das Heilige Römische Reich deutscher Nation und gleichzeitig als König über Unteritalien und Sizilien herrschte, zu wecken.

Mit Erleichterung nahmen wir nach Ablauf eines Jahres zur Kenntnis, dass unser Lehrer an der Bezirksschule, Ernst Mäder, an die Kantonsschule gewählt worden sei. Wir durften so dem gestrengen Präceptor entrinnen, denn für die Fächer Latein und Griechisch wurden wir dem Neugewählten zugeteilt. So sind denn einige meiner Klassenkameradinnen und Kameraden und ich selbst durch drei Jahre Unterricht an der Bezirksschule und drei Jahre an der Kantonsschule von Ernst Mäder stark geprägt worden.

Es ist hier wohl auch der Ort, darauf hinzuweisen, dass die Kantonsschule Aarau damals in unserem Land ein hohes Ansehen genoss. Sie war im selben Jahr, als die Eidgenossenschaft sich in den modernen, liberalen Bundesstaat verwandelte (1848), gegründet worden. Sie profitierte von der Anwesenheit einer akademischen Elite, die aus Deutschland geflohen war und die sich glücklich schätzte, in der dem Liberalismus huldigenden Stadt eine Anstellung zu finden. Auch in der Folgezeit hatte der Kanton eine glückliche Hand. Oft zählten einzelne Lehrer zu den prominenten Vertretern ihres Faches, durch ausserordentliche Leistungen weit über die Grenzen des Kantons hinaus bekannt. Zu der Zeit, als ich die Schule besuchte, war es immer noch so, dass ihre Absolventen im 1. Semester an der Universität oder an der ETH in den naturwissenschaftlichen Disziplinen sich langweilten, weil sie den Grossteil des Stoffes bereits kannten.

Mein erstes Kantonsschuljahr (ich war 16 Jahre alt) bescherte mir ein volles Pensum; neben den obligatorischen Sprachfächern Latein und Französisch war eine naturwissenschaftliche Stofffülle zu bewältigen, die nur durch intensive Hausaufgabensstellung gemeistert werden konnte. Später kamen die fakultativen Fächer Griechisch, Italienisch und Hebräisch dazu. Auch ein Kurs in Stenographie sei nicht vergessen, von dem ich ein ganzes Leben hindurch profitieren sollte. Meine Klavierlehrerin, Fräulein Wehrli, wurde durch Walter Derrer in Aarau abgelöst. Es zeugt für die Bescheidenheit von Fräulein Wehrli, dass der Anstoss von ihr aus kam. «Ich kann Dich nicht weiterfordern», sagte sie mir eines Tages, «ich werde Dich ungerne – aber es muss in Deinem Interesse so sein – an Herrn Derrer weitergeben.» Walter Derrer gehörte zu den Stillen im Lande. Als Sohn eines Ehepaares, das einen Spezereiladen führte, hatte er den harten Weg bis zum Konzertdiplom gemeistert. Bald fand ich heraus, dass der hochmusikalische, sensible Mann nicht ellbögen konnte oder wollte. Von der Aarauer-Musikerprominenz – dazu gehörte der Organist an der Stadtkirche und der Dirigent des Cäcilienchores – wurde er belächelt und mit System boykottiert. Selten nur rief man ihn, wenn es galt, eine Aushilfe anzuheuern. Eine definitive Stelle blieb ihm Zeit seines Lebens verwehrt. Walter Derrer beklagte sich bei mir nie, obwohl sich zwischen, uns bald ein sehr herzliches Verhältnis ergab, das nicht zuletzt auf die eigentlichen Feierstunden zurückging; Herr Derrer besass zwei Flügel. So spielten wir denn zusammen die verschiedenen Klavierkonzerte, wobei er den Orchesterpart auf dem einen Flügel und ich die Klavierstimme auf dem andern übernahm. Dass dabei die honorierte Klavierstunde zeitlich weit überschritten wurde, dürfte jeder Musikfreund vermuten.

Die Sommerferien 1934 verbrachte ich im Welschland. Auf welche Weise meine Eltern zur Adresse von Pasteur Nusslé in Huémoz gekommen sind, kann ich nicht sagen. Dieser Pfarrer besetzte sein bescheidenes Gehalt dadurch auf, dass er Pensionäre bei sich aufnahm mit der Verpflichtung, diesen täglich ei-

ne Stunde französische Konversation zu bieten. Bei Tisch ging es sehr lebhaft zu. Keine Mahlzeit gab es, in deren Verlauf nicht ein oder zwei Sprösslinge der kinderreichen Pfarrersfamilie vor die Tür gestellt wurden. Vor dem Zubettgehen las Pasteur Nusslé einen Abschnitt aus der Bibel vor, an den er – natürlich auf Französisch – seine Gedanken knüpfte. Von dieser Andacht waren seine Kinder – aus begreiflichen Gründen! – dispensiert. Wir vier Pensionäre – eine Tschechin, mein Landsmann aus Solothurn, Otto Varga aus Wien und ich – aber waren dringend dazu eingeladen. Das galt auch für die Gottesdienste. Ich erinnere mich an eine mir völlig unverständlich gebliebene Predigt, in welcher das Wort fol (Glaube) mehrmals vorkam; ich kannte jedoch nur das Substantiv fois (une fois, deux fois), was einfach keinen Sinn ergeben wollte.

Pasteur Nusslé war ein guter, um nicht zu sagen begeisterter Berggänger. Davon profitierten wir an den Montagen; ja, einmal gab es sogar einen zweitägigen Marsch mit Übernachtung in einer leeren Militärbaracke. Anca und der Solothurner waren davon wenig begeistert. Otto Varga und ich jedoch genossen den Ausflug, wie wir uns denn auch sonst recht gut verstanden. Während der Solothurner seine Sympathien für Hitler kaum verbarg, gaben wir zwei unserer Gegnerschaft beredt Ausdruck, auf Deutsch natürlich.

Ob und wieweit dieser Ferienaufenthalt punkto Französisch zu Buch schlug, kann ich nicht mehr sagen. Dass er aber in menschlicher Beziehung ein Gewinn war, lässt sich leicht beweisen. Die Freundschaft zwischen Otto Varga und mir ging weiter, bis der Ausbruch des 2. Weltkrieges jeden Kontakt unterbrach.

Doch nach dem Zusammenbruch Hitlerdeutschlands nahm Otto, der nach England hatte fliehen können und sich dort in guter Position befand, den Faden wieder auf. Dieser ist bis heute nicht mehr abgerissen, im Gegenteil; Nachdem Christian, unser jüngster Sohn, ein Lehr- und Wanderjahr in Ottos Fabrik in Bristol absolviert hatte, verbrachten «Keuli» (meine Frau) und ich zwei hochinteressante Ferienwochen in Ottos «Well-close Lodge» in Bradford-on-Avon, mit Exkursionen nach Bri-

stol, Stonehenge (im ehrwürdigen Rolls!), Oxford und Bath. Als «Revanche» stellten wir unser Ferienhaus in St. Michel d'Euzet Otto und seiner Familie zur Verfügung. Offenbar muss die Provence auch meinen Freund bezaubert haben, denn eines Tages erschien er unangemeldet bei uns und gestand – leicht verlegen –, dass er in Cornillon – 5 Minuten von St. Michel entfernt – ein Haus erstanden habe. Seither treffen wir uns in der Provence mit grosser Regelmässigkeit. 1984 konnten wir das 50-Jahr-Jubiläum unserer Freundschaft feiern.

Da an der Kantonsschule die Sportferien in Form eines obligatorischen Skilagers programmiert waren, wünschte ich mir zu Weihnachten ein Paar Hikory-Skis, die wir von der «Skifabrik» Hohl in Suhr, einem bescheidenen, aber seriösen Ein-Mann-«Budel», posteten. Ski-Hase war ich keiner. Mit meinen bisherigen Eschenskis hatte ich auf eigene Faust kleine Hügelchen in der Gegend der Staffelegg oder oberhalb von Erlinsbach befahren. Meine Eltern waren der richtigen Auffassung, ich sollte besser vorbereitet ah diesem Februar-Skilager teilnehmen. So wurde denn in der Zeitung ein Inserat eines Hotels in Elm (Kt. Glarus) entdeckt, das bei mässigen Preisen gutes Essen und Gratiskurse durch hoteleigenen Skilehrer offerierte. Am zweiten Weihnachtstag verabschiedete ich mich, um bis zum Schulbeginn nach Neujahr mir die richtige Skitechnik anzueignen. Elm war mir nur dem Namen nach bekannt. Elmer-Citro gehörte zu meinen Lieblingsgetränken. Das Bähnchen, das mich von der Talsohle aus in die Höhe transportierte, war altersschwach und rüttelte und schüttelte derart, dass man – um einen damals gebräuchlichen Ausdruck zu verwenden – seine Knochen hätte nummerieren müssen. In Elm entpuppte sich das Hotel als bessere Bergwirtschaft ohne grossen Komfort. Der hoteleigene Skilehrer war Hausbursche und Portier in einer Person. Er hatte keine grosse Gruppe in die Geheimnisse des weissen Sportes einzuweihen, da die wenigen Hotelgäste betagte Eheleuten waren. Nur zwei Fräuleins zwischen 25 und 30 Jahren aus dem Elsass – sie hiessen Nebel – bildeten mit mir zusammen die Skiklasse. Ich lernte also in Elm die elementaren

Schwünge. Eine Skitour gab es nicht.

Aus dem ständigen Kritisieren an Kost und Unterkunft seitens der Mutter der beiden Fräuleins erriet ich mit sicherem Instinkt deren Enttäuschung, weil unter den Gästen sich schlicht niemand befand, der ein Auge auf die nicht mit blendender Schönheit ausgestatteten Nebelinnen hätte werfen mögen.

Im Jahr 1935 bildete die morgendliche Bibellektüre einen eisernen Bestandteil meines Tagesablaufs. Das Johannes-Evangelium liebte ich ganz besonders. Die sich darin spiegelnde Welt war so ganz anders als diejenige, die mich umgab. Die einfachen Sätze, die aber fremdartig und geheimnisschwer tön-ten, wurden meine geistige und religiöse Nahrung, nach der ich hungerte. Als ich später – gewissermassen aus moralischer Verpflichtung heraus – der Kantonsschul-Bibelgruppe beitrug, wurde ich eher enttäuscht. Man zerredete die Texte, und das gemeinsame Gebet blieb formelhaft. Ich verliess nach einiger Zeit diesen Kreis.

Jedoch besuchte ich den fakultativen Religionsunterricht bei den drei Theologen, die sich damals mit uns befassten – es waren die Herren Rosenmund, Witzig und Gottlob Spoerri – regelmässig. Man durfte über weltanschauliche Fragen diskutieren. Ich selber rang mit dem Problem «Christsein und Waffendienst, wie verträgt sich beides zusammen?». Die Religionsstunden trugen viel zur Klärung dieser und anderer Fragen bei. Christliche Ethik bildete mein Kernproblem. In dieser Zeitepoche hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ein junger Mann trat an mein Bett, weckte mich und sagte: 'Folge mir nach!' Am Morgen fragte ich meinen Vater, ob er in der Nacht in mein Zimmer gekommen sei. Er verneinte. Ich interpretierte den Traum als Fingerzeig. «Ihm nachfolgen» konnte doch nur heissen «Pfarrer werden». Meine Berufswahl war getroffen. Mein Pfarrerbild setzte sich zusammen aus meinem Konfirmator und dem Pfarrer von Suhr, der in seinen Predigten nicht durch Gedankentiefe, sondern durch seine Ausstrahlung überzeugte.

Im selben Jahr 1935 lag eines Tages ein Brief aus Wien im Kasten. Die Absenderin war Ursi. Zwei Fotos ergänzten das Schreiben, in welchem sie mich um Verzeihung bat und mich fragte, ob ich nicht mit ihr korrespondieren würde. Sie hätte mich nie vergessen. Von da an gab es den wöchentlichen Briefwechsel zwischen Ursi und mir, ein Briefwechsel, der mich gewaltig beflügelte, sowohl in der Schule als auch musikalisch. Ich fand sogar Zeit, einen Roman zu verfassen. Die Hauptperson des Romans dürfte leicht zu erraten sein. Ich schickte ihn – ich hatte ja keine Ahnung vom Verlagswesen und scheute mich, jemandem mein Geheimnis preiszugeben – an eine Adresse, die ich zufällig irgendwo entdeckt hatte. Sie lautete: «Evangelischer Verlag, St. Gallen». Nach einem halben Jahr Wartezeit kam das Manuskript retour mit einem kurzen Brief des Inhalts, man würde nicht recht begreifen, warum ich den Roman ausgerechnet einem evangelischen Verlag habe zukommen lassen. So endete meine «Schriftsteller-Laufbahn», obwohl ich kurz vorher eine Kurzgeschichte in einem Familienblatt für das schöne Honorar von 30 Franken untergebracht hatte.

Die Herbstferien 1935 verbrachte ich in Basel. Onkel Karl hatte die Einladung persönlich überbracht, als er, wie gewohnt, seine Kunden in unserer Region besuchte. Die Töchter Ruth und Doris waren, seitdem ich die beiden zum letzten Mal gesehen hatte, zu kleinen Damen herangewachsen. Aber im Herzen waren wir alle drei noch immer Kinder. Die frühere Unbefangenheit war, wenigstens auf meiner Seite, nicht gewichen, obwohl die Geschlechtsreife schon einige Zeit hinter mir lag. Man hatte mir im Esszimmer ein Notbett hergerichtet. Als ich nachts erwachte, trieb mich die Neugier, Onkel Karls Bücherschrank etwas genauer anzusehen. Was ich suchte, fand sich schliesslich. Es sei vorausgeschickt, dass mich meine Eltern nie aufgeklärt haben. Meine «Kenntnisse» hatte ich sämtliche von der Gasse bezogen, so dass ich nie wusste, ob dies alles wahr sei oder garniert mit erfundenen Zutaten. So griff ich denn zu dem Buch, dessen Titel ich nicht mehr weiss. Was ich erfahren wollte, wurde eingehend beschrieben. Aber im Grunde



halfen weder Druckseiten noch Abbildungen wesentlich weiter.

Zum Abschluss der Ferien schenkte Onkel Karl Ruth und mir ein Theaterbillett. Im Stadttheater stand «Die Zauberflöte» auf dem Programm. Ruth wurde eigens für diesen Abend ein neues festliches Kleid angemessen, das die kleinen Brüste schön zur Geltung brachte. Etwas verlegen bezogen wir im Theater die ausgesucht guten Plätze. Den tieferen Sinn der Mozart-Oper erfasste ich selbstverständlich damals nicht. Die herrliche Musik war mir geläufig. Besonders genoss ich aber die Theaterambiance. Eine grössere Freude hätten Onkel Karl und Tante Frieda mir nicht machen können.

An der Kantonsschule war ich in die Mittelschul-Studentenverbindung «Humanitas» eingetreten. Das Vereinsziel bestand in der persönlichen Verpflichtung, sich jeden Alkoholgenusses zu enthalten und aktiv die Abstinenzbewegung zu fördern. Obwohl wir die gleichen Gepflogenheiten übten wie die übrigen drei Verbindungen, also Studentenmütze, Bierzipfel und – bei besonderen Gelegenheiten – Säbel und Flausch trugen, standen wir im klaren Gegensatz zu den dreien, die dem studentischen Trinkcomment frönten. Traditionsreich wie die drei, waren wir ebenfalls nicht. Aber wir hatten unsere Gönner. Gerade bei meinem Eintritt begann der Bau eines eigenen Heims, das unserer Verbindung zur Verfügung stehen sollte: ein kleines Bungalow am Hungerberg, finanziert von den Gönnern und Altherren. Wir leisteten viel Frondienst, so dass ich die Vollen- dung und Inbetriebnahme des Häuschens noch erlebte. Damit war ein Gegengewicht gegen unsere «Konkurrenten» geschaffen, die ihre Stammlokale in Restaurants mit andern teilen mussten. Im Laufe der Zeit stieg ich vom Kantus-Magister zum Fuchsmajor und schliesslich zum Präses auf. Da die «Humanitas» einem Dachverband angehörte, dem alle in der Schweiz existierenden abstinenten Mittel- und Hochschulverbindungen angeschlossen waren, gab es gegenseitige Visiten hin und her. Als Präses der «Humanitas» wurde ich zum Vorsitzenden des Dachverbandes gewählt mit der Aufgabe, in Aarau das alle vier Jahre statt- findende Zentralfest zu organisieren. Unser Verein wählte da-

mais viele Mitglieder, die mir ausnahmslos mit Begeisterung zur Hand gingen. Wir defilierten am Samstag-Abend mit imposantem Fackelzug durch die Gassen der Stadt, an der Spitze die Stadtmusik Aarau. Ein aargauischer Regierungsrat hielt die Festansprache. Anschliessend liessen wir im Saalbau ein anspruchsvolles und sehr abwechslungsreiches Programm über die Bühne rollen mit turnerischen Darbietungen (man erinnere sich an meine Liebe für gewagte Saltos!), Sketches und einem Jazzorchester, das aus Humanitanern zusammengesetzt war. Nach der grossen Pause interpretierte der Präses Roger Ley zwei Sätze aus einer Beethoven-Sonate. Das Echo in der Lokalpresse war überwältigend. Dafür sorgten ein Deutschlehrer an der Kantonsschule und die Schriftstellerin Rösy von Känel, die ich persönlich gut kannte, weil ihr Sohn ein früherer Klassenkamerad von mir war. Die Früchte dieser Anstrengungen blieben nicht aus. Noch Jahre hindurch hatte die «Humanitas» keine Nachwuchssorgen.

Der Saalbau Aarau wurde ab Winter 1935 das Ziel meiner Abendbeschäftigung. Ich hatte nämlich von der Gerantin des Musikhauses Walther, wo wir unser Frenzel-Klavier bezogen hatten und wo ich sämtliche Klavier- und Geigennoten kaufte, die Erlaubnis erwirkt, als Billettkontrolleur bei allen musikalischen Aufführungen zu fungieren. So lernte ich nach und nach nicht nur die kulturbeflissene Aarauer-High Society kennen, sondern ich kam gratis in den Genuss schönster Konzerte. Es war damals so, dass unser Provinzstädtchen Spitzenkünstler als Gastdirigenten und Solisten anzulocken vermochte. Unvergesslich bleibt mir ein Klavierabend mit Giesecking, der Debussy – vor allem «poissons d'or» – mit einer Meisterschaft wiedergab, die das Publikum (mich inbegriffen) zu Begeisterungstürmen hinriss. Natürlich richtete ich es nach Schluss der Anlässe immer so ein, dass ich mich irgendwo auf dem Weg zwischen Bühne und Solistenzimmer aufhielt. So konnte ich die Künstler aus nächster Nähe beobachten.

In der Chronologie drehe ich auf den Sommer 1935 zurück, weil die Velotour, die ich mir ausgedacht und dann auch realisiert

habe, den absoluten Höhepunkt des Jahres darstellte. Fast unwiderstehlich zog es mich nach Maloja zurück. Wieder lockten mich Namen wie Soglio, Castasegna und Pontresina. Mit meinem treuen «Göppel» zog ich mit der gewohnt bescheidenen Ausrüstung (Rucksack mit Ersatzwäsche, Regenschutz und Metakocher) zu Beginn der Ferien los. Im Vorübergehen bestieg ich den Piz Beverin (2997 m). In Andeer verfrachtete ich das Velo nach Maloja. Eine Fusswanderung führte mich über Ausserferrera nach Inner ferrera. Die staubige Landstrasse war endlos. Es wurde mir erst wohler, als ich in das Averstal einbog. Avers Cresta – war es wieder des Namens wegen? – schloss ich in mein Herz. Irgendwie hatte ich den bestimmten Eindruck, hier nicht fremd zu sein, sondern in einer mir längst vertrauten Gegend zu wandern. Das nächste Ziel bildete Juf, das höchstgelegene Dorf der Schweiz (2126 m). In der einfachen Jugendherberge war ich der einzige Gast. Am folgenden Tag gab mir der Herbergsvater seine guten Ratschläge zur Überquerung des Septimerpasses mit. Er machte mich anhand der Karte auf gewisse Punkte aufmerksam, an denen die Wegmarkierungen zu wünschen übrig liessen und wo ich besonders aufpassen müsse. «Und wenn Nebel kommt», fügte er bei, «warten und keinen Schritt weiter gehen.» Der Pfad führte über herrliche Alpwiesen. Die Flora zeigte sich in voller Pracht. Die Düfte umschmeichelten mich wie Balsam. Und links und rechts ertönten die Warnpiffe der Murmeltiere. Ein tiefes Glücksgefühl überkam mich. Ich wusste mich vollkommen eingebettet in die mich umgebende Natur. Um die Mittagszeit legte ich mich auf den samtene Teppich nieder, und nach einiger Wartefrist zeigten sich die Murmeltiere, die ich so auf eine Distanz von 3 bis 4 Metern beobachten konnte. Von Juf bis zur Engadiner Talsohle begegnete ich keinem Menschen.

In der Jugendherberge Maloja begrüßte mich das Leiterehepaar Giovanoll als alten Bekannten aufs Herzlichste. Ich erklärte ihnen, ich würde mindestens 8 Tage bleiben, um Ausflüge in die Umgebung zu machen. Zunächst nahm ich den Aufstieg zur Fuorcla Surlej in Angriff. Der Piz Corvatsch (3451 m) war zum

Greifen nah, der Rundblick auf die schneebedeckten Häupter überwältigend. Ich kletterte Richtung Piz Corvatsch aufwärts, solange sich dies ohne grosses Risiko bewerkstelligen liess. Dann ging es via Fuorcla Surlej ins Roseggtal hinunter bis nach Pontresina. Reichlich müde marschierte ich durch die parkähnliche Gegend nach St. Moritz, wo ich übernachtete. Am nächsten Tag schlenderte ich auf dem entzückenden Fussweg über Sils Maria nach Maloja zurück. Dann kam das Bergell an die Reihe. Durch die gewundene Strasse, die an die Tremola-Schlucht erinnert, marschierte ich via Vicosoprano und Stampa nach Soglio. Das Bergdorf, eingebettet in Kastanienwäldchen, war wie ausgestorben. Wieder im Talboden, lockte mich der Grenzübergang von Castasegna. Ich bestaunte die italienischen Beamten in ihren schmucken Uniformen und schmissigen Kopfbedeckungen. Zurück nach Stampa! Dort wollte ich das Postauto nach Maloja besteigen. Doch musste ich mich getäuscht haben: der Kurs wurde nicht geführt. Die Uhr zeigte gegen fünf. Müde war ich ebenfalls. Mir graute vor dem Aufstieg durch die Schlucht (von ca. 800 auf 1800 m!). Doch was blieb mir anderes übrig? Wahrscheinlich merkte ein Automobilist, der mich in der Gegend von Vico-Soprano überholte, an meinem Gang, dass ich nicht mehr im Vollbesitz meiner jugendlichen Kräfte war. Oder hatte ihm ein guter Engel etwas ins Ohr geflüstert? Jedenfalls hielt er an (Autostop kannte man damals in unserem Land nicht), obwohl er in seinem offenen Wagen eine muntere Kinderschar mit sich führte, und lud mich ein, Platz zu nehmen. Dies mag euphemistisch ausgedrückt sein, denn Fische in der Sardinienbüchse verfügen über mehr Raum. Ich dankte in Maloja dem Chauffeur aufs Wärmste. Hätte mich ein Pullmann aufgegebelt, ich wäre nicht glücklicher gewesen.

Dann stand ein Ausflug ins Fextal im Programm. Jugenherbergskameraden rühmten die Gegend als einmalig schön und interessant und luden mich ein, mit ihnen zu kommen. Ich weiss nicht, ob ich durch meine Septimerwanderung sehr verwöhnt war. Jedenfalls erschien mir dieser Ausflug als langweilig. Ich war enttäuscht.

Ganz anders erging es mir mit meinem Forno-Abenteuer. Ein fast nicht enden wollendes Weglein führte mich zum Forno-Gletscher. Auf einer gut sichtbaren Spur überquerte ich diesen, um zur Forno-Hütte zu gelangen. Dort verpflegte ich mich. Noch während ich ass, trat ein junges Paar – ein Er und eine Sie – an mich heran mit der Frage, ob ich nicht Lust hätte, mit ihnen eine Kletterei in diesen Bergeller-Bergen zu unternehmen. Ich zögerte. Ich machte geltend, dass ich noch nie eine Klettertour unternommen hätte. «Das ist kein Problem. Wir halten Dich am Seil. Du wirst sehen, es ist keine Hexerei.» Die Bergellerberge sind geformt aus Schiefergestein und bilden steil abfallende Gräte; gewisse sehen aus wie Zähne. Im Angesicht des sogenannten Kluckerzahns (benamst nach dem Erstbesteiger Klucker) kletterten wir über die Gräte. Es war schwindelerregend, in die Tiefe zu schauen. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Endlich entschlossen sich die beiden zur Umkehr. Todmüde kehrte ich mit ihnen zur Forno-Hütte zurück. Nach einer Erholungspause trat ich den Rückweg nach Maloja an. Die beiden blieben in der Forno-Hütte zurück. Kurz vor Türschluss um 22 Uhr erreichte ich die «Jugi». Ich wärmte mir rasch eine Milch, kaute ein Brötchen. Dann sank ich erschöpft auf meine Pritsche. Ich schlief die ganze Nacht hindurch. Als am Morgen die Kameraden mit Gepolter und Hallo den Schlafsaal verliessen, wurde ich wach, ging zur Toilette und legte mich wieder auf die Pritsche. Ich schlief den ganzen Tag wie tot. Ich hörte nichts vom Kommen und Gehen der Kameraden. Am Abend ass ich bei Giovanolis. Dann schlief ich nochmals ohne Unterbruch eine ganze Nacht.

Über den Splügenpass – ich schaltete noch einige Tage «Ferien» in der Jugendherberge Bivio ein – radelte ich auf dem beinahe nun schon gewohnten Weg über Chur, Landquart, Kerenzerberg nach Zürich, wo ich bei Tante Rosa vorsprach – sie wohnte jetzt an der Stockerstrasse –, die mich natürlich, ebenfalls wie gewohnt, reichlich verpflegte und beim Abschied den traditionellen Fünfliber mir in die Hand drückte. Mein Cousin Walter, der eine Drechslerlehre hinter sich hatte, aber

keine Arbeit fand und stempelte, hatte die Gelegenheit am Schopf gepackt, um mich in die Freigeld- und Freilandlehre von Silvio Gesell einzuwelken. Er war sehr belesen und vertrat die Ideen seines Meisters mit ansteckender Begeisterung. Jedenfalls erklärte ich mich – in ökonomischen Fragen ein völlig unbeschriebenes Blatt – gern bereit, eine der Gesell-Schriften mit mir zum Studium heim zu nehmen. Diese Freiland- und Freigeldtheorie überzeugte mich durch ihre Einfachheit. Doch als mein Vater das Büchlein auf meinem Schreibtisch entdeckte, befahl er mir, diesen «Chabis» sofort meinem Cousin Walter zurückzusenden. Warum das «Chabis» sein sollte, erklärte mir mein Erzeuger nicht. Es war und blieb sein autoritäres väterliches Diktum und Verdikt.

Zum Schulanfang 1936 war die Familie Zimmerlin aus Wien an die Entfelderstrasse zurückgekehrt. Die Zeit bis zu den Sommerferien verging im Flug. Ursi erzählte mir viel von Wien, und eines Tages fügte sie bei: «Du solltest die Stadt unbedingt sehen und die Menschen besuchen, die ich kenne. Ich gebe Dir die Adressen und melde Deinen Besuch im Voraus an.» Der Gedanke faszinierte mich. Zudem hatten die österreichischen Bahnen für Ausländer eine Reduktion von 30% angeboten. Mein Plan für die Sommerferien war damit realisierbar geworden: mit dem Velo fuhr ich nach Buchs (SG). Dort stellte ich es in der Jugendherberge ein. Mit der Bahn erreichte ich gegen Abend Wien. Ursi hatte mir für diesen Fall eine Adresse einer Pension in der Nähe des Bahnhofes angegeben. Die Unterkunft war gut; die Inhaberin wurde, nachdem ich den Preis zum Voraus entrichtet hatte, sehr freundlich. Obwohl das Entgelt für Übernachtung und Frühstück bescheiden war, liess mein Budget einen Daueraufenthalt dort nicht zu. Ich erkundigte mich deshalb nach einer Jugendherberge. Diese lag gar nicht zentral; die Wolldecken waren in einem miserablen Zustand, die Räume düster und kahl. Die jungen Leute, die dort verkehrten, glichen so gar nicht dem Typ, den ich in den schweizerischen Jugendherbergen angetroffen hatte. Aber mir blieb keine andere Wahl.

Mein erster Besuch galt Familie Poschar. Ich traf jedoch die

Poschars nicht in ihrer Stadtwohnung an. Die Concierge beschrieb mir den Weg zu den Wiener Schrebergärten. Dort würde ich das Ehepaar finden. Dies war denn auch der Fall. Frau Poschar hatte seinerzeit den Haushalt der Familie Zimmerlin besorgt. Ihr Mann, pensionierter Polizist, gross und schlank, musste etwa 20 Jahre älter sein. Der von Ursi bereits angekündigte Gast wurde aufs Wärmste empfangen. Ich musste erzählen, erzählen. Poschars entschuldigten sich eins über das andere Mal wegen der Bescheidenheit der Bewirtung. Mir aber mundeten die frischen Beeren mit Rahm und die Omelette aufs Beste. Bald erfuhr ich, dass • die beiden eine schwere Sorge drückte: ihr einziger Sohn – Sohn aus erster Ehe? – sass im Gefängnis. Er hatte sich der Nationalsozialistischen Bewegung Österreichs verschrieben und aktiv am Putschversuch teilgenommen, bei dem Bundeskanzler Dollfus ermordet worden war.

Nachdem ich                    meinerseits meine Unterkunft geschildert hatte, die mir                    so schlecht gefiel, offerierten mir die beiden spontan ein                    Kämmerlein in ihrem Schreberhäuschen, wenn mir das nicht zu einfach und zu armselig sein sollte. So fuhr ich denn Tag für Tag mit der Strassenbahn in die Stadt, besuchte alle Sehenswürdigkeiten – die Hofburg mit der Schatzkammer, die Karlskirche, Grinzing, den Kahlenberg, die Liechtensteingalerie, die Donau, die nicht blau war, und den Prater.

Bald merkte ich, wie gedrückt die Atmosphäre war. Die Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland hatte infolge des gescheiterten Putsches nichts von ihrer Aktualität verloren. Einmaliges Erlebnis für mich war eine Totenfeier für den ermordeten Kanzler. Er war in der Kirche aufgebahrt. Kardinal

Initzer hielt die Totengedenkmesse. Ich stand inmitten der unabsehbaren Menge und hatte kaum Raum, mich zu bekreuzigen, wenn meine Nachbarinnen dies taten. Mir gefielen die wunderbare Musik                    und die Gesänge; die Feier beeindruckte mich tief, Ein Besuch                    in der Villa einer jüdischen Dame bleibt mir ebenfalls unvergesslich. Das Dienstmädchen wünschte meine Karte. Ich besass keine. Mit tiefem Misstrauen wurde ich dann doch

empfangen. Erst, als ich den Namen Ursi Zimmerlin erwähnte, schmolz das Eis. Herrliches Obst wurde gebracht, und auch hier musste ich erzählen, erzählen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, dass diese feine, kultivierte Dame ein Jahr später, nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten, ins Konzentrationslager abgeführt worden ist...

Zwei peinliche Erinnerungen an meinen Wiener-Aufenthalt sollen nicht übergangen werden. Für jeden Tag hatte ich mir eine bestimmte Summe zugeteilt, die nicht überschritten werden durfte. Um nicht doch bei Gelegenheit mehr als erlaubt Ausgaben zu machen, nahm ich jeweils nur die «Tagesration»<sup>1</sup> mit. So hatte ich mir am Vorabend eine Eintrittskarte für ein mir sehr empfohlenes Kleintheater erstanden. Den Tag über verbrauchte ich den mitgenommenen Barbetrag. Nur das Rückfahrgeld für die Strassenbahn blieb unangetastet. Als ich die Eingangstür zum Kabarett durchschritten hatte, durchfuhr mich der bare Schreck. Die Bestuhlung glich keineswegs derjenigen des Saalbaues Aarau. Vielmehr waren kleine Tische da, um die zwei oder drei Stühle gruppiert waren. Schon erschien ein Kellner, ein Herr Ober, der mir den Platz anwies und mir die Getränkekarte für eine Bestellung reichte. Erbleichend suchte ich auf der Karte das billigste Getränk heraus. Es überstieg bei weitem meine Barschaft. Auch wenn ich den Heimweg zu Fuss angetreten hätte, wäre die Begleichung der Rechnung unmöglich gewesen. Was sollte ich tun? Ich bestellte den Saft und «genoss» mit sehr geteilten Gefühlen die ausgezeichneten Darbietungen dieser Kleinkunstbühne. Am Schluss der Vorstellung erklärte ich dem Ober, ich hätte kein Bargeld, würde ihm aber als Pfand meine Schweizeruhr hinterlassen. Er machte ein saures Gesicht, willigte aber ein, ohne eine Szene zu machen. Am andern Morgen brachte ich den Obolus und erhielt meine Uhr zurück. Ich hatte – vielleicht täusche ich mich – den Eindruck, der Herr Ober hätte lieber die Uhr behalten.

Von Ursis Empfehlung an eine sehr liebe Freundin, die auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte ausgezeichnet beschlagen sei, machte ich in dem Sinne Gebrauch, dass ich die char-



mante Dame einlud, mit mir Schönbrunn zu besuchen. Fräulein Belolawek mochte nur vier Jahre älter sein als ich selbst und hatte – wie sie mir bald gestand – einen ganzen Tag für mich frei genommen, um mir Schönbrunn und Umgebung aufs Gründlichste zu zeigen. Ich aber hatte mit einem Vormittag gerechnet. Meine Barschaft hätte unmöglich •ausgereicht, das fröhliche Mädchen zum Essen einzuladen. Während ihr melodioses Sprudeln neben mir unaufhörlich weiterging – in der Tat wusste sie nicht nur interessant zu erzählen, sondern kannte eine Menge Anekdoten, mit denen sie ihre Ausführungen würzte – suchte ich derweil krampfhaft nach Irgendeiner mehr oder weniger plausiblen Erklärung, um sie loszuwerden. Ich merkte wohl, wie sehr sie enttäuscht war. Sie tat mir leid. So sehr war ich beschämt, dass ich 1945 oder 1946, als ich einen Kindertransport des Schweizerischen Roten Kreuzes nach Wien begleitete, die Benedikt-Schellinger-gasse aufsuchte, wo sie gewohnt hatte, um durch mitgebrachte Lebensmittel meinen Fehler von damals gutzumachen. Es war ein vergebliches Unternehmen. Die Häuser dieser Gasse waren zum Teil zerstört. Niemand wusste von Fräulein Belolawek.

Nach drei Wochen Wien fiel mir der Abschied von Familie Poschar nicht leicht. Die beiden Leutchen erinnerten mich an Philemon und Baucis. Sie hatten einander sehr gern, und mich auch. Auf ihren Rat hin verliess ich den Zug in Krems, um mit einem Dampfer die schöne Donaufahrt nach Melk zu machen. In Melk hatte ich es so eingerichtet, dass mir einige Stunden zur Verfügung standen, das grossartige Barockkloster mit Kirche zu besichtigen. Ungeachtet meiner Erfahrungen verzehrte ich in Melk meine letzte Barschaft. Ich hatte unwiderstehlichen Hunger. Mit dem Nachtzug fuhr ich nach Buchs zurück. Glücklicherweise gab es keine unvorhergesehene Ausgabe mehr, und in Buchs wartete auf mich postlagernd der Betrag von fünf Schweizerfranken, um den ich meine Eltern brieflich gebeten hatte.

Nach Bezahlung einer Lagergebühr für mein garagiertes Velo leistete ich mir ein üppiges Essen. Dann machte ich mich auf den Weg via Sargans Richtung Zürich. Da ich im Nachtzug nur

wenig geschlafen hatte, fiel mir das Pedalen immer schwerer. So suchte ich denn einen geeigneten Schattenplatz und legte mich nieder. Als ich nach einer Stunde erwachte, verspürte ich erneut ein heftiges Hungergefühl. Es war, wie wenn die gute Mahlzeit die am Vortag auf Sparflamme gehaltenen Magensäfte mobilisiert hätte. Ich besass noch an Bargeld 1 Franken und 60 Rappen; dazu fand ich in einem Winkel des Portemonnaies eine Briefmarke für 20 Rappen. Meine Barschaft wollte ich nicht antasten, denn ich hoffte, sie würde ausreichen, um ein Bahnbillett von Mühlehorn nach Weesen zu kaufen. Ich war im Zeitplan im Verzug. Die Kraxele! über den Kerenzerberg hätte ich mir deshalb gern erspart. So wagte ich denn in einer Dorfbäckerei die Frage, ob man mir für eine 20-Rappen-Briefmarke etwas Brot geben würde. Die Bäckerin war misstrauisch. Aber auf meine Versicherung, sie sei wirklich echt und gültig, reichte sie mir ein Brötchen. Nach seiner Verspeisung hatte ich wieder Mut, Mühlehorn anzusteuern. Der Beamte gab mir Auskunft. Billett und Velobeförderung würden 1 Franken und 65. Rappen kosten. «o weh», sagte ich, «ich muss verzichten. Ich habe nur 1 Franken 60 bei mir.» «Das macht nichts», meinte er, «ich lege aus meinem Portemonnaie die 5 fehlenden Rappen dazu. Hier ist das Billett und der Zettel fürs Velo.» Ich war dem freundlichen Mann von Herzen dankbar. Auch von Weesen aus erschien mir der Weg nach Zürich noch lang genug. Wiederum kehrte ich bei Tante Rosa ein, die mich auffütterte und dezidiert Erklärte, eine Weiterfahrt nach Buchs (AG) komme für heute nicht in Frage. Eine Schlafstelle auf dem Divan sei rasch hergerichtet. Das war typisch Tante Rosa, die übrigens, je älter sie wurde, mehr und mehr meiner verstorbenen Oberwiler Grossmutter glich. Tante Rosa hatte aber auch das gute Herz meiner Grossmutter geerbt. Neben ihrer Verpflichtung, die Räume der Volksbank im Parterre täglich zu reinigen, kochte sie für viele hungrige Mäuler. Da war meine Cousine Wally, die ihre Freunde und Freundinnen immer wieder zum Essen mitbrachte. Mein Cousin Walter, der endlich eine Anstellung als Hilfschauffeur bei Chocolat Cailler gefunden und sich daraufhin verheiratet hatte, verpflegte sich mit seiner Frau ebenfalls im Familien-

kreis. Weil Tante Rosa eine fleissige Leserin der Schriften eines Religionsphilosophen namens Iran-Scher war, tauchte dieser nicht mit irdischen Gütern gesegnete Gottesmann gern an der Stockerstrasse auf, um von den Kochkünsten Tante Rosas zu profitieren. Diese blieb immer guten Mutes, und ihre Freigebigkeit kam von Herzen.

Nach meiner Rückkehr aus Wien begab ich mich alsbald an die Entfelderstrasse. Ich bemerkte bald, dass Ursi irgendwie anders war als sonst. Meinem Bericht hörte sie nur mit halbem Ohr zu. Auf meine Frage hin meinte sie gequält, es sei ihr heute nicht gut. Es wurde in der Folgezeit nicht anders. Schliesslich eröffnete sie mir ihre Zukunftspläne. Sie wolle Klavierlehrerin werden, wenn möglich das Konzertdiplom erwerben. Mir schien, dies könne schwerlich eine echte Berufung zum Künstlertum sein, denn bis anhin hatte Ursi nie ein besonderes musikalisches Talent bewiesen. Ich machte deshalb auf den schwierigen, dornigen Weg, der allein zum Erfolg führen könne, aufmerksam. «Eben darum», entgegnete sie, «glaube ich, dass ich mich ganz der Kunst widmen muss, und dass es deshalb besser ist, wir lassen in unserer Freundschaft eine Pause eintreten.» Aber ich hörte den diese grausamen Worte abschwächenden Versicherungen kaum mehr zu. Auf's Tiefste getroffen ging ich weg. Ich war zum zweiten Mal wieder einsam geworden.

Die unmittelbare Folge dieses erneuten Bruches: ich war genötigt, für Schülerabend und Jugendfest und für die «Besenbummel» unserer Verbindung Partnerinnen zu suchen. «Besen» nannte man im Verbindungsjargon eine feste Freundin. Man gab ihr das Besenband in den Farben der Verbindung, das sie jeweils an solchen Anlässen trug; diese führten in die weitere oder nähere Umgebung zu einem Restaurant, wo man gemeinsam tafelte und tanzte. Dafür war die Freundin moralisch verpflichtet, auf die Studentenmütze den Zirkel mit Silberfaden zu sticken. Der Zirkel der «Humanitas» zeigte ein reichlich verschnörkeltes H. Ein Mädchen, dessen Bekanntschaft ich in einem Verkaufsladen gemacht hatte, stickte ihn mit viel Kunstfertigkeit und Liebe. Aber ich wollte keine feste Freundin haben. So lud ich denn zu

jedem Tanzanlass immer ein anderes Mädchen ein. Das brachte mir den zweifelhaften «Ruhm» eines Herzensbrechers und Don Juans ein. Weil ich mir nichts anmerken liess, hat niemand meine Verzweiflung geahnt, die mich so handeln liess. Von aussen betrachtet, sah alles ganz anders aus, zumal es mir gelang, am Jugendfest 1937, an welchem ich die offizielle Festrede hielt, das schönste und begehrteste Mädchen der Stadt an meiner Seite zu haben, weshalb mich viele – auch einige Kantonschullehrer, wie ich später erfuhr – beneideten.

Um meine Einsamkeit nicht ins Unerträgliche zu steigern, schloss ich mich mehr und mehr an meine Klassenkameradin Hanni Simmen an. Wir verstanden uns recht gut. Wir sahen uns nicht nur täglich in der Schule, wo wir in den Pausen oder Zwischenstunden gern miteinander plauderten, sondern mehr und mehr wurden gemeinsame Spaziergänge zur lieben Gewohnheit. Mit keinem männlichen Freund hätte ich so offen über alle möglichen mich bewegenden Probleme sprechen mögen. Bei Hanni fühlte ich mich frei. Es kam zu einer dauernden Freundschaft. So wenigstens sah es von meiner Seite her aus. Ob die Kameradin gleich dachte, mag ich nachträglich nicht entscheiden. Jedenfalls gab es nie die geringste Andeutung, die auf eine aufkeimende Liebe hätte schliessen lassen. Ich bin bis heute davon überzeugt, dass wir in der damaligen Entwicklungsphase einander als Gesprächspartner nötig hatten. Die freundschaftlichen Beziehungen wurden später fortgesetzt, als wir 1945 Domizil in Aarau bezogen. Hanni hatte sich verheiratet, und ich war ebenfalls Ehemann. So verkehrten wir als Paare regelmässig miteinander. Eine andere Freundschaft dauerte ebenfalls über lange Zeit. Ich weiss nicht mehr, wo und auf welche Weise ich Max Dätwyler begegnet bin. Er machte eine kaufmännische Lehre und wohnte in Unterentfelden. Er anerkannte meine geistige Überlegenheit neidlos an. Ja, ich glaube, er war heimlich stolz darauf, einen gescheiten Freund zu haben. Ich wurde ihm Beichtvater und Spielkamerad in einer Person. Im Winter 1936 zogen wir, sobald die Schneeverhältnisse es zuliesse, an den Wochenenden miteinander los. Nahziele waren die Ibergeregge und der<sub>4</sub>Stoos. Mit

dem Velo, die Skis kunstvoll daran befestigt, fuhren wir bis Schwyz. Das hatte den Vorteil, dass dort Verwandte meines Freundes wohnten, wo wir die Stahlosse einstellen konnten. Dann hiess es aufwärts tippeln bis Ibergereg, sofern nicht ein Bauer mit seinem traktorgezogenen offenen Anhänger Skifahrer gegen ein bescheidenes Entgelt hinauf beförderte. Den Stoos zogen wir wegen der rassigen Abfahrtspisten vor. Aber der Weg von Brunnen aus über Morschach war bei unsicherer Wetterlage gefährlich. Die Bahn Morschach-Stoos existierte damals noch nicht. Wir wählten, wenn wir gut bei Kasse waren, die Seilbahn Schlattli-Stoos. Uebernachtungsgellegenheit fanden wir in einer Hütte, die einem Skiclub gehörte, auch Nicht-Clubmitglieder wurden dort gern gesehen. Oft ging es an den Samstag-Abenden recht ausgelassen zu und her. Uns aber faszinierten immer wieder die grossartigen Abfahrten, sei es vom Fronalpstock oder vom Klingenstock. Max und ich vervollkommneten unsere Technik mehr und mehr. Bald schreckten wir vor keiner schwierigen Passage mehr zurück. Ist es verwunderlich, dass wir deshalb andere, noch schwierigere Abfahrten suchten? Fernziel wurde Engelberg. Es ist kaum glaublich, aber dennoch wahr: wir machten die lange Fahrt per Velo über Schöftland, Triengen, Sursee, Luzern, Hergiswil, Stans, Wolfenschiessen nach Engelberg, um am Sonntag-Morgen das erste Bähnchen nach Trübsee zu erreichen. Dann wurden die Felle aufgeschnallt; der Aufstieg auf den Jochpass begann. Es reichte zu zwei, im Frühjahr zu drei Abfahrten und Aufstiegen. Dann strampelten wir den langen Weg wieder nach Hause zurück.

Um beim Thema Ski zu bleiben: 1937 verdiente ich durch Stundengeben so gut, dass ich mir regelmässig Ferien in Davos leisten konnte. Die dortige Jugendherberge war insofern gut gelegen, als man nur wenige Schritte zur Talstation der Schatzalpbahn zu gehen hatte. Von der Schatzalp aus stapfte ich mit Fellen an den Brettern dem Skilift entlang zum Strelapass. Die Strecke Strelapass - Parsenn hatte ich gern. Wenn das schmale Felsenweglein passiert war, konnte man gemächlich an wunderbar wärmender Sonne die Steigung bewältigen. Die Parsenn-Abfahrten

waren schlechthin ideal. Die Leute verteilten sich auf den Strecken nach Klosters oder Küblis so sehr, dass man zu gewissen Zeiten kaum einen Skifahrer antraf. Als ich nach Neujahr zum Schulanfang die Rückkehr antrat, wählte ich die Abfahrt nach Jenaz (mit einer auf Fellen zu bewältigenden Gegensteigung). Unwahrscheinlich: zur Mittagszeit startete man auf Parsenn, und am Abend traf man rechtzeitig zum Nachtessen in Buchs ein! Davos – Parsenn war von da an mein Ziel, so oft ich mir die Reise leisten konnte. So entschloss ich mich 1938, die Zeit zwischen schriftlicher und mündlicher Maturitätsprüfung dort zu verbringen. Statt hinter den Büchern zu sitzen, liess ich mein Gehirn auslüften. Statt Wissensstoff tankte ich Sauerstoff. Die mündliche Matur bestand ich spielend. Aber Davos war nicht der einzige Grund.

Doch wieder zurück zu 1937! In Aarau hatte eine religiöse Erweckungsbewegung Fuss gefasst. Spötter nannten sie die «Heilsarmee der Reichen». Der Gründer hiess Frank Buchman. Offiziell sprach man von der Oxford-Bewegung. Alte Wahrheiten des Evangeliums wurden verabsolutiert: absolute Wahrhaftigkeit, absolute Transparenz im Geschäftsleben und absolute Ehrlichkeit den Steuerbehörden gegenüber wurden gefordert. Es versteht sich von selbst, dass dieser biblisch fundierte religiöse Radikalismus auch auf junge Menschen anziehend wirkte, zumal man im Kreis der «Oxfordianer» absolut ernst genommen wurde. Ich trat einer Gruppe bei, die sich regelmässig im Hotel Löwen traf. Man las einen Bibeltext, übte die Stille, betete der Reihe nach und sprach sich freimütig aus. Der Gruppe gehörten bekannte Politiker, Geschäftsleute, Ladenbesitzer und ein junger Lehrer an. Obwohl ich stolz war, Mitglied dieser Gesellschaft zu sein, war mir immer unbehaglich zumute, wenn das Gebet reihum ging. Was sollte ich sagen, was bekennen? Grossen Eindruck hingegen machten mir die öffentlichen Versammlungen, an welchen «Bekehrte» Zeugnis ablegten. Nicht minder beglückte mich die grosse Freundlichkeit, mit der man sich begegnete, aufeinander hörte und miteinander umging. Ein ansteckendes Klima von Optimismus und Lebensbejahung durch-

te das Ganze. Unvergesslich hat sich mir ein charakteristisches «Oxford-Bild» eingeprägt: «Stellen Sie sich ein Glas halbgefüllt mit einer Flüssigkeit vor. Der Pessimist wird sagen: das Glas ist ja schon halbleer! Wir aber sagen: 'Wunderbar, das Glas ist ja noch halbvoll!« Eine grosse Rolle spielte der Glaube, dass man bis in die kleinsten Kleinigkeiten des Lebens hinein von höheren Mächten geführt werde. In dieser Beziehung entarteten die Bekenntnisse manchmal ins Grotteske. Zwischen dem jungen Lehrer unserer Gruppe und mir ergaben sich freundschaftliche Kontakte. Wir wanderten viel miteinander. Vor meinem Eintritt in die Rekrutenschule marschierten wir gemeinsam, als Training, von Aarau nach Frick auf wunderschönen, einsamen Jura-Wanderwegen.

Mit Beginn meiner Rekrutenschule (Sommer 1938) hörten meine Kontakte zur Gruppe auf, nicht aber zum Lehrer-Freund Willy Lienhard von Küttigen.

Die Sommerferien 1937 verbrachte ich zusammen mit Anita Wildi in Paris. Anita wohnte in einem Studentinnenheim, ich in der Cité Universitaire. Anita war nicht so unermüdlich wie ich. Darum besuchte ich das Petit Palais auf eigene Faust. Ein Gardien hatte offenbar bemerkt, dass ich nicht die richtige Gangart einschlug. Er nahm sich meiner an und gab mir zunächst eine grossartige Einführung in die Kurtst des Impressionismus, dann lehrte er mich anhand verschiedener Bilder das lange Verweilen und zeigte mir, wie wichtig die Wahl der richtigen Distanz des Betrachters zum Bild ist. Ein mir völlig unbekannter Mann gesellte sich zu uns und nahm den Faden auf. «Impressionismus, junger Mann, gibt es nicht nur in der Malerei, sondern auch auf dem Gebiet der Musik. Debussy gehört zu den Meistern des musikalischen Impressionismus.» Ich nickte zustimmend. «Darum», so fuhr er fort, «sollten Sie diese Woche unbedingt ein Billett kaufen, um ein einmaliges Erlebnis zu geniessen: Die Oper 'Pelléas et Mélisande' von Claude Debussy wird unter der Stabführung des berühmten Dirigenten Wolf aufgeführt. Gehen Sie hin; es wird Sie nicht reuen!» Ich zögerte nicht. Hatte mir die Ausstellung der Bilder ein neues Kunstverständnis erschlossen.

sen – ich habe einen Satz des Gardien nie vergessen: «Monet, c'est l'impressionisme lui-même» –, so überwältigte mich «Pelléas et Mélisande» vollends. Erschüttert, bis ins Tiefste aufgewühlt, ging ich an jenem Abend ins Bett. Seither habe ich die Oper zweimal in Zürich erlebt, unter der Stabführung von Ernest Ansermet.

Den Louvre habe ich zusammen mit Anita systematisch abgeklopft. Die Überfülle erdrückte mich. Dass zwei, drei Bilder übereinander gehängt waren, störte mich. Einen bleibenden Eindruck machte mir lediglich das Souterrain. Dort konnte man des Nachts die griechischen Statuen in raffinierter Beleuchtung bestaunen. Der Marmor der Nike von Samothrake verwandelte sich in Fleisch. Man meinte, der edle Körper beginne zu atmen. Am Musée Grévin fand ich viel Spass. Besonders die Dame, die hinter einem Vorhang ihr Strumpfband befestigte, entzückte mich, weil der Überraschungseffekt so glanzvoll ausgedacht war. Das Portrait von Adolf Hitler war schlecht.

Enttäuscht hat. Anita und mich der 14.'Juli. Am Vormittag faulenzten wir. Uns interessierte nicht so sehr das Défilé, sondern wir wollten für den Abend gerüstet sein, weiss man doch aus Büchern und Journalen, dass dann in den Strassen getanzt wird Und Musette-Folklore im Schwang steht. Leider fanden wir nichts von alledem. Entweder wählten wir die falschen Strassen, oder wir waren zu früh im Zentrum der Stadt angekommen. Als um 23 Uhr immer noch keine Valse Musette zu hören war, entschloss sich Anita zur Rückfahrt. Ich harrete bis nach Mitternacht aus. Vergeblich. Als ich die Métro in die Cité Universitaire benützen wollte, fand ich die Zugänge zur Station geschlossen. Geld für eine Taxifahrt wollte ich nicht ausgeben. Es kam zum langen Marsch, stellenweise durch schlecht erleuchtete Quartiere. Nur mit Mühe konnte ich einen aufdringlichen Zuhälter abschütteln. Auf dem ganzen Heimweg traf ich nicht ein einziges tanzendes Paar!

Ich weiss nicht, ob die allgemeine politische Lage keine Festfreude aufkommen liess. Jedenfalls konnte ich während meines



Pariser-Aufenthaltes eine Riesendemonstration beobachten; unabsehbar waren die Massen, die sich durch die Hauptstrassen wälzten, währenddem in den Seitengassen die Polizei in Bereitschaft stand. Die Slogans auf den mitgeführten Transparenten sind mir entfallen, aber die verbissenen Gesichter und die gegen den Himmel erhobenen Fäuste sehe ich noch heute vor mir. Die unheimliche Spannung, die über allem lag, war direkt physisch spürbar. Zu dieser Momentaufnahme sei eine Dauererscheinung, die das Bild ergänzt, vermerkt: nicht nur einmal haben Anita und ich in einem Café oder Restaurant Platz genommen, um eine Erfrischung oder einen Imbiss einzunehmen, mit dem Erfolg, dass nach langem Warten schliesslich ein Kellner erschien, um uns zu eröffnen: «On ne sert pas. On est en grève.»

Mein Vater hatte unseren Aufenthalt seinem Bruder Albert, mit dem er den brieflichen Kontakt aufrecht erhielt, mitgeteilt. So suchten Anita und ich eines Tages die Rue Crozatier auf. Meine Cousine Denise empfing uns. Bald erfuhren wir, dass ihre Mutter ans Bett gefesselt sei: Multiple Sklerose. Zum Mittagessen erschien Onkel Albert, der als Spengler das Brot für seine Familie verdiente. Er liess nicht locker, uns für das Wochenende zu einer Fahrt nach Le Havre einzuladen. Wir sollten das vor Anker liegende Schiff, die «Normandie», den Stolz Frankreichs, unbedingt besichtigen. Als wir am Samstag das Auto in der Rue Crozatier entdeckten, beschlichen mich gewisse Bedenken. Es war nicht das neueste Modell, um eine höfliche Umschreibung zu verwenden. In der Schweiz wäre es wohl kaum für den Verkehr zugelassen worden. Onkel Albert trug seine kranke Frau auf den Armen die Treppe hinunter und setzte sie im Auto

neben sich. Der Rollstuhl wurde im Kofferraum verstaut. Da der Deckel infolge der Sperrigkeit des Stuhles nicht geschlossen werden konnte, wurde er mit Schnüren an der Stossstange fixiert. Doch, o Wunder, die Fahrt nach Le Havre verlief reibungslos! Da die Besichtigung der «Normandie» erst ab 11 Uhr möglich war, setzte Onkel Albert das Frühstück auf 9 Uhr fest. Anita erging es im lärmigen Hotel wie mir: man konnte wenig schlafen und war morgens viel zu früh auf den Beinen. Ich

schlug Anita vor, eine Hafenrundfahrt zu machen. Mit zwei Fischern, die ihre Netze in Ordnung brachten, wurden wir handelseinig. Die stündige Fahrt wurde mir bald zur Qual. Ich war genötigt, meine ganze Energie darauf zu verwenden, das aufkommende Gefühl, den Magen leeren zu müssen, zu meistern. Vermutlich war ich käsebleich geworden. Jedenfalls fragten die Fischer mit einem leisen Zucken um den Mund, ob sie die Fahrt verlängern sollten, der Preis würde dadurch nicht verändert... Auch Anita schüttelte energisch den Kopf, obwohl sie weniger litt als ich. Als wir um 9 Uhr im Hotel eintrafen, konnte Onkel Albert ein Wort des Tadels nicht verklemmen. Doch nach dem Frühstück war uns beiden rasch wieder wohl.

Die «Normandie» machte auf uns Landratten einen unauslöschlichen Eindruck. Die Heimfahrt nach Paris verlief zu zwei Dritteln störungsfrei. Dann aber wurde Onkel Albert sichtlich nervös. Er hielt an, öffnete die Motorhaube, untersuchte verschiedene Kabel. «Die Bremsen», meinte er lakonisch. Da es bei unserer Ankunft in Paris Abend geworden war, herrschte ein Sonntagsautogedränge in den Strassen, das man sich lebhafter nicht hätte vorstellen können. Gute Bremsen wären absolut von Nöten gewesen. Also traf ein, was kommen musste. Als ein Wagen vor uns scharf stoppen musste, fuhr Onkel Albert in dessen Kofferraum. Es kam zu einer «Engeulade», aber schliesslich trennte man sich mit Händedruck und Achselklopfen. Noch grösseren Eindruck als die «Normandie» machte mir aber die Art und Weise, wie Onkel Albert seine kranke Frau umsorgte und sie nach Möglichkeit an allem teilnehmen liess, obwohl das Aus- und Einladen des Rollstuhles jedesmal einer kleinen Doktorarbeit gleichkam.

Den Ausflug nach Versailles hatten wir so gelegt, dass wir die «Jeux d'Eau» bestaunen konnten. Die Besichtigung des Schlosses erinnerte mich an den vergangenen Sommer in Wien. Dort hatte ich das Glück gehabt, in Fräulein Belolawek eine glänzende Interpretin zur Seite zu haben; die Versailler-Führung dagegen erfolgte rein routinemässig-konventionell. So blieb ich inner-

lieh unbeteiligt. Erst im «Trianon» und im «Hameau de Marie Antoinette» kam es zu einer Begegnung mit dem «genius loci».

Selbstverständlich erstanden wir uns auch Eintrittskarten für ein Nachtlokal. Da mich Anita begleitete, war dies ein risikoloses Unternehmen. Ich habe nicht alles verstanden, doch genoss ich bestimmte Entkleidungs-Szenen, weil sie auf geistreiche Weise erfolgten. So wurde beispielsweise gezeigt, was in der heimatischen Burg geschehen mochte, wenn ein Kreuzritter sich ins Heilige Land begab und seine Gattin allein in der «douce France» zurückliess.

Sacré Cœur, La Madeleine, Père Lachaise und der Dome des Invalides – alles wurde systematisch und gründlich abgeklopft» Neulinge, die wir waren, glaubten wir, alles sehen zu sollen. Uns fehlte das Vermögen, eine gute Auswahl zu treffen. Immerhin half der Zufall dann und wann: so entdeckten wir eine Ausstellung fast sämtlicher Bilder von El Greco, die aus aller Welt nach Paris gebracht worden waren, eine Ausstellung, die einen zwiespältigen Eindruck in mir hinterliess; gerne erwähne ich auch das Musée de Cluny, das mir in eine Geisteswelt Einblick gab, die mir bisher verschlossen geblieben war.

«Notre Dame» liess mich unberührt. Erst viel später führte mich der Weg via Autun und Vézelay zur Kathedrale von Chartres. Zu diesen Kirchen fand ich ein persönliches Verhältnis, ein Verhältnis, 'das sich bis heute weder zu «Notre Dame» noch zur Peterskirche in Rom eingestellt hat.

Rückblickend auf meine zwei kleinen «Bildungsreisen» (nach Wien Sommer 1936 und nach Paris Sommer 1937) lassen sich zwischen beiden Städten Vergleiche anstellen. Wien hat sich mir eingepägt als Stadt der Wehmut und leisen Trauer. Macht und Glanz der alt-ehrwürdigen Donaumonarchie geisterten noch überall als verblassende oder bereits verblasste Schemen herum. Doch Macht und Glanz aus vergangenen Zeiten waren nicht stark genug, die Resignation, die grosse Teile der Bevölkerung erfasst hatte, zu besiegen. Für manche gab es nur eine Hoffnung: den Anschluss an das erstarkende Deutschland. Der beschwörende

Ruf «Österreich», der nach der Ermordung von Bundeskanzler Dollfus bei politischen Versammlungen und Aufmärschen ertönte, glich eher einem Hilfeschrei als einem siegesgewissen Bekenntnis. Auch als nicht direkt Betroffener beschwerten mich die auf der Hauptstadt lastenden Schatten. Paris lebte 1937 ebenfalls weitgehend vom Ruhm vergangener Epochen. Tagtäglich wurde man durch Strassenbezeichnungen und Metrostationsnamen daran erinnert: Jena, Austerlitz, Sebastopol. Der Sieg von 1918 verstellte einer erdrückenden Mehrheit den Blick in die Zukunft. Die vor der Tür lauende Gefahr sah man nicht oder wollte sie nicht sehen. So erlebte ich ein ahnungsloses Paris, auf sich selbst bezogen, in sich selbst verliebt, immer noch der angenehmen Täuschung verfallen, Hauptstadt einer Grossmacht zu sein. Doch blieben dem aufmerksamen Beobachter die Risse im sozialen Gefüge nicht verborgen. Die zum Teil noch intakte Fassade konnte den schleichenden Zerfall nicht verdecken. Meine Augen sahen kein strahlendes, sondern ein verblendetes Paris.

Ohne Zögern darf ich sagen, dass die beiden Reisen meinen Horizont erweitert haben. Vor allem in Paris kam es zu entscheidenden Bereicherungen. Meine zwiespältige Natur, zusammengesetzt aus einer romantischen und einer, dazu im Gegensatz stehenden intellektualistischen Komponente, wurde mir erstmals durch die Entdeckung der Welt des Impressionismus bewusst.

Am 10. Januar 1938 – es war mein 20. Geburtstag – hatte ich von Gesetzes wegen den Schritt zum volljährigen, stimmberechtigten Schweizerbürger vollzogen. Ehrlich gesagt: ich war noch immer ein grosses Kind, ohne eigentliche Lebenserfahrung, intelligent und Klassenerster, aber blind in staatsbürgerlichen und politischen Belangen. Der Geburtstag wurde, wie üblich, mit meinem Lieblingsessen (Kartoffelstock und Milken) begangen. Zum Dessert servierte man Schokoladecrème. Wenn ich mich recht erinnere, lagen die nützlichen Geschenke reichlicher als sonst neben dem Teller. Auch Glückwunschkarten von Nachbarn waren dabei. Dann läutete die Hausglocke. Der Ausläufer einer Gärtnerei brachte einen prächtigen Strauss roter Rosen. Als ich die bei-

geheftete Glückwunschkarte las, wusste ich nicht, wie mir geschah. Die Rosen hatte Ursi schicken lassen. Sie schrieb, sie hätte ihr Unrecht eingesehen. Ob ich ihr wohl verzeihen könnte? Die seelische Krise, in die sie seinerzeit gestürzt sei, hätte sie so unbegreiflich handeln lassen.

Mein Leben war mit einem Schlag in ein strahlendes Licht getaucht. Eine überschäumende Schöpferkraft beflügelte mich. Alles, was ich in Angriff nahm, glückte. Die bald anhebenden Prüfungen für die Matura bestand ich mit solcher Bravour, dass die Maximalnoten nur so daherpurzelten. Der Titel des Französisch-Aufsatzes lautete: «Hommes et choses autour de moi». Nach einem ersten Abschnitt, der den «choses» gewidmet war, fuhr ich fort: «L'homme le plus précieux autour de moi est une femme». Ich entwarf ein derart mitreissendes Bild Ursis, dass auch hier eine Sechs erteilt wurde. Die geistig-seelische Bindung zwischen Ursi und mir hatte an Intensität gewonnen. Wir lasen zusammen Rilkes Cornett und diskutierten über unsere Lektüre (Tolstoi und Dostojewski). Ich verehrte dieses Mädchen, und ohne dass wir je darüber sprachen, war mir klar, dass wir so bald wie möglich den Bund fürs Leben schliessen würden.

Wie ich bereits erwähnt habe, verbrachte ich die Pause zwischen der schriftlichen und mündlichen Maturitätsprüfung in Davos. Klassenkameraden hatten in dieser Zeit eine Maturitätszeitung zusammengestellt. Wie die Tradition es vorschrieb, wurde diese – deren Inhalt mir bis zu dem Zeitpunkt ihres Erscheinens nicht bekannt war – anlässlich der Schlussfeier, der sogenannten «Uselütete», an die Lehrer, Schüler und ein weiteres Publikum verkauft. Der Erlös diente dazu, einen Umzug durch das Städtchen in möglichst originellen Transportmitteln zu finanzieren. Die Zeitung wirkte wie eine Bombe. Sie enthielt nicht nur witzige, sondern auch, wie die Betroffenen meinten, ehrenrührige Angriffe auf einige Lehrer. Auf deren Begehren wurde ein dringlicher Lehrerkonvent einberufen. Der Antrag, der ganzen Klasse kein Maturitätszeugnis auszuhändigen, wurde knapp verworfen. Wahrscheinlich hatten juristische Bedenken die Be-

sonneneren der Professoren vor einer solchen Kollektivstrafe zurückschrecken lassen.

Meine Glückssträhne setzte sich fort. Eines Tages verriet mir Ursi, dass ihre Eltern das Haus in Aarau verkauft hätten und ihr neuer Wohnort Zürich sein würde. Schelmisch lächelnd fügte sie bei: «Die Adresse heisst Kantstrasse, ganz nah bei der Uni. So können wir uns auch in Zukunft häufig treffen.» So war es auch. Mein erstes Semester, das Sommersemester 1938, führte mich jeden Tag – mit Ausnahme der Sonntage – von Buchs nach Zürich. Obwohl ich von Theologie kaum eine Ahnung besass, schrieb ich mich keck für die Vorlesung «Vernunft und Offenbarung» von Emil Brunner ein. Der berühmte Dozent hatte die Vorliebe, seine Lektionen um 07 Uhr 15 zu beginnen. Ich war davon so fasziniert, ja so tief beglückt, dass ich keine Stunde verfehlte, obwohl ich Buchs um 05 Uhr 30 zu Fuss verlassen musste, um in Aarau den Zug zu erreichen, der mich vor 7 Uhr nach Zürich brachte. Endlich fand ich bei Brunner, was ich immer gesucht hatte: eine religiös fundierte Weltanschauung, die man mir im Konfirmandenunterricht vorenthalten hatte und die die Oxfordbewegung mir ebenfalls nicht geben konnte, weil sie viel zu subjektiv gefärbt und vage war. Ich trank vom Brunner'schen Quell das klare Wasser, wie nur ein fast Verdurstender dies tun kann.

Ich zählte mich zu den bevorzugtesten Menschen, zumal Ursi und ich uns häufig sahen. Oft fuhren wir mit dem Tram zur Endstation Zoo, von wo aus wir ausgedehnte Spaziergänge machten, über Emil Brunners Thesen diskutierten und auch einfach glücklich waren, beieinander sein zu dürfen. Einmal wollte Ursi mich unbedingt ihrer Klavierlehrerin vorstellen. «Sie ist ein prachtvoller Mensch. Sie wird Dir gefallen.» Seit ich in Zürich studierte, hatte ich die Klavierstunden bei Walter Derrer aufgeben müssen. Ich kam auch recht selten zum Üben. Darum hatte ich gewisse Hemmungen, Ursis Lehrerin, als sie mich darum bat, etwas vorzuspielen. Sie hörte mir intensiv zu. Dann sagte sie: «Sie sind hochmusikalisch, aber noch stark verklemmt. Ihre Handhaltung zum Beispiel.» Sie korrigierte diese. Dann folgten

ein paar Hinweise, wie ich mich entspannen sollte. In diesen 10 Minuten lernte ich unglaublich viel. Als später einmal Herr Derrer anrief, ob ich nicht sozusagen als Abschluss meiner Karriere an der von ihm veranstalteten Vortragsübung seiner Schüler teilnehmen würde, meinte er nachher voll staunender Verwunderung: «Du hat noch riesige Fortschritte gemacht.»

Immerhin fielen auch Schatten in diese Zeit. Eines Tages nahm mich Ursis Mutter zur Seite und suchte mir klar zu machen, dass Ursi und ich kaum füreinander geschaffen seien, schon rein äusserlich, denn Ursi sei grösser als ich, und zudem glaube sie nicht, dass Ursi als Pfarrfrau glücklich sein werde. Die deutsche Adlige hatte offenbar andere Pläne und visierte Dinge an», die für Ursi und mich überhaupt noch nicht aktuell waren. Ich schwieg zu den Ausführungen von Frau Zimmerlin. Ich war überzeugt, dass kein Widerstand Ursi und mich auseinander zu treiben vermöchte, auch nicht der Widerstand dieser Mutter. Jedenfalls fanden Ursi und ich immer Gelegenheiten, uns zu treffen. Einen Höhepunkt stellte der Besuch des Opernhauses im Rahmen der Junifestspiele dar. Ursi sah reizend aus in ihrem schwarzen samtene Konfirmandenkleid. Die Mutter hatte ihr eine hübsche Kette geliehen. Ihr blondes Haar setzte einen wunderbaren Kontrast zum schwarzen Stoff und zum Antlitz, das vor Aufregung oder Glück schöner war als je. Natürlich bildete ein solcher Abend eine Ausnahme, denn ich war genötigt, mit dem Nachtzug nach Aarau zu fahren. Wenn ich endlich in Buchs eintraf, lag Mitternacht schon mehr als eine Stunde zurück.

Der zweite Schatten es versteht sich von selbst, dass mein Hin und Her zwischen Aarau und Zürich wenig Stunden frei gab, mich meinem Freund Ajax zu widmen. Der arme Hund wurde zum Kettenhund. Meine Mutter fürchtete die Kraft, die Ajax an der Leine entwickelte. Er riss sie mit sich fort, wenn er andere Hunde erblickte. Meinem Vater genügte der Weg Buchs-Aarau retour zweimal im Tag. Er spürte wenig Lust für zusätzliche Promenaden. Ajax wurde zusehends aggressiver und schnappte nach Milchmann und Briefträger. Einige Male hatte er selbst meiner Mutter

die Zähne gezeigt. Als ich eines Tages von Zürich nach Hause zurückkehrte, war der Hund verschwunden. Auf Wunsch meiner Mutter hatte ein Mann» der eine Fischzucht betrieb, Ajax abgeholt. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Meinen lieben guten alten Freund als Fischfutter: ein unvorstellbarer, unerträglicher Gedanke.

Am 1. August 1938 hatte ich in die Infanterie-Rekrutenschule in Aarau einzurücken. Am Abend vorher nahm ich in Zürich von Ursi Abschied. Noch nie war sie so bewegt gewesen. Ich sollte ja erst wieder am 29. Oktober entlassen werden. 90 Tage Soldat.

Ohne Begeisterung rückte ich ein. Im Kasernenhof wurde man brutal kahlgeschoren. Dann begann der typisch militärische Lebensrhythmus vom Rekruten Besitz zu ergreifen: Warten und Pressieren. Ich liess all das Ungewohnte und Unangenehme wie immunisiert an mir herunterlaufen. Ich lebte nur in Erwartung des ersten Briefes von Ursi. Er traf denn auch ein – fünf Tage nach dem Abschied in Zürich. Er zerschmetterte mich. Ursi schrieb, sie sei zur Überzeugung gekommen, dass es in der bisherigen Weise mit uns nicht weitergehen könne. Sie möchte mit mir gute Freundschaft halten, aber eine Liebesbeziehung sei für sie nicht mehr möglich.

Ich verdanke der Rekrutenschule wohl mein Leben. Ich weiss nicht, was ich getan hätte, wenn ich damals frei über mich und meine Zeit hätte verfügen können. Die körperliche Beanspruchung war so gross, dass ich am Abend todmüde ins Bett sank. Denken konnte ich nicht mehr. Irgendeinmal habe ich Ursi geantwortet, dass ich zu einer freundschaftlichen Beziehung nicht fähig wäre. Ich würde dauernd lügen müssen. Meine Liebe zu ihr aus dem Herzen reissen? Niemals!

Ich verstand Ursi nicht. Hatte sie unter dem Druck der Mutter so gehandelt? Handeln müssen? Ich weiss es nicht und habe es nie erfahren.

Als ich nach der Rekrutenschule meine Studien in Zürich wieder aufnahm, begegnete ich Ursi zwei oder drei Mal in der Universität. Offenbar hatte sie als Hörerin einen Kurs belegt. Sie be-



mühte sich, mich nicht zu sehen. Ich war zu stolz und zu verletzt, ihr nachzueilen. Ich glaube nicht, dass sich das Schicksal dieses mir so lieben Menschen geändert hätte, wenn ich es dennoch getan hätte. Die Fäden unseres Lebens werden ja nicht nur von uns selbst gesponnen. Ursis Geschick war tragisch genug. Ich erfuhr durch Zufall(?) davon. 1940 traf ich, von einem Besuch bei meinen Eltern nach Zürich zurückkehrend, wo ich eine Studentenbude hatte, im Areal des Hauptbahnhofes eine Freundin Ursi an. Sie war schwarz gekleidet. Vorwurfsvoll richtete sie die Frage an mich: «Warum bist Du nicht gekommen?» «Ich, wohin denn?» «Ja, weisst Du es denn nicht?! Ursi ist heute bestattet worden.» Ich blieb wie vom Blitz getroffen stehen. Ursi tot!

«Komm, begleite mich bis zu meinem Zug. Ich erzähle Dir, was ich weiss.» Hier der tragische Bericht in drei kurzen Sätzen: Ursi war Ende 1939 mit dem Velo von der Kirche Fluntern her die steile Strasse gegen das Kantonsspital abwärts fahrend schwer gestürzt, weil offenbar das Lenkrad, durch das Tramgeleise in der Kurve abgelenkt, der Fahrerin entglitten war. Der Schädelbruch war langsam geheilt, aber hatte fast unerträgliche Kopfschmerzen zur Folge, die periodisch wiederkehrten, so dass Ursi mehr und mehr zur Schwermut neigte. Schliesslich setzte sie ihrem Leben selber ein Ende. Wie sehr muss sie vor diesem schrecklichen Entschluss gelitten haben!

## Rekrutenschule, Studium, Aktivdienst und Verlobung 1938-1941

Die Verfügung, die Rekrutenschule in Aarau absolvieren zu müssen, machte mir wenig Freude. Einem Waffenplatz in einer mir unbekanntem Gegend hätte ich den Vorzug gegeben, zumal die Aarauer-Kaserne sich in einem gar nicht einladenden Zustand befand. Von meinen Zimmerkameraden sind mir vier im Gedächtnis haften geblieben: zunächst der ellenlange zukünftige Bahnbeamte, dem das normierte Eisenbett zu kurz war; dann der mit allen Wassern gewaschene Schausteller-Gehilfe, der mit seinen zwei-deutigen Liedern unsere angeschlagene Moral hob. Weiter war da der arme Bauernbub, dessen bescheidene Reaktionsfähigkeit und grosse Langsamkeit unserem Zimmer manche Kollektivstrafe eintrug, und schliesslich dürfte mein Kollege von der andern Fakultät allen in positiver oder negativer Erinnerung geblieben sein, den er hatte den Mut, am Abend vor seinem Bett kniend die ihm vorgeschriebenen Gebete zu verrichten.

Unser Zugführer, ein ehrgeiziger Militarist, war unerbittlich. In allen Sparten sollte unser Zug an der Spitze rangieren. So gab er beim Gewehrgriff keine Ruhe, bis alle Karabiner beim Kommando «Gewehr bei Fuss – zwei- drei» mit einem einzigen Knall am Boden aufschlugen. Als die Resultate beim Schiessen ihn nicht befriedigten, liess er den ganzen Zug quer durch den Aarauer Schachen rennen, wobei man alle 10 oder 20 Meter einen Bestandteil des Gewehrriegels ins Gras zu legen hatte. Wer beim Lauf zurück seine Einzelteile nicht mehr fand oder zu lange beim Suchen sich aufhielt, wurde am Abend zum Strafexerzieren aufgeboten. Besonders hatte der Leutnant es auf Studenten abgesehen. Anlässlich von Zuginspektionen fand er immer etwas auszusetzen: entweder gab es noch Spuren von Dreck zwischen den Schuhnägeln, oder ein Gamellendeckel war unstatthaft klebrig oder der Gewehrlauf lausig geputzt. Derartige Schikanierereien waren selbstverständlich nicht dazu angetan, die Dienstfreude zu erhöhen. Dazu kamen – wie bereits erwähnt – Kollektivstrafen, deren Ungerechtigkeit ich nicht verdauen konnte. Die Bestrafung eines Zimmerkollektivs liess sich in meinen Augen noch rechtfertigen: war unser guter Bauernsohn beim Alarm mit seiner

Ankleiderei zu langsam, so wäre es kameradschaftlich gewesen, wenn die Aufgeweckten und Schnelleren ihm geholfen hätten. Oder wenn ein Ungeschickter mit seiner «Planke» – das war das kunstvolle Aufeinander beigen der Ausgangskleidung – Mühe hatte, wären die anderen eigentlich verpflichtet gewesen, diese in Ordnung zu bringen. Soweit konnte ich die These des Feldweibels akzeptieren, wenn er dies Erziehung zur Kameradschaftlichkeit nannte. Aber Kollektivstrafen wie zum Beispiel das Rennen durch den Schachen oder in der Verlegung ein Rundlauf um den Miststock bei einem Bindfadenregen mit dem Ergebnis, dass wir von oben bis unten mit Jauche vollgespritzt waren, fand ich absurd. Meine zunächst positive Einstellung zur Landesverteidigung verkehrte sich ins Gegenteil, zumal eines Tages mich der Zugführer anbrüllte: «Rekrut Ley, Sie haben nichts zu denken!»

Ein Lichtblick war meine Abdetachierung zum Kompagniekommandanten. Er kannte mich von meiner Jugendfestrede her, da auch er in Aarau wohnhaft war. Er ernannte mich bei gemeinsamen Übungen aller Züge zu einer Art Verbindungsläufer, der die Befehle von der Kompagnieführung an die Zugführer zu überbringen hatte. Dieser «Job» war nicht zu streng, und zur Erfüllung meiner Aufgabe durfte ich sogar denken, das heisst meine Pfadfinderkenntnisse im Kartenlesen in Anwendung bringen. Wichtige Befehle wurden – im Blick auf den Ernstfall – nur mündlich erteilt. Hier kam mir mein Köpfchen zustatten. Ernstfall! Man darf nicht vergessen, dass unsere Rekrutenschule am 1. August 1938 anlief. In dieser Zeit liess Adolf Hitler die Forderung heiss laufen, die Sudetendeutschen angeblich verfolgt und schikaniert von den Tschechen müssten unverzüglich heim ins Reich geholt werden. Die erhöhte internationale Spannung führte dazu, dass unsere Einsatzbereitschaft aufs Härteste betrieben wurde. Zum Schlimmsten zählten die Märsche bei brütender Augusthitze im Helm und mit hochgeknöpftem Kittel, beladen mit Karabiner und Munitionskiste und ab Stadtgrenze aufgesetzter Gasmasken in die Gehren. Dort angekommen, pochte unser Herz wie wild; die vom Gesicht abgenommene Gasmasken enthielt einen kleinen Trinkbecher Schweiss! Man sprach von Rekrutenbataillonen, die unverzüglich

an der Grenze den ersten feindlichen Anprall aufhalten oder verzögern müssten, damit die Armee Zeit fände, zu mobilisieren. Umso mehr verstand ich nicht, warum derart unsinnige Übungen wie der Taktschritt, der ja zur Kriegstüchtigkeit nicht das Geringste beitragen würde, weiter gepflegt wurden. Besonders abstoßend wirkte auf mich auch das, was man «Marottenbefehle» nennen könnte. So wurde eine Zeitlang bis zur Bewusstlosigkeit eine neue Betonung eingeführt: man durfte nicht Herr Leutnant sagen, sondern es hiess jetzt HERR Leutnant, HERR Hauptmann. Dann kam der Befehl heraus, dass bei Annäherung von Vorgesetzten der Rekrut sich nicht nur mit Namen zu melden hatte, sondern gehalten war, auch seine Tätigkeit gleichgültig ob leicht erkennbar oder nicht anzugeben, also beispielsweise «Rekrut XY mit 4 Kameraden beim Gewehrputzen». Glücklicherweise gab es unter uns Leute mit Mutterwitz, die diese Melderei bald ad absurdum führten. Ich erinnere mich noch gut daran, wie in den Gehren zu unserer aller Gaudi ein Kamerad mit zwei Begleitern an den Offizieren, die gerade ihr Mittagessen verzehrten, vorbeimarschierte und lauthals meldete: «Rekrut XY mit zwei Kameraden goge seiche!» Kurz, in mir festigte sich mehr und mehr die Überzeugung, dass ich derartigen Stumpfsinn nicht weiter betreiben sollte. Daher startete ich sofort nach beendigter Rekrutenschule ein Gesuch an die kantonale Militärdirektion um Umteilung zur Sanität. Dem Gesuch wurde entsprochen mit der Bedingung, dass ich zusätzlich freiwillig eine halbe Sanitätsrekrutenschule zu absolvieren hätte, wobei mir 20 Tage als Wiederholungskurs angerechnet würden.

Ehrlicherwise muss ich aber auch zugeben, dass ich mich in den 90 Tagen Dienst in der Infanterie an eine gewisse Lethargie gewöhnt hatte. Es war bequem, nichts zu denken. Andere befehlen, was man zu tun, anzuziehen, mitzubringen und zu essen hatte. Das wohlige Gefühl, keine wesentlichen Entscheidungen selber treffen zu müssen, machte diese Existenzform irgendwie erträglich. Jedenfalls kann ich mir vorstellen, dass weniger ausgeprägte Individualisten unter dem Dienstbetrieb nicht nur leiden. Auch das Erlebnis guter Kameradschaft ist auf der Plus-

seite zu buchen. Im Aktivdienst hat diese mich über viel Ungemach hinweggetragen.

Doch zurück zur Rekrutenschule; Die Entlassung am 29. Oktober empfand ich als wahre Erlösung. Unendlich dankbar genoss ich die nun nicht mehr selbstverständlichen Freiheiten des Zivillebens. Mit frischem Elan begann ich mein zweites Semester an der Universität Zürich.

Genau wie im Sommerhaibjahr nahm ich den täglichen Marsch von Buchs nach Aarau und die Fahrt mit der Bahn nach Zürich auf mich. Immerhin hatte ich meine Eltern dazu überreden können, mir ein Abonnement 1. Klasse zu bewilligen, so dass ich im Zug in Ruhe arbeiten konnte. Auch der Umstand war angenehm, dass die SBB eine neue Triebwagenkomposition auf dieser Strecke eingesetzt hatten, die die Fahrzeit wesentlich verkürzte. Nach Möglichkeit wählte ich diesen Zug und genoss jedesmal die Reise in vollen Zügen.

An der Universität fühlte ich mich mehr und mehr heimisch. Der Cauchemar der Verlorenheit – verloren zu sein unter all den neuen Gesichtern, verloren auch angesichts der unübersehbaren Flut von Literaturangaben, die auf einen herniederprasselte – ebte allmählich ab. Man wurde ein Habitué, der sich immer sicherer bewegte und der sich 'ein Urteil über die verschiedenen Dozenten gestatten konnte. Ich belegte im Blick auf die propädeutische Prüfung einen Kursus in Religionsgeschichte «Die Religionen des Vorderen Orients im Altertum». Vielleicht lag es an mir, dass mich die Ausführungen des Alttestamentlers Zimmerli langweilten. Ihm attestiere ich gern wissenschaftliche Akribie, doch fehlte Zimmerli – die Freundlichkeit selbst – jeglicher Schwung. Umso dynamischer wirkte sein alttestamentlicher Kollege Ludwig Koehler. Kaum hatte er die Türe des Hörsaales hinter sich geschlossen, begann er im Gehen zu dozieren. Am Pult angelangt, deponierte er seinen breitrandigen schwarzen Hut und zwang die Zuhörerschaft in seinen Bann. Zweifelhafte Höhepunkte bildeten jene Stunden, in denen er wissenschaftliche Literatur zum Vorlesungsthema aufreichte. Zu jedem Buch gab er seine bissigen Kommentare. Es war schwer, den Eindruck loszu-

werden, dass sämtliche Autoren danebengegriffen und am eigentlichen Problem vorbeigesehen hätten, mit Ausnahme von Ludwig Koehler selbst, der nun eben die einzig richtige Version anbieten würde. Beim Neutestamentier Schrenk schrieb ich mich für die «Erklärung des Kolosserbriefes» ein. Er hielt sich so langfädig bei Vorfragen auf, dass für die Interpretation des Briefes selbst nur wenige Stunden übrig blieben. Sein neutestamentlicher Kollege Kümmel dagegen stiess meist in medias res vor, aber mit einer derartigen Sachlichkeit, die man geradezu als Unbetheilgtheit hätte missverstehen können. Zum Obligatorium gehörte Blankes «Kirchengeschichte». Der liebenswürdige Süddeutsche bot nicht mehr, als was in jedem einschlägigen Buch hätte nachgelesen werden können. Seine grosse Fertigkeit bestand darin, beim Schlusssatz zu landen in dem Augenblick, in welchem die Pausenglocke ertönte. Eine Beschränkung auf die Prüfungsfächer wäre mir im Innersten zuwider gewesen. So belegte ich denn an der Eidgenössischen Technischen Hochschule eine «Einführung in die englische Sprache» bei Pfändler, einen «Corso superiore» bei Zoppi und hörte von Salis über «Questions actuelles» dozieren. Selbstverständlich machte ich von meiner «Legi» regen Gebrauch. Hatte ich während meiner Kantonsschulzeit nur wenig Filme gesehen – es waren zur Hauptsache solche mit Greta Garbo und Paula Wessely gewesen –, wurde ich nun ein Habitué des Kinos Nord-Süd. Ich begeisterte mich für die eindruckliche französische Produktion. Unvergesslich blieben mir Filme mit Jean Gabin, Michèle Morgan, Edwige Feuillère, Jean Marais, Fernandel, Michel Simon, Raimu. Opern- und Schauspielhaus blieben nahezu ausgeklammert wegen der nachmittäglichen Ankunft in Buchs.

Nicht nur deswegen, sondern auch in Anbetracht der nahenden propädeutischen Prüfung, die bereits ihre Schatten vorauswarf, lag ich meinen Eltern mit dem Wunsch nach einer Bude in Zürich in den Ohren. Durch Vermittlung einer Aarauer-Familie bekam ich denn für mein 3. Semester eine wohlfeile Mansarde im Quartier Seilbahn-Rigl-Viertel. Das Reihenhaus der Familie von Hoven lag etwas abseits von der Hauptverkehrsader, so dass mich der

Strassenlärm nicht störte. Die Hausherrin war eine mütterliche Frau. Sie stellte mir regelmässig Früchte aus ihrem kleinen Garten auf den Tisch. So brachte mir das Sommersemester 1939 zum ersten Mal das beglückende Gefühl, ein richtiger Student zu sein. Ich belegte, wie im vorhergehenden Wintersemester, zwei der obligatorisch zu absolvierenden Seminare. Die abzuliefernden Seminararbeiten beanspruchten viel Zeit. Daneben vertiefte ich mich systematisch und intensiv in die Philosophiegeschichte. In dieser Beziehung war ich als völlig unbeschriebenes Blatt an die Universität gekommen. Professor Grisebach hatte durch seine Vorlesung über «Philosophie des Altertums» im Wintersemester das Fenster zur Geisteswelt der Griechen geöffnet. Nun trieb es mich, mehr zu erfahren, und auch Kant und den von Emil Brunner oft zitierten Sören Kierkegaard auf eigene Faust zu lesen. Weniger aus persönlichem Interesse, sondern im Blick auf die propädeutische Prüfung befasste ich mich gleichzeitig mit Religionsgeschichte. An der Kantonsschule Aarau hatten wir auf Wunsch unserer kleinen Gruppe in der Religionsstunde Buddha-Schriften studiert. Damals war ich fasziniert gewesen von der Eigenart der Diktion und der schönen Monotonie, mit der gewisse Grundthesen vom Religionsstifter der menschlichen Seele eingeträufelt wurden, so dass ich mich gern von der damals modischen Buddha-Verehrung hatte anstecken lassen. Merkwürdig: nun sagte mir der weit flüchtige Tenor nicht mehr zu. Vielleicht, weil ich lebte wie ein Mönch, hatte das mönchische Ideal jeden Reiz für mich verloren. Nun griff ich zum Koran. Die einfachen und klaren Regeln des Islam, die seinerzeit dem Kantonsschüler, der noch über wenig inneren Halt verfügte, zugesagt hatten, stiessen mich in ihrer Eingleisigkeit ab. Der religiöse Gehalt des Koran, den ich nun an der biblischen Verkündigung mass, schien mir dürftig zu sein. Jedenfalls wurde ich meines Christenglaubens gewiss und froh. Meine Vorbereitungen in Religionsgeschichte betrieb ich mehr und mehr lustlos. Hätte ich mich selber zensurieren müssen, würden die Noten wie folgt ausgesehen haben: Buddhismus: gut; Islam: gut; Ägyptische Religion: gut; Lao-Tse und Konfu-Tse: gut; Religionen des Vorderen Orientes: mässig; Brahmanismus und Hinduismus: schlecht. Dass ich dann an

der Prüfung ausgerechnet über Hinduismus abgefragt wurde, gehörte zum Prüfungspech, das es genauso gibt wie Prüfungsglück.

Im Jahre 1939 schloss ich Freundschaft mit dem Kommilitonen Karl Müller aus Brugg, eine Freundschaft, die bis zu diesem Tag andauert. Karl Müller hatte, obwohl Aargauer, im Blick auf die besseren Zugverbindungen seinerzeit die Kantonsschule in Zürich und nicht diejenige in Aarau besucht. Er kannte infolgedessen einige preiswerte Imbissgelegenheiten in der Stadt. An besonders heissen Tagen lunchten wir zusammen in der Badanstalt. Ich bewunderte Karl, weil er viel lebensnaher und kontaktfreudiger war als ich. Er arbeitete lose am Brugger-Tagblatt als Korrespondent mit und verdiente sich nebenbei ein schönes Taschengeld. Karl wurde auch von meiner Mutter gern gesehen, wenn er zu uns hereinschaute, was oft der Fall war, denn er hatte in Obererlinsbach Verwandte. Auch ich machte bald mit der Familie von Notar Müller in Brugg Bekanntschaft. Ausser Karl gingen noch drei Söhne ein und aus. Der jüngste, Gustav, mongoloid auf die Welt gekommen, war sehr anhänglich und Mutters Herzschatz. Gustav mochte auch mich sofort gut leiden.

Die Freundschaft mit Karl bedeutete mir viel. Seitdem Ursi mit mir gebrochen hatte, knüpfte ich mit Mädchen keine Beziehungen mehr an. Im Stillen beneidete ich Karl, denn er war in eine blonde Schönheit verliebt, die aber eher prüde war und auch dann nicht zugänglicher wurde, als Karl ihr das Autofahren beibrachte. Doch die Überraschung des Jahres 1939 bestand darin, dass Karl eines schönen Tages in Buchs mit einem zweiplätzigem FORD auftauchte, den er für 150 Franken erstanden hatte. Mit Hilfe seines Cousins, der in Obererlinsbach eine Veloreparaturwerkstatt betrieb, hatte er das Vehikel fahrbar gemacht und heil durch die kantonale Motorfahrzeugkontrolle gebracht. Karl war verständlicherweise sehr stolz auf seine Acquisition. Ein Student mit eigenem Auto: das war damals noch eine Sensation. Meiner Mutter fielen fast die Augen aus dem Kopf, und als Karl ihr gestand, er möchte in den Sommerferien eine 8-tägige Reise mit mir unternehmen Kostenpunkt (Benzin Inklusive) 50 Franken – gab sie ohne Zögern ihre Zustimmung. So zogen wir denn nach Se-



mesterende los durch den heutigen Kanton Jura nach Genf. In der Zollfrei-Zone tankten wir für unwahrscheinlich wenig Geld Brennstoff und ratterten Richtung Annecy, dann ging es am Fuss des Salève nach Cluses und Chamonix, nachher über den Col de la Forclaz nach St. Maurice. Während wir die steilen, engen Kurven des Col de la Forclaz hinunterkrochen, musste ich zur Sicherheit dauernd die Handbremse halten für den Fall, meinte Karl, dass die Fussbremsen versagen sollten. Vom Wallis aus bezwangen wir den Grossen St. Bernhard und gelangten wohlbehalten nach Aosta. Von dort ging's durch italienisches Gebiet bis zum Lago Maggiore in den Kanton Tessin. Als wir abends den Campo «Enrico Pestalozzi» ansteuerten, setzte uns ein Vergaserbrand in nicht gelinden Schrecken. Doch Karl meisterte auch dieses Problem mit Umsicht und kühlem Kopf. Anschliessend überquerten wir nochmals die Grenze und fuhren dem Comersee entlang nach Dongo, bedauerten, dass das Veltlin durch Dummheit früherer Politiker der Schweiz verlorengegangen war, überquerten den Berninapass und gelangten nach Maloja. Es dürfte unschwer zu erraten sein, wo wir übernachteten. Mit Stolz stellte ich Karl «meine» Jugendherberge vor. Von Maloja aus brachte uns die letzte Tagesreise via Albula-Oberalp – Andermatt – Flüelen zu unseren Eltern zurück. Karl hatte Wort gehalten: die wunderschöne und überaus harmonisch verflossene 10-tägige Fahrt hatte jeden von uns etwa 58 Franken gekostet.

Damit waren aber auch «die schönen Tage von Aranjuez» vorüber. Am 28. August hatte ich mich in der Kaserne zu Basel zu melden. In kurzer Zeit war ich in den Sanitäts-Rekruten Ley verwandelt worden. Das Dienstklima sagte mir mehr zu als dasjenige vom vergangenen Jahr. Doch liess die bittere Pille nicht lange auf sich warten: am 1. September brach der Zweite Weltkrieg aus. Hals über Kopf wurde unsere Rekrutenschule nach Kriens (Luzern) disloziert. Untrainiert, wie ich war, glaubte ich, diesen unmenschlichen Marsch nicht überstehen zu können. Während der Stundenhalte und am Abend im Kantonnement fiel ich total erschöpft zusammen, hatten wir doch zur Vollpackung hinzu eine Woldecke auf dem Tornister aufgeschnallt, und über die Achsel

hing die Tragbahre. Seit dieser Adolf Hitler zu «verdankenden» Parforce-Leistung ist meine Wirbelsäule lädiert (Diskushernie), und meine Füsse sind abgeplattet. Abgesehen davon, dass uns in Krlens eine behelfsmässige Unterkunft zugeteilt worden war, habe ich keine schlechten Erinnerungen zu Papier zu bringen. Ich lernte kunstgerechte Verbände an die verschiedenen menschlichen Glieder, inklusive Kopf, zu applizieren. Medizinische Kenntnisse wurden uns nicht vermittelt. Jod galt als Allerweltsheilmittel, zusammen mit Aspirin. Viel Zeit wurde dem raschen Aufbau der Tragbahre gewidmet, wobei das schonende Anschnallen des «Verwundeten» gar nicht so einfach war. Die «kitzligste» Übung war eine Flusstraversierung, wobei die Tragbahre als kleine Seilbahn mit dem Patienten zusammen vom einen Ufer zum andern gehievt wurde.

Nach Schluss der Rekrutenschule wurden dem neugebackenen Sanitätssoldaten zwei Tage Heimaturlaub gewährt. Dann rückte er in Lenzburg zu seiner nunmehrigen Einheit, der San.-Kp. II/5 ein. Meine Kameraden waren Medizinstudenten, Coiffeure und junge Männer, die sich aus religiöser Überzeugung oder aufgrund ethischer Bedenken zur Sanität gemeldet hatten. Interessanterweise figurierte in unserer Einheit – immer etwas Distanz haltend – auch ein ehemaliger Spanienkämpfer, der bei den «Roten» Hauptmann gewesen war und nach seiner Rückkehr in die Schweiz – gemäss geltendem Recht – für sein Reislafen eine Gefängnisstrafe hatte absitzen müssen. Über Spanien sprach er nie mit uns.

Am 23. November wurde ich entlassen im Rahmen des «Studentenurlaubes». Ich immatrikulierte mich sofort in Zürich für das Wintersemester 1939/40. Erneut war ich ein treuer Hörer Emil Brunners. Er dozierte über «Das Christentum und die Mächte der Gegenwart», eine Vorlesung voller Aktualität, die von vielen Hörern aus allen Fakultäten besucht wurde. Das philosophische Seminar bei Professor Dürr schien dem aus dem Aktivdienst Zurückgekehrten reichlich akademisch. Man unterhielt sich eingehend über die Frage, ob der Begriff «Das Blatt» durch Summierung der Erfahrung von unzählig vielen einzelnen Blättern entstanden

oder ob der Begriff gewissermassen in uns vorgegeben sei, so dass wir die konkreten Einzelblätter dem Abstraktum subsumierten. Da hatte mich Grisebachs «Philosophie des Altertums» im Wintersemester 1938/39 doch viel brennender interessiert. Am 29. April 1940 musste ich erneut zu meiner Einheit zurück. Doch war ich überglücklich, die ersten vier Semester unter Dach gebracht zu haben. Damit war die Bahn frei für die Anmeldung zum propädeutischen Examen. Schriftlich wurden wir in Geschichte der Philosophie und Kirchengeschichte geprüft, mündlich in Geschichte der Philosophie, in der allgemeinen Religionsgeschichte, in der Kirchengeschichte, im Lesen und Übersetzen von Abschnitten aus dem Alten und Neuen Testament. Die zwei zuletzt genannten Fachgebiete umfassten implizite eine Prüfung über Bibelkenntnis. Ich hatte mir damals eine profunde Kenntnis der Heiligen Schrift angeeignet, worüber ich später sehr froh gewesen bin. Das Examen wurde von der Theologischen Konkordatsprüfungsbehörde der Kantone Zürich, Basel-Landschaft und Aargau und der Kirchen der Kantone Glarus, Basel-Stadt, Schaffhausen, Appenzell AR, St. Gallen und Thurgau abgenommen. Das bedeutete, dass man nach Absolvierung sämtlicher Prüfungen in den genannten Kantonalkirchen wählbar war, also nicht im Kanton Bern und Kanton Graubünden. Als Präsident dieser Prüfungsbehörde amtierte der Zürcher Systematik-Professor Walter Gut. Da er neben seinem Kollegen Emil Brunner einen schweren Stand hatte, lag ihm dieses Amt sehr am Herzen. Alle Studenten wussten, dass es aus naheliegenden Gründen empfehlenswert war, die Vorlesungen Professor Guts zu belegen. Im Gegensatz zu Brunner hatte Gut kaum etwas publiziert. Er kam von der Medizin her und hatte seinerzeit die Nachfolge des Religioösozialen Leonhard Ragaz angetreten. Mit seinem Vollbart, den er gern streichelte, war er eine ehrwürdige Gestalt und ein liebenswerter Mensch, aber leicht verletzlich.

Dieses Wintersemester entpuppte sich in dem Sinne als echtes Kriegsesemester, weil die meisten dienstpflichtigen Studenten fast einen Monat zu spät mit ihrem Studium beginnen konnten. Es wurde dennoch voll angerechnet, und die «Zivilisten» unter den

Studenten bewiesen echte Solidarität, indem sie ihre Kolleghefte mit Durchpasepapier versahen oder zum Mindesten den zu spät Gekommenen ihre Notizen zum Abschreiben zur Verfügung stellten.

Dass ich neben der überbordenden Arbeit noch Zeit fand – oder besser ausgedrückt: mir die Zeit stahl –, um dank meiner Legi das Schauspielhaus Zürich fast als Dauergast zu belegen, ist wohl zwei Gründen zuzuschreiben. Der Dienstbetrieb mit seinem öden Einerlei liess einen derart kulturell ausgehungert zurück, dass man sich aus tiefstem Bedürfnis am diesbezüglichen Angebot der Stadt sättigte. Und was für ein Angebot war das! Konzerte mit international berühmten Solisten waren zu geniessen, und das Schauspielhaus verfügte über hervorragende Kräfte (Langhoff, Ginsberg, Maria Becker), die, aus Deutschland emigriert, unserer Provinzbühne zu einem vorher nie gekanntem Ansehen verhelfen. Dass ich mich, der ich mönchisch lebte, in eine kleine Schauspielerin – natürlich rein platonisch – verliebte, lag wohl in der Natur der Dinge.

In persönlicher Hinsicht wurde das Wintersemester 1939/40 sehr entscheidend. Karl Müller machte mich mit Max Huber von Bonstetten bekannt. Dieser Kommilitone hatte das Lehrerseminar in Küsnacht besucht und sich anschliessend entschlossen, Theologie zu studieren. Da er die klassischen Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch nachzuholen hatte, war er für jegliche Mithilfe dankbar. Auf die propädeutische Prüfung hin arbeiteten wir drei oft gemeinsam den Stoff durch. Max Huber ging bei einer Familie Linder aus und ein, da diese mit ihm entfernt verwandt war. Eines Tages machte er mich an der Uni mit seiner Cousine zweiten Grades, Erika Linder, bekannt. Erika, genannt Keuli, besuchte als Hörerin die Kunstgeschichte bei Professor Jedlika. Wenn wir Zeit und Lust hatten, begleiteten wir sie dorthin. Umgekehrt sass die Arztgehilfin manchmal mit uns in Brunners Vorlesung. Ich weiss bis heute noch nicht, warum mich Keuli mit ihrer Freundin verkuppeln wollte. Mir gefiel Keuli viel besser als jene. Aber Keuli hielt Distanz. Ich glaube, ich hatte ein einziges Mal das Vorrecht, sie allein vom Bellevue aus nach Hause – nur bis zum Gartentor – zu begleiten. Wahrscheinlich mach-

te ich keine vorteilhafte Figur. Ich trug bereits ab 10. November wieder das Kleid des Vaterlandes, und da das Schweizer Militär für Soldaten die Massschneiderei nicht kennt, endete mein Kaput 2 Zentimeter über dem Boden. Dazu hatten ein paar Kameraden und ich aus Jux (und um eine Wette zu gewinnen) uns einen Schnurrbart à la Clark Cable angeschafft. In diesem Aufzug war ich am 18. Februar 1940 nach Zürich gereist, allwo ich mit Keuli zusammentraf und einen entsprechenden Eindruck hinterliess. Etwas später aus dem Dienst entlassen, gelang es mir trotzdem, die mir sehr sympathische junge Dame zu einer sonntäglichen Skifahrt auf das Hochstuckli zu überreden. Treffpunkt war das Abfahrtspertron des Hauptbahnhofes. Mit etwelchem Bangen erwartete ich Keuli am 10. März, im Herzen leise zweifelnd, ob sie unsere Abmachung einhalten würde. Sie kam. Die Skiabfahrt wurde für meine Begleiterin zum Leidensweg. Aber sie hielt tapfer durch. Mit zusammengebissenen Zähnen befreite sie sich aus den zahlreichen von ihr im Schnee fabrizierten Badewannen. Ihre Beharrlichkeit, ihr Durchhaltewille beeindruckten mich sehr. Eine Vorentscheidung war gefallen.

Wenn ich bisher mein Objektiv gewissermassen auf Nahdistanz eingestellt habe, scheint nunmehr der Augenblick gekommen zu sein, den zeitgeschichtlichen Hintergrund kurz zu beleuchten. Am 23. November 1939 war ich aus dem Aktivdienst nach Hause zurückgekehrt und hatte mich am 28. mit Verspätung für das Wintersemester immatrikuliert. Zwei Tage später brachen die russischen Truppen überfallartig in Finnland ein. Wir Studenten teilten die Empörung mit der Mehrheit unserer Bevölkerung. Unsere ungeteilte Bewunderung galt dem tapferen Volk, das sich gegen die Einverleibung in das Sowjetreich mit allen Mitteln wehrte. Das kleine Finnland, das dem russischen Koloss trotzte, weckte Vergleiche mit unserer eigenen Situation. Niemand wusste ja, ob uns die Nationalsozialisten nicht das gleiche Schicksal bereiten würden. Durch die studentischen Organisationen wurden Sammlungen für das finnische Volk eingeleitet, das, allein gelassen, schliesslich gezwungen war, am 13. März 1940 in Moskau einen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Wenn Finnland auch Tei-

le Kareliens abtreten musste, hatte es doch, im Gegensatz zu Estland, Lettland und Livland, seine Freiheit wahren können. Die heldenhafte Abwehr war nicht umsonst gewesen. In dieser Zeit hatte ich – Welch ein Vorrecht! – in der Mansarde der Familie von Hoven gebüffelt, das Schauspielhaus besucht, Keuli kennengelernt, mit ihr die Skitour auf das Hochstückli unternommen und die propädeutische Prüfung bestanden. Das Zeugnis trägt das Datum vom 8. März 1940.

Nicht vergessen seien auch meine Predigtstellvertretungen. Obwohl Theologiestudenten normalerweise erst nach bestandener propädeutischer Prüfung von ihrer Kirche zum Predigtamt aufgegeben wurden, setzte mich der aargauische Kirchenrat ab meinem dritten Semester zu sonntäglichen Aushilfen ein. Da dies regelmässig geschah, liess ich mir in Zürich bei einem Schneider einen Talar anmassen. Natürlich schmeichelte es mir, wenn ich von Kirchenpflegern mit Herr Vikar oder gar Herr Pfarrer angeredet wurde. Mit dem Velo oder mit der Bahn, manchmal auch beide Beförderungsarten kombinierend, reiste ich in die meist abgelegenen Gemeinden. Oft waren die Pfarrherren abwesend, so dass mich die Frau Pfarrer oder ein Kirchenpfleger in die örtlichen Gepflogenheiten einführten. Eine schöne Überraschung wartete in Kölliken auf mich: Die Pfarrfrau erklärte mir, dass im letzten Augenblick eine Taufe angemeldet worden sei. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass nur ordinierte Pfarrer dieses Sakrament vollziehen dürften. «Ich weiss», entgegnete sie, «aber mein Mann hat gesagt, jetzt seien besondere Zeiten. Das Kirchenbuch ist für Sie auf der entsprechenden Seite aufgeschlagen, und wie man es macht, werden Sie wohl wissen.» So vollzog ich denn, um eine Kierkegard'sche Wendung zu gebrauchen, mit «Furcht und Zittern» meine erste Taufhandlung.

Dann und wann traf ich aber auch Pfarrherren, die einfach einmal an einem Sonntag im Monat ausspannen wollten. Das war etwa in Rued der Fall, wo ich mit Pfarrer Oberhänsli und dessen Schwester beim Mittagessen anregende theologische Gespräche führte. Auch in Ammerswil begegnete ich hie und da dem dortigen Pfarrer. Ich hatte ihn schon früher anlässlich der Aarauer-Kon-

ferenzen als Studenten und jungen Pfarrer kennengelernt. Meine Eltern stellten nämlich bei dieser Gelegenheit ein Gastbett für einen Konferenzteilnehmer zur Verfügung. Pfarrer Gysi war hochmusikalisch, ein Intimus des bekannten Flötisten Peter Lukas Graf. Er konnte, besonders nach dem üppigen Mittagessen, das seine Haushälterin meisterlich zuzubereiten verstand, ins Schwärmen kommen. Entzückte Gebärden und Blicke begleiteten seine Kommentare, die sich aber nicht nur auf musikalische Gegenstände bezogen, sondern auch auf Architektur und Malerei. Besonders die Impressionisten hatten es ihm angetan, und insofern fanden wir uns als verwandte Seelen. Ich darf wohl sagen, dass ich durch diese Stellvertretungen nach und nach in die praktische Seite der Theologie hineinwuchs, ganz abgesehen vom hochwillkommenen Zustupf zu meinem Studiengeld.

Inzwischen hatten meine Beziehungen zu Keuli einen ernsteren Charakter angenommen. Bereits am 21. März hatten wir zusammen die Johannes-Passion von Johann Sebastian Bach gehört, und am 7. April erhielt ich anlässlich meiner Predigtvertretung in Kirchrued den unverhofften Besuch der ganzen Familie Linder. Ich interpretierte ihn als Sympathiebekundung seitens der mir immer vertrauter werdenden Freundin und getraute mich deshalb, meine Besuche bei Keuli zu intensivieren. Am 9. April erlebten wir eine wunderbare Faustaufführung im Schauspielhaus Zürich, die uns beiden unvergesslich geblieben ist. Am gleichen Tag hatten die Deutschen Dänemark besetzt. Norwegen war das nächste Ziel. Da alle Zeichen darauf hindeuteten, dass die «drôle de guerre» (so wurde das untätige Einandergegenüberliegen der französischen und deutschen Truppen an der Maginotlinie, die von Basel bis zur belgischen Grenze reichte, genannt) bald ihr Ende finden würde, und somit eine neue Einberufung meinerseits zu erwarten wäre, hielt ich es für richtig, die entscheidende Frage an Keuli zu richten, zumal ich wusste, dass ein ernst zu nehmender Nebenbuhler aus Basel (er studierte an der ETH) der jungen Dame immer regelmässiger seine Aufwartungen machte. So nahm ich denn auf dem Heimweg nach der Faust-Aufführung meinen ganzen Mut zusammen und machte Keuli einen Heiratsantrag. Wäh-

rend drei Tagen lautete die stereotype Antwort: «Mein Name ist Hase, ich weiss von nichts». Am Freitag, dem 12. April 1940, wurde der stereotype Satz durch ein klares Ja ersetzt. Meine Eltern waren nicht wenig erstaunt, diese Neuigkeit zu vernehmen. Sie glaubten, ich hätte überstürzt gehandelt. Doch gaben mir die Ereignisse recht. Die Möglichkeit eines Einmarsches der Deutschen in die Schweiz war nicht mehr von der Hand zu weisen. In der Tat: es blieb nicht viel Zeit, um unser nun fest gewordenes Verhältnis zu feiern. Am 16. April genossen wir zusammen die Aufführung von Ibsens «Volksfreund» im Schauspielhaus» dann besuchte uns Keuli am 20. April in Buchs – und am 24. April erhielt ich das Aufgebot! Ich hatte am 29. April in Lenzburg einzurücken. Am Wochenende des 27./28. April kam Keuli nochmals nach Buchs. Nun überstürzten sich die Ereignisse. Am 5. Mai erhielt ich in Lenzburg den Bescheid, dass mein Gesuch für einen zweimonatigen Studienurlaub bewilligt worden sei. Man werde mich auf Ende Woche entlassen. Doch am 10. Mai erfolgte der Aufruf zur Generalmobilmachung, da die deutsche Wehrmacht in Holland, Belgien und Luxemburg eingefallen war. Gleichentags demissionierte in England Chamberlain. Churchill wurde Prime Minister. Keuli besuchte mich am 12. Mai in Lenzburg, da mein Studienurlaub natürlich annulliert worden war. Es war ein eigenartiges Rendez-vous zwischen den von mir bewachten Camions. Am 14. Mal wurde unsere Kompanie in Gruppen aufgelöst. Unter Führung eines Wachtmeisters kam unser Detachement nach Villigen, um dort unter Leitung ziviler Fachleute im Bunkerbau eingesetzt zu werden. Mein Plan, in Basel das fünfte Semester zu studieren, fiel damit ins Wasser. Alles war von mir vorbereitet gewesen. Durch Vermittlung der Universität hatte ich an der Jungstrasse ein Zimmer erhalten. Die Exmatrikulation in Zürich war vollzogen. Doch ich wusste ja: vielen anderen erging es wie mir. Und gleichzeitig wurden unsere Gleichaltrigen in den umliegenden Ländern in den Tod geschickt.

Da der Bundesrat die Schweizer Bevölkerung aufgerufen hatte, abkömmliche Einwohner ins Landesinnere zu evakuieren, damit im Ernstfall die Strassen nicht durch fliehende Kolonnen wie in



Frankreich verstopft würden, entschied Vater Linder, dass seine Familie in eine gemietete Wohnung nach Merligen am Thunersee fahren sollte. So reiste denn am 16. Mal Keuli im überfüllten Zug dorthin.

Während Keulis Exil, in welchem sie sich notabene langweilte, hantierten meine Kameraden und ich in der Nähe Villigens mit Schaufel und Pickel. Vor allem bereiteten mir die vollbeladenen Schubkarren Mühe. Diese Muskelarbeit war für mich ungewohnt; überdies fehlte mir nach dem vielen Stubenhocken jegliches körperliche Training. Meine Kameraden, die meinen guten Willen voll und ganz anerkannten, schonten mich nach Möglichkeit. Sie beauftragten mich – «Du kannst ja stenographieren!» – von Zeit zu Zeit ins Kantonement zurückzukehren, um die neuesten Nachrichten abzuhören. In unserer bescheidenen Unterkunft – es war ein ehemaliger Stall – hatte man einen Radioapparat installiert, der die Verbindung mit der Aussenwelt aufrechterhielt, denn wir bekamen nur selten Zeitungen, und die Orientierungen, die beim Hauptverlesen von Offizieren gegeben wurden, waren knapp. Tag für Tag musste ich den Kameraden deutsche Siegesmeldungen überbringen, die wir kaum fassen konnten. Bang fragten wir uns, wie es wohl unserem Land ergangen wäre, wenn die deutsche Kriegsmaschine mit ganzer Wucht sich auf einen Durchmarsch durch das Mittelland festgelegt hätte. Das Hauptgewicht der Kämpfe jedoch schien sich mehr und mehr Richtung Belgien und Holland zu verlagern. Mit ohnmächtiger Wut und Empörung mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass am 14. Mal die Luftwaffe Rotterdam bombardiert hatte, ein feiges Bombardement, das 30'000 Zivilpersonen das Leben kostete. Einen Tag später kapitulierte das kleine Land. Königin Juliane floh übers Meer nach England. Am 28. Mai kapitulierte auch Belgien. König Leopold ergab sich den Deutschen.

Die Familie Linder war bereits am 19. Mal von Merligen nach Zürich zurückgekehrt. Meine Kameraden hatten deshalb für das Wochenende vom 25./26. Mai einen «blinden» Urlaub für mich organisiert. Die «Mannschaftsstärke» unserer kleinen Gruppe, die wie Schwefel und Pech zusammenhielt, wurde von niemandem kont-

rolliert, und der Wachmeister zeigte grosses Verständnis. So fuhr ich denn ohne Urlaubspass zu meiner Liebsten. Keuli schickte aus Dankbarkeit in der darauffolgenden Woche einen selbstgebackenen Kuchen, der mit grossem Hallo in unserem «Stall» verteilt und verzehrt wurde. Meine Ankündigung, dass am kommenden Sonntag wahrscheinlich die Spenderin in höchsteigener Person in Villigen auftauchen werde, löste einen Begeisterungsturm aus. «Du wirst doch nichts dagegen haben, wenn wir sie auch begrüessen?» So fanden sich denn am Sonntag meine Kameraden, die – mit einer einzigen Ausnahme – alle verheiratet waren, am Dorfbrunnen ein, um meine «Braut», wie sie sich ausdrückten, willkommen zu heissen. Sie waren nicht wenig erstaunt, eine sehr schlanke, elegante junge Dame aus dem Postauto entsteigen zu sehen. Diese blickte eher erschreckt und verzweifelt nach allen Seiten, da die vielen Feldgrauen mit den grünen Achselklappen ein Pfeifkonzert veranstalteten und dauernd «Müüsli» riefen. Als wir Blauen uns bemerkbar machten, sah man Erika die Erleichterung von weitem an. Nach der herzlichen Begrüssung verzogen sich meine Kameraden unter allerlei Vorwänden. Beim Betreten des Kantonmentes wartete unser die grosse Überraschung; Über der Tür prangte eine mit grünen Zweigen umrahmte Tafel mit der Inschrift «Villa Erika». Den ganzen Nachmittag über tauchte kein einziger Stallinsasse auf, um sich auszuruhen oder Radio zu hören. Wahrhaftig: welches Feingefühl, welcher Takt unter der sonst rauhen eidgenössischen Schale!

Da gegen Abend keine Postautoverbindung nach Brugg bestand, hatte sich mein Freund Karl Müller anerbotten, Erika abzuholen – mit seinem Velo natürlich. Benzin für private Autofahrten gab es nicht mehr. So setzte sich denn «meine Braut» tapfer auf die Stange zwischen Velosattel und Lenkrad, und Karl pedalte mit der süssen Last zum Brügger Bahnhof.

Die Villiger-Zeit gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Die Kameradschaft war – wohl angesichts der ständigen Bedrohung von aussen – grossartig. Da ich der einzige Akademiker in der Gruppe war, diskutierten die jungen Männer gern mit mir über Gott und die Welt. Ich erinnere mich lebhaft an ein Gespräch im An-

schluss an einen befohlenen Gottesdienstbesuch in der Kirche Rain. Wir alle hungerten nach einem kräftigen, stärkenden und tröstenden Wort. Wie gross war die Enttäuschung; denn der Pfarrer erklärte des Langen und Breiten die Gepflogenheit der Kirche, Sonntage nach Trinitatis zu zählen. Ich glaube, meine Kameraden rechneten es mir – dem Theologiestudenten –, hoch an, dass ich ihnen im Verlauf der Diskussion schliesslich gestand, ich sei leer aus der Kirche ins Kantonement zurückgekehrt. Defaitismus gab es in unserer Gruppe nicht. Lediglich der Aufruf des Bundesrates zur Evakuierung wurde missbilligt, denn die Frauen meiner Kameraden waren entweder durch Arbeit oder Kinder an ihren Wohnort gebunden. Man interpretierte die bundesrätliche Empfehlung als Rettungsaktion für die Reichen.

Am 5. Juni wurde mein Studienurlaub erneut bewilligt. Noch am gleichen Tag reiste ich nach Basel, um mit grosser Verspätung mein fünftes Semester doch noch zu beginnen.

Der drückend heisse Sommer machte das Studieren nicht leicht. Ein mir unbekannter Kopfdruck zehrte an meiner Energie. Dazu gesellte sich ein Gefühl von Verlorensein. Das geistige Klima an Basels Alma Mater war von demjenigen Zürichs grundverschieden. Es gab festgefügte Cliques und Grüppchen, für die Neugekommene inexistent waren. Vor allem unter den Barthianern herrschte unverhohlene Abneigung gegen den «Brunnerianer» aus Zürich. Die Professoren zeigten mehr Verständnis für uns drei «Spätlinge». So verdross es den Kirchengeschichtler Stähelin nicht, uns den versäumten Stoff in Privatvorlesungen nachzuliefern. Und im homiletischen Seminar bei Professor E. Thurneysen erntete der Zürcher für seine eingereichte Predigt ein ungeteiltes Lob. Die hochgerühmte Vorlesung von Walter Eichrodt «Theologie des Alten Testaments» war für mich eine glatte Enttäuschung, und von der Ethik, die A. de Quervin in hochgeschraubten Wendungen vordozierte, verstand ich überhaupt nichts. Völlig frustriert verliess ich jeweils die Stunden beim Philosophen Heinrich Barth. Es war mir, als wäre sein Thema «Das Zeitproblem» eine einzige Akrobatik-Übung nur für Eingeweihte. Dass Karl Barths Dogmatik-Vorlesung mehr Kenntnisse

voraussetzte, als diese der Fünftsemestrige aufzuweisen hatte, war mir sofort klar. Dennoch hielt ich durch. Barth interessierte mich als Persönlichkeit. Er hatte einen so ganz anderen Stil als Emil Brunner. Seine Bandwurmsätze kontrastierten aufs Schärfste mit Brunners kurzen, klaren Aussagen. Unwillkürlich drängte sich mir bei Barth das Bild des Holzwurms auf: immer tiefer wurde gebohrt und eine Aussage nach allen Seiten eingekreist und abgesichert.

Von Paul Häberlins Pädagogikvorlesung ist mir wenig haften geblieben. Seine Lieblingstheorie, dass der menschliche Körper zwar ein Ergebnis der Vereinigung zweier Eltern sei, die Seele jedoch von aussen her in diesen Körper eingehe, fand ich unhaltbar. Die dreistündigen Darlegungen begünstigten mein mehr oder weniger seliges Dösen, das teilweise sicher auch dem schwülen Klima anzulasten war.

Glücklicherweise wurden die trocken-akademischen und – wenn ich an de Quervin denke – völlig weltfremden Theorien durch einen kriegsbedingten Praxisbezug unterbrochen, galt es doch, Militärdienst leistende Pfarrer an Sonntagen weiterhin zu vertreten. So predigte ich bereits am 9. Juni im idyllisch gelegenen Mandach, ohne zu ahnen, dass einen Tag später Italien an England und Frankreich den Krieg erklären würde. Überhaupt ging das Leben in der Schweiz weiter, wie wenn kein Krieg toben würde. Im Basler Stadttheater wurden am 14. Juni Tosca und am 15. Peer Gynt aufgeführt. Zu beiden Vorstellungen habe ich Keuli eingeladen, gegen den lebhaften Widerspruch meiner Eltern übrigens. Ihr Nein war umso weniger verständlich, weil Keuli brav im Blaukreuzheim übernachtete. Selbstverständlich hat die zukünftige Pfarrfrau auch eine Vorlesung von Karl Barth mithören wollen, und am Sonntag haben wir beide – begreiflicherweise mit dem Schlaf kämpfend, hatten wir doch am Vorabend Peer Gynt gesehen – in der St. Jakobskirche den Gottesdienst von Pfarrer Thurneysen besucht. Da die Predigt Thurneysens für das homiletische Seminar als Diskussionsstoff vorgesehen war, hatte dieser Kirchgang den Charakter einer Pflichtübung.

Was für ein unverdientes Privileg es war, in dieser Zeit Bürger der neutralen Schweiz zu sein, wird erst dann ersichtlich, wenn man bedenkt, dass vom 30. Mai bis zum 4. Juni sich die Tragödie bei Dünkirchen abspielte, dass am Tage der von uns besuchten Tosca-Aufführung die deutsche Wehrmacht in Paris einmarschierte und vier Tage später von London aus ein unbekannter französischer General, Charles de Gaulle, seine Landsleute zum Widerstand aufrief. Obwohl das offizielle Frankreich am 22. Juni die Waffen niedergelegt hatte und damit auch für unser Land eine unmittelbare Kriegsgefahr gebannt schien, blieb ein grosser Teil unserer Armee mobilisiert. Ein neues Aufgebot rief mich ab 10. Juli nach Lenzburg. Doch lächelte mir diesmal das Glück: man dirigierte mich nach Effingen um. Im Wartsaal der Bahnstation sollte ich eine Sanitätsübernahmestelle einrichten; ich musste an Ort und Stelle auf einer Matratze schlafen und der Dinge harren, die da kommen sollten. Bis zum Datum meiner Entlassung am 10. August beanspruchte kein Mensch meine Dienste. Niemand wollte etwas von mir. Es war dies meine schönste Periode des Aktivdienstes. Da ich mich mit theologischen Fachwerken in ausreichender Zahl versehen hatte, Langweilte ich mich keine Sekunde. Was ich während des Mini-Semesters in Basel versäumt hatte, liess sich unter diesen Umständen glänzend aufarbeiten. Jeweils um 06.00 h machte ich 'Tagwache', rasierte mich am gusseisernen Bahnhoffontänchen mit kaltem Wasser, winkte den vorbeiflitzenden Zügen der Bözberglinie zu, nahm die Verpflegung entgegen, die die in Effingen-Dorf stationierte Infanterie lieferte, und betrieb meine Studien. Da die Sonntage dienstfrei waren, übernahm ich wie üblich Stellvertretungen im ganzen Kanton. Im zivilen Sektor waren inzwischen nicht geringe Entscheidungen gefallen. Auf einer Wanderung von Brunnen aus auf den Stoos, unmittelbar vor dem Einrückungsdatum, waren Keuli und ich übereingekommen, die Absicht, uns so bald wie möglich zu verloben, den Eltern mitzuteilen. Vom selbstverdienten Geld kauften wir uns bei Goldschmied Eggs am Limmatquai die Ringe. Vater und Mutter Linder fuhren mit uns nach Kreuzlingen, wo wir unser zukünftiges Schlafzimmer auswählen durften. Bei dieser Gelegenheit wurde ich der Verwandtschaft in Affeltrangen vorgestellt.

Da wir der Überzeugung waren, dass das Eheversprechen in erster Linie eine Angelegenheit von uns zweien sei, haben wir uns heimlich vor dem offiziellen Datum anlässlich einer Wanderung über den Albis nach Hausen am 13. August das Eheversprechen gegeben. Darum tragen unsere Ringe dieses Datum eingraviert. Am gleichen 13. August, während wir als glückliches Paar durch die friedliche Landschaft pilgerten, säte die deutsche Luftwaffe im Rahmen einer Grossoffensive mit 485 Einsätzen Tod und Verderben über England.

Am 25. August erfolgte dann die offizielle Feier an der Seestrasse in Zürich. Den Nachmittag verbrachten die Geladenen, zu denen auch meine Eltern gehörten, mit uns in Herrliberg.

Wichtiger war allerdings für uns zwei die Nachfeier am Sonntag darauf. Wir besuchten die Predigt von Professor Brunner in der Fraumünsterkirche, und am Abend genossen wir im Schauspielhaus die grandiose Vorstellung von Faust, II. Teil.

Nachzuholen bleibt, dass Keuli bereits im Juni ihre Arbeit als Arztgehilfin in der Praxis von Dr. Schmid-Trächsel erneut aufgenommen hatte. Obwohl diplomiert, offerierte ihr der Arzt nur 8 Franken pro Tag. Dennoch fand es der Doktor nicht unter seiner Ehre, die Arztgehilfin regelmässig anzupumpen. Aber erst Ende Juli fand Keuli den Mut, die zwar Interessante Arbeit Dr. Schmid war Mitarbeiter am C.G. Jung-Institut –, die zudem streng und unterbezahlt war, zu beenden. Da im Zusammenhang mit der Verlobung der Gedanke aufgekommen war, dass es wünschenswert wäre, wenn die zukünftige Pfarrfrau einen Pfarrhaushalt kennenlernen könnte, wurden die Fühler nach Corsier sur Vevey ausgestreckt. Dort amtete Pfarrer Nusslé, bei dem ich vor Jahren in Huémoz Französisch-Unterricht genossen hatte. Die Familie Nusslé erklärte sich bereit, Keuli gegen angemessenes Entgelt bei sich aufzunehmen. Am 14. September war es so weit. Ich begleitete meine Braut bis Aarau. Die Trennung dauerte bis zum 15. Oktober. Noch im gleichen Monat hat Keuli die Stelle als Zahnarztgehilfin bei Dr. Hanhart in Küssnacht angetreten, für

einen Monatslohn von Fr. 100.-- plus Bahnspesen.

Am 4. November begann für mich das 6. Semester in Zürich. Drei Tage später ordnete der Bundesrat die Verdunkelung der Schweiz an. Diese bundesrätliche Anordnung führte dem Schweizervolk zwei Fakten mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit vor Augen: einerseits war unser Land – seit dem deutschen Sieg im Westen nun von den Achsenmächten völlig eingekreist – dem Druck dieser Kriegspartei unverhältnismässig stärker ausgeliefert als noch 1939. Dass die Schweiz als heller Fleck in einem verdunkelten West-, Mittel- und Südeuropa den Feinden der Achsenmächte als Orientierungshilfe dienen könnte, war für die Herren des «Neuen Europas» Grund genug, dem widerborstigen Kleinstaat eine Lektion zu erteilen, wie wirklichkeitsfremd in dieser Situation dessen Igestellung eigentlich sei, ja nicht nur sinnlos, sondern auch nutzlos im Angesicht der neuen Machtverhältnisse.

Andererseits verriet die Forderung der Achsenmächte dem Hellhörigen, dass die Luftherrschaft, die Deutschland während des Westfeldzuges erkämpfen konnte, seit dem gescheiterten Versuch, die Royal Air Force ausser Gefecht zu setzen, nicht mehr weiterbestand. Der prahlerische Ausspruch von Luftmarschall Goering, er garantiere, dass kein feindliches Flugzeug am deutschen Himmel auftauchen werde, war durch den Angriff britischer Flieger auf Berlin am 25. August ad absurdum geführt worden.

Die vom Bundesrat verfügte Verdunkelung mobilisierte erneut Keulis Mutter, die schon seit geraumer Zeit als Verantwortliche im Haus Seestrasse 67 dafür gesorgt hatte, dass vorschriftsgemäss entrümpelt worden war, wobei auch die zur Brandbekämpfung notwendigen Geräte bereitgestellt werden mussten. Nun hatte sie nicht nur in der eigenen Wohnung die schwarzen Vorhänge zu montieren; es oblag ihr die Pflicht, im ganzen Haus der Verdunkelungsvorschrift Nachachtung zu verschaffen. Im Allgemeinen nahm das Schweizervolk die damit verbundenen Unbequemlichkeiten gelassen in Kauf. Dass es da und dort Widerstand gab – in Zürich mussten die Behörden den pazifistischen Pfarrer Trautvetter, der sein Helm im schönsten Lichterglanz präsentierte, mit den Mitteln des Gesetzes zum Mitmachen zwingen – fiel überhaupt

nicht ins Gewicht. Doch erfolgte eine merkbare Umstellung der Lebensgewohnheiten. Die ältere Generation zog es vor, abends nicht mehr auszugehen. Dafür genossen es die Jungen, im Dunkeln, nur mit einer Blaulichttaschenlampe «bewaffnet», herumzuflanieren. Aber es darf dennoch festgestellt werden: ein Gang durch die verdunkelte Stadt war damals sicherer als heutzutage bei Vollbeleuchtung. Unbestreitbar blieb eine spürbare Behinderung des Verkehrs, denn auch hier war Blaulicht vorgeschrieben. Auch Schauspielhaus, Opernhaus und Gaststätten verloren einen Teil ihres Abendpublikums.

Wie sehr der Krieg, obwohl von unseren Grenzen bisher ferngehalten, lebensverändernd wirkte, zeigt das Beispiel des Hauses Seestrasse 67 in Zürich. Im ersten Stock wohnte der Konsul des Staates Portugal. Die Kette der Besucher, die ein Visum nach Portugal wünschten, um von dort aus Lateinamerika oder die USA zu erreichen, riss nicht ab. Wir wurden Zeugen, wie Tag für Tag Lieferanten Geschenkpakete im Konsulat ablieferten. Trotz guten Willens konnte jedoch der Konsul nicht allen Gesuchen stattgeben. Für wieviele bedeutete damals ein Nein den Zusammenbruch aller Hoffnungen?

Und nun zum Parterre! Die älteste Tochter, Meta, trat dem Frauenhilfsdienst bei. In ihrer neuen Aufgabe im Hauptquartier des Generals ging sie völlig auf. Noch mehr, bald tauchte ein HD-Soldat auf, der die schlagfertige und originelle FHD gut leiden mochte. Eine baldige Heirat zeichnete sich ab. Die jüngste Tochter, Irma, die noch die Töchterschule in Zürich besuchte, lernte in einem Tanzkurs einen Studenten der ETH kennen. Er war Rumäne und Jude. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, dass der Antisemitismus, der sich wie eine Seuche von Deutschland aus über Europa ausgebreitet hatte, an der Schweizergrenze abgeprallt wäre. Leider war dem nicht so. Im Tanzkurs weigerten sich die Damen, mit dem Juden in Berührung zu kommen. Einzig Irma hatte Mitleid und nahm sich des jungen Rumänen an. Dessen Eltern waren in Bukarest die Hofjuweliere von König Carol gewesen. Sie bereiteten ihre Abreise – unter Zurücklassung ihres Vermögens – nach den USA vor. Glücklicherweise hatte die Frau



des Juweliers die drohenden Gefahren vorausgesehen und rechtzeitig Geld in die Staaten verschoben. Es versteht sich von selbst, dass der überall verfeimte junge Student sich mehr und mehr an Irma anschloss. Fast täglich telephonierte er mit ihr. Schliesslich stellte er sich der Familie Linder in aller Form vor, wobei er nicht verschwieg, dass auch er, sobald das Einreisevisum eintreffe, nach den USA übersiedeln werde. Tatsächlich verliess er am 10. Dezember 1940 die Schweiz. Irma war untröstlich. Mit ihren 17 Jahren wollte und konnte sie von der ersten grossen Liebe nicht lassen. Nächtelang weinte sie. Schliesslich ging sie mit unheimlicher Entschlossenheit an die Verwirklichung ihres innigsten Wunsches. Sie bestürmte – vergeblich – das USA-Konsulat, das mit dem Hinweis auf die vielen Exiljuden und Staatenlosen, die auf ein Einreisevisum warteten, das Ansinnen Irmas abwies. Doch «die Kleine» gab nicht auf. Sie bewarb sich um ein Visum nach Cuba. Nach dessen Erhalt holte sie sich in unzähligen Gängen und nach Überwindung unzähliger Widerstände – auch seitens der eigenen Familie – die Durchreise-Erlaubnis durch Vichyfrankreich und Spanien. In Vigo wollte sie das Schiff nach Cuba besteigen. Angesichts ihrer Unbeugsamkeit kapitulierte die Familie. Am 13. August 1941 verliess Irma die Schweiz bei Genf, wo ja noch das sogenannte freie Frankreich an unser Land grenzte. Am 21. August schiffte sie sich ein und erreichte am 4. September – trotz verschärftem Krieg im Atlantik – wohlbehalten Havanna, wo sie von ihrem Erich erwartet wurde. Ihre Trauung fand am 9. September mit Zeugen, die unter dem Hotelpersonal gefunden wurden, in Havanna statt. So war die Jüngste die erste, die im Jahre 1941 das Dreimädelhaus verliess, am 1. Dezember des gleichen Jahres folgte die mittlere Tochter Erika, die mit mir den Bund der Ehe schloss, und am 20. Dezember war Meta mit ihrem HD-Soldaten an der Reihe. Für die Eltern Linder dürfte diese Heirats-Epidemie nicht leicht zu verkraften gewesen sein.

Doch ich bin vorausgeeilt.

Schon im Sommer 1940 wurde immer deutlicher, dass die Schweiz keine unverletzliche Insel war. Am 15. August ertönten in Zü-

rich die Alarmsirenen – diesmal nicht zu Übungszwecken –, und die Rationen auf den Lebensmittelkarten wurden zusehends bescheidener. Benzin für Privatverkehr war nicht mehr erhältlich. Keuli hatte zwar noch am 19. August die Fahrprüfung hinter sich bringen können, aber der Krieg machte das amtliche Dokument zu einem nutz- und sinnlosen Stück Papier.

Es wäre übertrieben, zu behaupten, dass die Einzelschicksale jüdischer Emigranten oder politischer Flüchtlinge die Schweizer Bevölkerung gleichgültig gelassen hätten. Auch Erikas Mutter half, wo sie konnte. Von Todeslagern und Massendeportationen wussten wir aber 1940/41 noch nichts. An die indirekten Kriegsfolgen wie Verdunkelung, Verkehrsbehinderung, Kriegswirtschaft und Rationierung gewöhnte man sich, zumal der reale Krieg gegen Ende des Jahres 1940 sich nach Afrika zu verlagern schien. In der Tat keimten nicht nur bei den Briten erste Hoffnungen, als im Februar 1941 Truppen des Empire von Ägypten aus offensiv wurden und Richtung Tripoli vorstießen. Doch war die Freude von kurzer Dauer. Im März/ April setzte das deutsche Afrika-korps, das den Italienern zu Hilfe eilte, unter General Rommel zu Gegenstössen an.

In diese Zeit, Ende 1940 / Anfangs 1941, fiel mein 6. Semester. Da die Lage in Europa sich beruhigt hatte, waren Gesuche um Studienurlaub in der Regel bewilligt worden. Ich hatte mich erneut für Zürich entschieden und konnte somit dieses Mal am 4. November ordnungsgemäss mit dem Vorlesungsbesuch einsetzen. Ich hatte ein schwer beladenes Programm zusammengestellt: ausser den Vorlesungen von Prof. Ludwig Koehler, Gottlob Schrenk, Emil Brunner und Walter Gut belegte ich vier Seminare (Altes Testament, Neues Testament, Systematisches Seminar und katechetisches Seminar)! Mit andern Worten: es waren somit insgesamt vier Seminararbeiten einzureichen, die den Beweis zu erbringen hatten, dass man sich im betreffenden Sachgebiet gründlich umgesehen hatte. Glücklicherweise durfte ich als Verlobter Erikas an der Seestrasse 67 eine Mansarde beziehen, wo ich ungestört arbeiten konnte. Es bleibe auch nicht unerwähnt, dass ich der Gefahr, in Fachidiotie zu versinken, vorbeugte, indem ich mich

für Vorlesungen psychologischen und pädagogischen Inhaltes eingeschrieben hatte.

So hörte ich bei Prof. Suter «Psychologie I. Teil». Es war enttäuschend, was da an Gemeinplätzen erwachsenen Menschen vorgesetzt wurde. Liebenswert, aber nicht tiefgründig, erschien mir der Versuch Prof. Stettbachers, Leben und Werk Heinrich Pestalozzis zu erfassen. Die «pädagogische Psychologie des Sekundarschulalters» von Privatdozent Witzig war mässig Interessant, das dargebotene statistische Material aber keineswegs umwerfend. Dagegen setzte gerade dem Theologen die Hanselmannsche Einführung in «Nichtkrankhafte seelische Konflikte» manches Licht auf. Auch Erika, die mithörte, war befriedigt.

Da ich durch aktive Mitarbeit in den Seminarien bei Kommilitonen und Professoren kein Unbekannter mehr war, wurde ich am 27. Februar 1941 zum Präsidenten der theologischen Fakultät für das Sommersemester 1941 gewählt.

Von diesem Zeitpunkt an war ich oft bei Professor Emil Brunner zum Mittagessen geladen. Meine Freude war gross, den von mir so sehr verehrten Lehrer aus der Nähe kennenzulernen. Frau Professor kochte und servierte selber. Die Tischgespräche drehten sich selten um Theologie. Bei allen Äusserungen zeigte jedoch der Meister eine gewisse Zurückhaltung, die er nur ablegte, wenn es galt, freiheitsfeindliche Tendenzen, die sich im Gefolge der deutschen Siege auch in der Schweiz bemerkbar machten, anzuprangern.

Schon bald nach Semesterbeginn stellten sich bei mir starke Rückenschmerzen ein. Diese wurden derart intensiv, dass ich gezwungen war, Bücher nur noch liegend zu lesen. In dieser Haltung die nötigen Notizen zu machen, war einer speditiven Arbeitsweise nicht förderlich. Darum konsultierte ich einen Arzt. Die Diagnose lautete: starke Diskushernie zwischen dem vierten und fünften Lendenwirbel, ausgeprägte Platt- und Senkfüsse. Dieser Befund wurde am 19. Dezember von der militärischen Untersuchungskommission bestätigt. Sie verfügte meine Versetzung in den Landsturm.

Dass ich mir infolge des Arbeitsvolumens während des Semesters keine Zerstreungen und abendliche Ausgänge leisten konnte, versteht sich eigentlich von selbst. Umso mehr glaubten Keuli und ich – denn sie war meine getreue Sekretärin geworden – nach Semesterschluss Ferien verdient zu haben. Vom 3. bis zum 11. März hielten wir uns in der Jugendherberge Valmaladers ob Fideris im Kanton Graubünden auf. Bei prächtigem Wetter unternahmen wir Skiwanderungen in der näheren und weiteren Umgebung (Fideriser Heuberge; Matlishorn, Weissfluhjoch). Skilifte existierten keine. Die weiten Pulverschneefelder gehörten uns meistens allein. In der Regel zogen wir nach dem Morgenessen auf unseren mit Fellen bespannten Skis los. Ein bescheidenes Mittagessen führten wir im Rucksack mit. Hemdsärmelig assen wir auf den Skiern liegend in irgendeiner Schneemulde beim höchsten Sonnenstand, kehrten gegen 16 Uhr nach der Jugendherberge zurück, wo wir uns in der Küche ein königliches Mahl zubereiteten. Den Höhepunkt stellte die Wanderung Richtung Parsennroute dar; die Abfahrt führte nach Serneus. Am letzten Steilhang – der Schnee war schon sülzig geworden – stürzte Keuli. Ein Ski war dabei in Brüche gegangen. Dennoch stapften wir guten Mutes ins Tal zum Bahnhof. Wir waren uns einig: wir hatten in jeder Beziehung ungetrübte, unvergessliche Ferien ganz nach unserem Herzen zusammen verbringen können.

Über dem 7. Semester lag ein Schatten. Zwischen meinen und Keulis Eltern waren Spannungen aufgetreten, die zur Folge hatten, dass ich anfangs April in der Nähe der Universität eine Studentenbude bezog. Da ich entschlossen war, meine Studien nach der erforderlichen Minimalzahl von sieben Semestern zu beenden, belegte ich nur wenig Vorlesungen, um ausreichend Zeit für Fachlektüre und Examensvorbereitung zu haben. Neu an der Fakultät wirkte Privatdozent Eduard Schweizer. Seine harmlos-erbauliche «Erklärung des Briefes an die Galater» war nicht nach meinem Geschmack. Wesentlich mehr fesselte mich Professor Guts «Geschichte der protestantischen Theologie». Am meisten, genoss ich Emil Brunners souveräne Meisterschaft in der Führung seines systematischen Seminars.

Nicht unterschlagen möchte ich mein Wagnis, an der Eidgenössischen Technischen Hochschule die Höhle des Löwen aufgesucht zu haben. Der Löwe hiess Carl Gustav Jung, und die Höhle war sein psychologisches Seminar. Leider kreuzte der Meister sehr selten auf. Doch wenn er erschien, konnte er nicht umhin, seine Überlegenheit autoritär auszuspielen und auszukosten. Als Stellvertreter amtierte sein Adlatus, Dr. Meyer, eine blasse Figur. Immerhin, als Kostbarkeit habe ich den Namenszug C.G. Jung in meinem Testatheft mit nach Hause getragen.

Das bei weitem eindrücklichste Erlebnis in diesem Semester: die Aufführung im Rahmen der Junifestspiele der Debussy-Oper «Peléas et Méliande» am 13. Juni im Opernhaus. Ohne Zögern hatte ich zwei der teuren Eintrittskarten im sogenannten «Flöhboden» besorgt. Ich hoffte fest, Erika würde von der zauberhaften Musik, die so innig mit dem zauberhaften Geschehen verwoben ist, ähnlich ergriffen wie dies dem 18-jährigen Jüngling in Paris widerfahren war. Ich wurde nicht enttäuscht.

Da wir fest entschlossen waren, so bald wie möglich zu heiraten, suchte Erika eine Stelle. Da sie mehr und mehr meine Inspiratorin und Schreiberin geworden war, drängte sich eine Arbeit im intellektuellen Sektor geradezu auf. Da ich schon damals für die «Neue Aargauer Zeitung» in Aarau Beiträge verfasste, gelang Erikas Einstieg in die Redaktion. Ausser Korrespondenz und Korrekturlesen sollte sie noch für die wöchentliche Frauenbeilage verantwortlich zeichnen. Erika nahm am 23. Juni ihre Arbeit in Aarau auf. Sie hätte kein besseres Datum wählen können, denn die Drähte der Nachrichtenübermittlung liefen heiss. Am 22. Juni hatte Deutschland den Angriff auf die Sowjetunion ausgelöst! Tag für Tag stenographierte Erika die von unserer Zensur durchgelassenen und gefilterten Bulletins des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht. Bei Redaktionsschluss war sie der Erschöpfung nahe. Da der Arbeitsbeginn auf 07.00 h festgesetzt war, ging meine Verlobte jeweils am Abend so früh zu Bett, dass ich sie – auch während der Sommerferien, die ich in Aarau verbrachte –, die Woche hindurch nur selten sah. Dafür durfte ich über Samstag/Sonntag die Leitartikel für

die Frauenseite verfassen! Die Arbeit war hochinteressant, der Verdienst bescheiden. Das monatliche Honorar Erikas betrug etwas über 100 Franken. Der Pensionspreis im Töchterheim an der Laurenzenvorstadt lautete auf 120 Franken. Die Rechnung wurde von Vater Linder beglichen. Was nach Abzug von Steuern und Coiffeur und grosszügigen Geschenküberraschungen in Erikas Portemonnaie hängen oder liegen blieb, kann man sich leicht ausrechnen.

Im Geheimen war ich natürlich froh, dass Erika sehr beschäftigt und doch in meiner Nähe war. Die täglichen Telefongespräche – Ortsgespräche von unbeschränkter Dauer kosteten damals 20 Rappen – gaben mir Kraft und Ausdauer bei meiner Examensvorbereitung. Der grosse Einsatz lohnte sich. Am 4./ 5./6. September absolvierte ich die schriftliche Prüfung, am 13./14. Oktober die mündliche. Der Siebensemestrige hatte es geschafft! Mit dem bestandenen Staatsexamen in der Tasche meldete ich mich bei meinem Lehrmeister Pfarrer Walter Hoch in Zollikon, denn nun galt es, die pfarramtliche Praxis unter kundiger Leitung kennenzulernen. Vor Erteilung des Wählbarkeitszeugnisses war deshalb ein halbjähriges Lernvikariat mit Erfolg zu bestehen. Ich muss vorausschicken, dass nach der damals in Kraft stehenden Ordnung der Kirchenrat des Kantons Aargau für meine praktische Ausbildung verantwortlich gewesen wäre, da ich während des Studiums sowohl in Zürich wie in Basel nur als Wochenaufenthalter gemeldet war. Darum hatte mir der Aargauische Kirchenrat auch zwei Plätze zur Auswahl angeboten: Brugg oder Leutwil. Ich vertrat jedoch die Ansicht, ich könnte neben der praktischen Arbeit ganz gut und gern noch einige Vorlesungen an der Universität besuchen. Deshalb schaute ich mich nach einem Lehrmeister in der Nähe Zürichs um, Pfarrer Oberhänsli in Rued, wo ich oft Predigt-Stellvertretungen übernommen hatte, war mir behilflich. Er empfahl mich seinem ehemaligen Lehrmeister – es war dies Pfarrer Hoch in Zollikon. Dieser zeigte sich nicht abgeneigt und lud mich zu einer Besprechung ein. Der überaus gründliche Test, dem ich unterworfen wurde, endete positiv. Daraufhin teilte ich dem Kirchenrat des Kantons Aargau meinen Verzicht

auf Brugg und Leutwil in höflicher Form mit und stiess natürlich die Kirchenhäupter vor den Kopf. Der Kirchenrat des Kantons Zürich, bei dem ich die Erlaubnis, bei Pfarrer Hoch die praktische Ausbildung absolvieren zu dürfen, einholte, stimmte zu, wobei der Sekretär des Kirchenrates die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, eine gründliche praktische Vorbereitung auf das Pfarramt lasse genau besehen keine Zeit für Studien an der Universität übrig!

Nachdem die Dinge soweit in Ordnung gebracht worden waren, luden Herr und Frau «Pfarrer Hoch meine Braut und mich zum Tee ein. Auch sämtliche Söhne des Ehepaares waren anwesend. Im Kreise der Basler Aristokratenfamilie kamen wir beide uns einigermassen deplaziert vor, zumal Frau Pfarrer die Bemerkung fallen liess, sie hätte bei ihrer Verheiratung zwei Mägde in die Ehe gebracht. Pfarrer Hoch entpuppte sich bei aller, uns sehr sympathischen Zurückhaltung als äusserst feinfühlig und gebildete Persönlichkeit. Er war Autor zweier Bücher: «Seelsorge» und «Die Kirche und ihr Geld». Lange Jahre war er in St. Gallen Sekretär der Evangelischen Gesellschaft gewesen.

Unter vier, beziehungsweise sechs Augen, fragte er nach unseren Plänen. Wir gestanden ihm, dass wir gern bald heiraten würden. Seine Antwort überraschte und freute uns: «Lange Verlobungszeiten sind nicht gut. Ich will sehen, was ich für Euch tun kann.» Das war kein leeres Versprechen. Als ich mich nach bestandenen Staatsexamen meldete, meinte er in seiner trockenen Art: «Es wäre gut, wenn Sie am 18. Oktober mit Ihrer Braut erscheinen könnten, um die Wohnung, die ich für Sie auf Zollikerberg reserviert habe, zu besichtigen.» Das war für uns ein Geschenk des Himmels. Getrost absolvierte ich vom 21. – 27. Oktober meinen letzten Militärdienst als Landsturmsoldat in der M.S.A. Luzern.

## Vikariat und Heirat 1941 – 1942

Am 3. November begann mein Vikariat in Zollikon. Gleichzeitig nahm ich an der Universität Zürich mein freiwilliges achtes Semester in Angriff. Die Heirat wurde auf den 1. Dezember festgelegt.

Keuli hatte am 22. November die redaktionelle Tätigkeit an der «Neuen Aargauer Zeitung» abgeschlossen. Gemeinsam richteten wir in der letzten Woche dieses Monats unsere Wohnung in Zollikerberg ein. Viele Gänge waren zu machen hin und her zwischen See-Strasse 67 und Zollikerberg. Auch die Spezialcoupons für Seife und Textilien, die bei Gründung eines Haushalts abgegeben wurden, waren zu beschaffen. Erschöpft reisten wir am 1. Advents-sonntag nach Aarau.

Der 1. Dezember war kalt, der Himmel sehr klar. Die zivile Trauung wurde um 9 Uhr 30 im Stadthaus Aarau vollzogen. Als Trauzeugen amtierten Meta Linder und Werner Engel. Der Zivilstandsbeamte begrüßte zunächst Herrn Engel als Bräutigam, weil dieser im schwarzen Mantel und Melone erschienen war, ich jedoch nur im braunen Alltagsüberzieher und braunem Hut dastand.

Die Hochzeitsgesellschaft fuhr daraufhin mit zwei Taxis, die übrigens eine Spezialbewilligung für die Fahrt hatten einholen müssen, und dem mit Holzvergaser ausgestatteten Auto von Vater Linder nach Rued. Pfarrer Paul Oberhänsli vollzog die kirchliche Einsegnung. Im Hotel Aarauerhof wurde getafelt. Da die Spannungen zwischen den Eltern des jungvermählten Paares nicht abgebaut worden waren, kam keine echte Hochzeitsstimmung auf.

Um 17 Uhr wurde aufgebrochen. Vater Linder brachte das junge Paar nach dem Zollikerberg. Das war die ganze Hochzeitsreise.

Für den 2. Dezember hatte Pfarrer Hoch mir frei gegeben. Keuli begleitete mich zur Universität und sass in den Vorlesungen neben mir. Dann machten wir ein paar Besorgungen, fuhren mit dem Tram bis Realp und spazierten glück erfüllt nach Hause, unserem Zuhause. So endete der einzige «Flittertag», denn am 3. Dezember setzte die pfarramtliche Tätigkeit meinerseits wieder



ein. Pfarrer Hoch liess mir viel Freiheit. Er übergab mir eine Konfirmandenklasse, wobei ich seinen von ihm selbst angefertigten ausgezeichneten Leitfaden benützen durfte. Ferner hatte ich die lebhaften Sekundarschulklassen zu betreuen. Auf Zollikerberg leitete ich die Sonntagsschulvorbereitungen, machte hauptsächlich in diesem Gemeindeteil die Seelsorgerliehen Besuche, die mein Lehrmeister mir auftrug. Selbstverständlich konnte ich in Zollikon-Dorf ein- bis zweimal pro Monat Predigt dienst und Kindetlehre übernehmen. Herr und Frau Vikar, wie Walter Hoch uns überall vorstellte, waren in der grossen Vorstadtgemeinde bald wohlgelitten. Hauptsächlich schätzten die Bewohner des Zollikerbergs die kirchliche Präsenz in ihrem Gemeindeteil, der bisher – aus verständlichen Gründen – zu kurz gekommen war. Bei den dortigen Kirchenpfleger-Familien Fierz und Diener, waren wir oft zu Gast. Auch Pfarrer Hoch kam dann und wann zu einem Schwatz zu uns. Er legte meist seine Förmlichkeit ab und fand herzliche Worte der Ermunterung und Anerkennung. Ein einziges Mal gab es einen leichten Tadel: «Ihr beide seid mir viel zu ernst». In der Tat, die vergangenen zwei Jahre waren nicht spurlos an uns vorbeigegangen. Dazu gesellte sich die Sorge im Blick auf die Zukunft, da grosser Theologenüberfluss herrschte. Auch die Weltlage hatte sich gewaltig verschlechtert seit dem heimtückischen japanischen Angriff auf Pearl Harbour, der sechs Tage nach unserer Hochzeit stattgefunden hatte.

Immerhin seien zwei amüsante Begebnisse aus dieser Zeit nicht unterschlagen. Eines Abends marschierte ich nach dem Konfirmandenunterricht, den ich in Zollikon-Dorf zu erteilen hatte, in Hut und Überzieher, die Mappe unter dem Arm, Richtung Zollikerberg. Als ich unweit der Forchstrasse dem Waldrand entlang – wahrscheinlich in der Vorfreude, bald zu Hause zu sein – bergaufwärts ein rechtes Tempo anschluss, begegnete mir ein Mann mit Schäferhund. Als er mich erblickte, überquerte er die Strasse, schritt auf mich zu, wendete den Revers seines Lodenmantels, wies auf die Plakette: «Kantonspolizei» mit den Worten: «Sind Sie nicht der X.Y.?» «Nein», sagte ich, «ich bin der Pfarrvikar von Zollikon». «Ah, entschuldigen Sie vielmals,

wir suchen einen, dem Sie gleichen», zog verlegen seinen Hut und schritt mit seinem Tier fürbass, ohne von mir einen Ausweis zu verlangen.

Die zweite Geschichte: nach der Weisung von Pfarrer Hoch musste die letzte Konfirmandenstunde wie folgt gestaltet werden: zunächst war in der Kirche der feierliche Einzug der Konfirmanden zu üben, wie er dann am festtäglichen Gottesdienst ablaufen sollte, ferner war im Chor die Aufstellung im Halbkreis zu üben, damit jeder seinen Standort und Nachbarn sich einprägen konnte. Anschliessend erwartete uns im Kirchgemeindehaus ein Sandwich und Tee, und dann wurde getanzt. Erika sah in ihrem jungen Glück wunderbar aus. So wird das Gespräch erklärlich, das ein Konfirmand mit ihr führte, als er sie zum Tanze holte: «Du hesch meine schön gschwänzt im Kohf. I ha di ämel nie gseh. Oder bisch Öppe im Wälschland gsi und losch di jetz z'Zollike konfirmiere?» Erika: «Nei, i bi d'Frau vom Vikar». Konfirmand: «Verzell kei Chabis! Dä Schmarre chasch du mir nit agäh». Vermutlich sind dem forschenden Jüngling im Verlauf des Abends die Augen doch noch aufgegangen...

Für uns völlig unerwartet brachte die Post das Aufgebot zum schulpraktischen Kurs. Dieser stellte einen Teil des Ausbildungsprogramms dar. Jedoch hatten wir nicht damit gerechnet, dass ich nun für einige Wochen auf den Hirzel versetzt werden sollte. Auch Pfarrer Hoch war keineswegs begeistert, seinen Vikar für längere Zeit zu entbehren. Mit seinem Einverständnis ersuchte ich den Zürcher Kirchenrat um Einweisung bei einem Stadtzürcher Lehrer. Im Auftrag des Kirchenrates schrieb mir der damalige Direktor des Seminars Küssnacht, der für diese Kurse verantwortlich zeichnete, einen nicht gerade höflichen Brief mit der Bemerkung, die Stadt Zürich sei für dieses Semester ausgebucht. Ich hätte mich schriftlich zu verpflichten, den Kurs ein halbes Jahr später im Ilgen-Schulhaus bei Sekundarlehrer Vögeli nachzuholen. Meine Zustimmung schickte ich umgehend.

Die Rüge von Seminardirektor Schälchlin war umso leichter zu verschmerzen, als ich ein paar Monate später im Ilgenschulhaus Zürich einen pädagogischen Lehrmeister angetroffen habe, wie ich mir keinen besseren hätte wünschen können. Sekundarlehrer Vögell hat mich nachhaltig geprägt. Ihm verdanke ich nicht nur grundlegende pädagogische Einsichten. Mein Lehrmeister hat mir ein beispielhaftes Berufsethos vorgelebt. Wie staunte ich, als ich Zeuge wurde, wie seine Schüler ihn jeweils inständig baten, ja bestürmten, an schulfreien Mittwoch-Nachmittagen zur Schule kommen zu dürfen. Dabei hatte er keine besonderen Leckerbissen anzubieten. Er tat nur eines: er liebte alle seine Schüler sehr, und das hiess in konkreter Form: er wusste genau um die verschiedenen Begabungen der Kinder, und dort, wo die Begabungen lagen, verlangte er sehr viel, dort wurden die Ziele hochgesteckt. Auch er selber schonte sich nicht. Er war das Gegenteil eines Routiniers. Niemals hätte er zu mir gesagt: «Sooder so sollten Sie es anpacken». Er hatte und ergab keine Rezepte. Aber er mühte sich unablässig bei jeder Lektion – auch bei von ihm schon längst bearbeiteten Stoffen – neu an die Aufgabe heranzutreten, ein Stoffgebiet von einer andern Seite her zu betrachten und zu beleuchten. Seine Schüler wussten genau, dass es kein vorschnelles Ausruhen, kein ad acta-Legen von Halbfertigem gab.

Diesem begnadeten Lehrer verdanke ich eine Einsicht, die später bei meiner eigenen Lehrtätigkeit unverrückbar wegleitend war und blieb: es gibt keine an sich uninteressante Stoffgebiete oder anders formuliert: solange du als Lehrer einen Stoff nicht derart intensiv umworben, gewälzt, mit dir herumgetragen hast – auch ausserhalb der Schulstube –, dass du ihn so darbieten kannst, dass dein Zuhörer merkt: «tua res agitur», sollst du deine Hände davon lassen. Der Stoff muss mit deinem eigenen Wesen verschmelzen und so zu neuem Leben erweckt werden. Natürlich wusste mein Lehrmeister sehr wohl, dass man dieses hochgesteckte Ziel nicht in jeder Stunde erreicht. Aber ihm war klar und mir wurde klar: eine gute Schulstunde muss ein schöpferischer Akt sein. Dem Stoff – er sei, wie er wolle –

ist Lebensodem einzuhauchen. Diesen Lebensodem spürten die Schüler von Sekundarlehrer Vögeli. Sie wurden davon angesteckt. Darin bestand das Geheimnis der schulfreien Nachmittage, die nach dem Willen der Kinder nicht schulfrei bleiben sollten.

Eines Tages überraschte mich Pfarrer Hoch mit der Frage, ob ich nicht doktorieren wolle. Er würde dies durchaus am Platze finden. Während ich noch meine Antwort überlegte, verriet er mir, dass er diesbezüglich bereits seine Fühler bei Professor Gut ausgestreckt habe, der mit ihm zusammen im kleinen Kreis die Lektüre von Prof. Barths Dogmatik betrieb. «Wenn Sie bei Brunner doktorieren, sind Sie für die ganze Zeit ihres Lebens abgestempelt,» fügte er bei. Damit waren die Weichen gestellt. Obwohl mir mein Lehrmeister von sich aus – offenbar war er mit meiner Arbeit zufrieden – eines Tages die Zusicherung gab, wir könnten auch nach Beendigung des Lehrvikariates in der Gemeinde auf Zusehen hin bleiben, wobei mir eine monatliche Entschädigung von Fr. 350.- ausgerichtet würde, begann ich mich nach einer Pfarrstelle umzusehen. Da die Kirchenhäupter in Aarau verschnupft waren, entschloss ich mich, den «Papst» des Kantons Baselland, Pfr. Christ in Pratteln, aufzusuchen. Als Bürger von Oberwil, Baselland, hoffte ich, bei ihm ein offenes Ohr zu finden. In meiner Naivität hatte ich es unterlassen, mich vor dem Besuch über Pfarrer Christ's theologische Richtung zu Informieren. Das Gespräch im Pfarrhaus Pratteln nahm, wie mir schien, keinen ungünstigen Verlauf. Pfr. Christ erwähnte die Gemeinde Wintersingen, die wahrscheinlich in naher Zukunft ihren Seelsorger abwählen würde, so dass dort auf Sommer 1942 eine Stelle vakant werden würde. «Wintersingen», so fügte er bei, «ist keine leichte Aufgabe. Die Einwohner haben mit ihrem Pfarrer schlechte Erfahrungen gemacht und sich praktisch des Kirchgangs entwöhnt. Dazu kommt, dass in diesem abgelegenen Winkel die Leute echte verknorzte Baselbieter geblieben sind.» Zum Abschluss verfehlte ich nicht, Pfr. Christ als Referenzen meinen Lehrmeister Hoch und Prof. Eml' Brunner anzugeben. Als ich in Zollikon meinem Betreuer über die Begegnung mit dem Baselbieter

«Papst» Rapport erstattete, quittierte er meinen Bericht mit einem nicht endenwollenden Lachanfall. «Sie sind wunderbar ins Fettnäpfchen getreten, wussten Sie denn nicht, dass Pfr. Christ als rabiater Barthianer den Namen Brunner als rotes Tuch empfinden musste?» Diesmal hatte er Unrecht. Die Zukunft sollte beweisen, dass Pfr. Christ sogar fähig war, über den eigenen Schatten zu springen.

Ende April ging meine Lehrzeit zu Ende. Um das Wählbarkeitszeugnis zu erhalten, war eine sog. praktische Prüfung abzulegen. Der Kandidat hatte über einen ihm vorgeschriebenen Text vor der Prüfungskommission eine Predigt zu halten. Das Zeugnis der Wahlfähigkeit wurde mir am 6. Mai überreicht. Der Präsident der Prüfungskommission, Prof. Vischer, verabschiedete uns Jungpfarrer mit den nicht gerade ermutigenden Worten: «Manche von Euch werden noch lange müssig am Markte stehen müssen.» Ich bildete eine Ausnahme. Eines Tages meldete mir Pfr. Christ brieflich, wenn ich nach wie vor Interesse für Wintersingen zeige, solle ich mich mit dem dortigen Gemeinderat in Verbindung setzen, um das Datum einer Probepredigt festzulegen. Gemeinderat Wintersingen? Erst jetzt realisierte ich, dass in meinem Heimatkanton noch immer staatskirchliche Verhältnisse herrschten, mit andern Worten: Die Kirchenpflege war identisch mit dem politischen Gemeinderat. Als oberster «Herr der Kirche» amtierte der Justizdirektor.

Natürlich hatten Erika und ich sofort nach meinem Pratteler Besuch auf der Landkarte die Ortschaft Wintersingen gesucht und auch gefunden. Da sie eine gute Wegstunde von Sissach entfernt liegt, stellte sich, nachdem das Datum der Probepredigt festgelegt worden war, die Frage: «wie gelangt ein junger Pfarrer vom Zollikerberg aus rechtzeitig am Sonntagmorgen auf die dörfliche Kanzel?» Es gab keine andere Möglichkeit, als bereits am Samstag anzureisen, im Gasthof Rössli – dem Pfarrhaus gegenüber – in einem wenig komfortablen Zimmer zu übernachten und natürlich im Gasthof selber ein Nachtessen auf eigene Kosten einzunehmen. Ein Besuch des Pfarrhauses kam nicht

in Frage, da der amtierende Pfarrer nach seiner Wegwahl sich in seinem Haus verschanzt hatte. Das schlimmste am Ganzen: da Erika nicht mitkommen konnte – finanzielle Gründe! fühlte ich mich sehr verloren.

Nach gehaltener Predigt und Kinderlehre verabschiedete mich Gemeindepräsident Schaffner, ein wohlhabender Bauer und «verknorzter Baselbieter», ohne weitere Zusicherungen. Nüchternen Magens wanderte ich mit meinem Köfferchen Sissach zu.

Es folgten lange Wochen des Hangens und Bangens. Glücklicherweise fiel in diese Zeit der Schulpraktische Kurs, der mich voll beanspruchte. Auch wussten wir damals noch nicht, dass in letzter Minute ein im Baselbiet wohnhafter Gegenkandidat aufgestellt worden war. Endlich traf Mitte Juni der amtliche Brief bei uns ein. Man teilte mir meine Wahl mit Amtsantritt auf 1. Juli 1942 mit. Das war das grosse – verspätet eingetroffene – Hochzeitsgeschenk.

Natürlich war die Neugierde Erikas auf unser neues Heim gross. So nahmen wir denn den Weg in «unser Dorf» bald unter die Füsse, um Zimmer und Fenster des Pfarrhauses auszumessen. Erika war sehr beeindruckt, als sie vor dem drei Stockwerk hohen Pfarrhaus stand, das in früheren Zeiten Sitz des Untervogts der Farnsburg gewesen war. Die vergräunte Pfarrfrau führte uns durch die 10 Zimmer. Das elfte – das Studierzimmer des Pfarrers – konnten wir nicht betreten, weil dieser sich darin eingeschlossen hatte. Wir bewunderten die zwei grossen Kachelöfen. Von Zentralheizung war selbstverständlich keine Rede. Auch gab es in der Küche weder Gasherd noch eine elektrische Kochgelegenheit. Ein riesiger Holzkochherd mit ebenso riesigen Pfannen war das einzige Schmuckstück des grossdimensionierten Raumes. Auch die Kirche auf dem Hügel gefiel meiner Frau. So wie wir im Pfarrhaus über die Wendeltreppe mit Seil als Handlauf gestaunt hatten, ergötzte uns in der Kirche die kleine Orgel, die mit einer Fusspumpe «getreten» werden musste.

Gemeindepräsident Schaffner mit Familie empfing uns freundlich. Gemeinsam wurde die Installationsfeier in grossen Umrissen festgelegt.

## Pfarramt in Wintersingen Juli 1942 – Oktober 1945

Die Versuchung ist gross, in der Rückschau die erste Gemeinde in einem verklärten Licht zu sehen. Der Gefahr bewusst, bemühe ich mich, ein möglichst objektives Bild von Wintersingen zu zeichnen. Das Dorf wird von einem Kranz von Hügeln in Richtung Liestal, Sissach, Gelterkinden, Buus und Maisprach vom Kanton Baselland abgeriegelt. Geographisch betrachtet, müsste es eigentlich dem Kanton Aargau zugeschlagen werden, da sich der Talkessel nur Richtung Magden-Rheinfelden öffnet. Nach Rheinfelden bestand denn auch damals eine einzige Fahrgelegenheit in dem Sinne, dass von der Molkerei aus Herr Karlen mit seinem Lastwagen die Milchkanen in den Kurort brachte. Wer sich rechtzeitig bei ihm meldete, konnte gegen einen bescheidenen Obolus mitfahren. Kein Wunder, dass Wintersingen ein verschlafenes, von der Umwelt kaum Notiz nehmendes Eigenleben führte. Nur wenige Personen arbeiteten auswärts. Wir Städter wurden also mit einem Schlag in eine in sich geschlossene Agrargemeinde verpflanzt. Das Dorf selber – ein typisches langgestrecktes Strassendorf – war eher schmucklos und entbehrte eines natürlichen Zentrums. Pfarrhaus und Kirche mit der grossen dreihundertjährigen Linde und dem Gasthaus Rössli stellten eine Art überdimensionierten Kopf dar. Wintersingen zeigte sich eigentlich nur im Frühjahrsblust in bräutlicher Schönheit, wenn die zahlreichen Kirschbäume den ganzen Talkessel in ein blendendes Weiss hüllten. Vielleicht hatte sich der alemannische Wintarizo, als er in diesem Kessel sesshaft wurde, gerne in den Schutz der Hügel begeben, wobei er wohl auch beobachtet haben mag, dass der Nebel regelmässig am heutigen Dorfeingang Halt macht.

Als wir die Gemeindegarbeit 1942 aufnahmen, zählte das Dorf ca. 350 Einwohner. Zum Seelsorgesprengel gehörte auch das jenseits des Hügelzugs liegende Dorf Nussdorf, das geographisch eher nach Aristorf-Liestal orientiert ist. Die dortigen 150 Einwohner führten kirchlich insofern ein bescheidenes Eigenleben, indem monatlich im Schulhaus ein Predigtgottesdienst stattfand und im Winter Bibelstunden gehalten wurden.

Die Nusshöfler Kirchgänger sah man eigentlich nur an Festtagen im Wintersinger Gotteshaus, wo sie in einem eigenen Seitenflügel mit eigener Empore Platz nahmen. Natürlich gehörten zum Kirchsprengel auch die zahlreichen Einzelhöfe, die auf den umliegenden Hügeln verstreut liegen.

Die feierliche Installation (Amtseinsetzung) fand am Sonntag, den 5. Juli 1942 statt. Von unserer Seite hatten wir dazu die beiden Elternpaare und die jungverheirateten Meta und Werner Engel-Linder eingeladen. Nach und nach trafen der Kirchendirektor, Kollegen aus benachbarten Gemeinden und die Behördemitglieder von Wintersingen und Nussdorf ein. Nur Dekan Hoch aus Gelterkinden, der die kirchliche Handlung leiten sollte, fehlte. Mit Verspätung erschien er, sein havariertes Velo stossend, im Pfarrhaus. Er war auf der steilen Abfahrt – die Strasse war natürlich nicht geteert – ins Rutschen gekommen und gestürzt. Frau Gemeindepräsident Schaffner übernahm die Aufgabe, das schwarze Gewand des Dekans vom Staub zu befreien, den Dreieck in der Hose notdürftig zu flicken und den sichtlich geschwächten Diener Gottes mit Spiegeleiern zu stärken. Zur Feier war die Dorfmusik Wintersingen aufgeboten worden. Sie intonierte unter der Leitung von Lehrer Walser mit viel gutem Willen, aber bescheidenem Können die feierlichen Weisen. Nach der Einsetzung durch den Dekan hielt ich meine Antrittspredigt; anschliessend wurde im Saal des Gasthauses Rössli ein Mittagessen serviert. Der Kirchen- und zugleich Justizdirektor überbrachte die Grüsse des Regierungsrates und überreichte mir die Anstellungsurkunde. Ein Vertreter des Kirchgemeinderates Wintersingen brachte mit seiner witzigen Ansprache die junge Pfarrfrau zum Erröten, als er der Hoffnung Ausdruck gab, die 11 Zimmer des Pfarrhauses bald bevölkert zu sehen.

Für meine Arbeit nahm ich drei Empfehlungen meiner ehemaligen Lehrer und Betreuer zur Richtschnur. Belm Predigen befolgte ich Emil Brunner's Rezept: «Die Predigt muss Greifhände haben.» Für die praktische Arbeit galt Prof. Köhlers Ermahnung: «Der Pfarrer darf nicht der Waschlappen der Gemeinde werden.» Für die Seelsorge hielt ich mich an die Erfahrungen von Walter



Hoch, der die Schwierigkeiten, in einer Volkskirche echte Seelsorge zu betreiben, wohl kannte. Er hatte mich vor einem oberflächlichen Giesskannenprinzip gewarnt, da er der Meinung war, dass Seelsorge ein äusserst subtiles Vorgehen erheische.

Mit einer gewissen Überraschung nahmen wir zur Kenntnis, dass der Lohn des Pfarrers von Wintersingen sich aus einem Barbetrag von monatlich 380.- Franken, freier Wohnung, Lieferung von Holz und dem Pfarrland mit Bäumen zusammensetzte. Die Überraschung wurde noch grösser, als am Monatsende die Post kein Bargeld ins Haus brachte, was uns in einige Verlegenheit brachte. Die Lehrerin verriet uns schliesslich, dass man den Lohn beim Gemeindegassier höchst persönlich abholen müsse; als wir ihn aufsuchten, erklärte er mit Bedauern seine Unfähigkeit, uns zu bezahlen. Da beide Lehrkräfte ihr Salär bereits bezogen hätten, herrsche momentan in der Kasse Ebbe. Wir müssten warten, bis Liestal den Beitrag des Kantons überweise!

Bei der Durchsicht des Archivkastens im Pfarrhaus entdeckte ich die alten Pachtverträge für das im Gemeindebann verstreute, umfangreiche Pfarrland. Diese Verträge waren seit Urzeiten nicht mehr erneuert worden. Die Pachtsumme war lächerlich klein. Eingedenk der Mahnung Prof. Köhlers kündigte ich diese Verträge mit der Offerte, sie auf einer anderen Preisbasis zu erneuern. Keuli zitterte und befürchtete eine Katastrophe. Das Gegenteil war wahr: die Bauern akzeptierten die neuen Ansätze und zeigten Respekt gegenüber dem jungen Pfarrer. Nicht genug damit: eines Abends stand der Nachbar vor der Pfarrhaustür. Nach den üblichen Redewendungen über das Wetter eröffnete er mir, dass er ein Stück Pfarrland bearbeite, für das jedoch nie ein Vertrag ausgehandelt worden sei. Er möchte diese Sache endlich in Ordnung bringen.

Im Laufe meiner Tätigkeit festigte sich in mir die Überzeugung, dass die früher übliche Mischung von Natural- und Barbesoldung ihre guten, gesunden Selten gehabt hatte: war der Pfarrer zugleich Bauer, teilte er automatisch Sorgen und Hoffnungen

seiner Schäflein. Zudem stand zu erwarten, dass der Kontakt mit der Erde ein akademisches Predigen über die Köpfe hinweg verhindern würde. Jedenfalls bewirkte das kleine Landstück mit seinen 11 Kirschbäumen, das noch im Besitze des Pfarrers geblieben war, eine heilsame Korrektur in Keulis und Rogers Auffassung vom Landleben. Während der Kirschenernte, die nun einsetzte, mussten Herr und Frau Pfarrer höchst eigenfüssig auf die Leiter steigen, denn in dieser Kriegszeit – Anbauschlacht und Militärdienst! – waren landwirtschaftliche Hilfskräfte nicht aufzutreiben. So öffneten 16 Tage Kirschenpflücken und Bearbeitung des 11 Aren grossen Gartens uns Stadtmenschen die Augen für die Arbeit unserer Gemeindemitglieder. Ja, ich nahm sogar den Schlummer jener Kirchgänger nicht übel, die nach einer harten Arbeitswoche auch bei einer guten Predigt ein Nickerchen machten. Die Kirschen bereiteten uns Mühe und Freude. Keuli sterilisierte tagelang, füllte Spankörbe und spedierte diese per Post an die lieben Verwandten, die sich der pfarrherrlichen Früchte erfreuten. Den Rest der Kirschen verkauften wir direkt dem Händler, einem Zürcher, der den weiten Weg ins Baselbieter Dorf nicht scheute. Den Erlös konnten wir wahrhaftig gut gebrauchen. Im ersten Jahr mussten wir die Leitern und Körbe bezahlen. Im zweiten Jahr konnten wir uns die Anzahlung für einen Radio «erpflücken». Trotz gewisser ethischer Grundsätze – ich war ja als Mittelschüler Mitglied einer abstinenten Verbindung gewesen – liess ich mich im dritten Sommer, als starke Regengüsse einen Teil der Ernte für den Frischverkauf unbrauchbar gemacht hatten, von den Bauern überzeugen, die Kirschen zu «strupfen» und ins Fass zu geben. Ein uns Wohlgesinnter anerkundete sich, in seinem Brennshafen unsere Kirschen zu gutem Baselbieter Schnaps zu verarbeiten, wenn wir ihm das erforderliche Holz zur Verfügung stellen würden. Auch diesmal wurden unsere Verwandten glückliche Empfänger grosser Sterilisiergläser voll des köstlichen Stoffes. Der verbotenerweise Schnaps brennende Pfarrer mochte wohl manchem Wintersinger ein gutes Gewissen verschafft haben!

In diesem Sommer war Keuli als Kirschenpflückerin ausgefallen. Ein freudiges Ereignis stand bevor. Natürlich war schon seit geraumer Zeit im Dorf getuschelt worden. Schliesslich war der Milchfuhrmann ja nicht auf den Kopf gefallen. Die junge Pfarrfrau musste doch nicht ohne Grund in regelmässigen Abständen zur ärztlichen Kontrolle nach Rheinfeldern gefahren werden! Am 19. August 1944 kam im Spital des Kur- und Badeortes unser erster Sohn Matthias zur Welt. Er hatte es Mutter und Vater nicht leicht gemacht. Die lange Dauer des Geburtsvorganges brachte die Mutter an den Rand der Erschöpfung. Den Vater kosteten die Velofahrten Wintersingen – Spital Rheinfeldern hin und zurück – es herrschte eine aussergewöhnliche Hitzewelle – unendlich viele Schweisstropfen. Wer hätte gedacht, dass das seinerzeit dem zwölfjährigen Buben geschenkte Velo nach so vielen Jahren dem Besitzer noch derart gute, unentbehrliche Dienste leisten würde!

Bereits im Frühjahr 1944 hatten wir zur Entlastung Keulis eine ehemalige Konfirmandin als Haushalthilfe eingestellt. Erna Speiser erwies sich als willige, zuverlässige und treue Stütze. Sie war mir beim Kirschenpflücken an die Hand gegangen, und während der Spitalabwesenheit der Hausherrin betreute sie mich und das Pfarrhaus mit Umsicht. Ihre Arbeit wussten wir beide wohl zu schätzen, hatten wir doch vorher andere, unerfreuliche Erfahrungen machen müssen.

Die Jugendanwaltschaft Aarau hatte uns im ersten Amtsjahr ein junges Mädchen zugewiesen, das straffällig geworden war. Delikt: Diebstahl im väterlichen Heim. Der Jugendanwalt war überzeugt, dass unter dem Einfluss eines guten Milieus das Mädchen auf den rechten Weg zurückgeführt werden könnte. Wir waren voll guten Willens und liessen Kasten und Türen unverriegelt, um eine Vertrauensbasis zu schaffen. Das nicht unintelligente Mädchen zeigte sich anständig. Doch als wir einen Nachmittag lang einem Gemeindeglied bei der Traubenernte mit-halfen, sah unsere Taube die Gelegenheit gekommen: der Vogel war Richtung Gelterkinden ausgeflogen, hatte dort den Zug be-

stiegen und machte sogleich eine Reisebekanntschaft. Der feine Herr lud sie zu Ferien im Tessin ein. Nachdem die «Flitterwochen» vorüber waren, fand sie die Zürcher Polizei im Zimmer einer «Freundin», völlig mittellos. Das Haushaltungsgeld meiner Frau und die Batzen, die die Sonntagsschulkinder dem nickenden «Negerlein» gespendet hatten, waren aufgebraucht. Lediglich das abgeänderte Jackenkleid, das Keuli an der Hochzeit getragen hatte, Hochzeitsschuhe und Samthut waren noch vorhanden. Im Zimmer unserer Hilfe, das wir taktvollerweise seinerzeit nie betreten hatten, fanden wir eine Anzahl leerer Konfitüregläser, die Elisabeth heimlich in unserem Keller behändigt hatte, und Schalen voller Zigarettenstummeln. – Unser pädagogisch-psychologisches Experiment war damit gescheitert.

Eine weniger dramatische, aber trotzdem nicht erbauliche Erfahrung machten wir mit einem Mädchen aus dem Welschland. Ihre Grossmutter hatte es in die alemannische Schweiz geschickt, damit es Deutsch lernen sollte. Als ich pflichtbewusst Gisele Sprachstunden erteilen wollte, erklärte sie lachend, das sei ein unnützes Unterfangen, da sie bestimmt nie einen Deutschschweizer heiraten werde.... Dennoch stellten wir fest, dass die täglichen Gänge in die Molkerei sich zeitlich immer mehr ausdehnten. Zufälligerweise entdeckte ich einen weissen Zettel an einer Telefonstange. In französischer Sprache wurde Gisele zu einem Rendez-vous zu später Stunde eingeladen. Die Unterschrift lautete «Henri fils». Damit war für uns alles klar, denn in Wintersingen sprach nur ein einziger «Henri fils» Französisch. Ich verzichtete auf ein vermutlich resultatloses Verhör und konnte somit nicht in Erfahrung bringen, ob Gisele bereits ähnliche nächtliche Übungen hinter sich hatte. Die Möglichkeit, sich von uns unbemerkt aus dem Pfarrhaus zu schleichen, bestand durchaus. So teilten wir Gisele einfach unseren Entschluss mit, dass in Zukunft die Frau Pfarrer wiederum in der Molkerei die Milch holen werde. Bald darauf holte das welsche Töchterlein die Bewilligung der Grossmutter ein, wieder nach La Sarraz zurückkehren zu dürfen.

Viel erfreulicher war der Aufenthalt von Bluette Grosjean bei uns. Durch Vermittlung von Pro Juventute hatten Kinder aus Frankreich in die Schweiz einreisen dürfen. Der Aufenthalt erstreckte sich vom 22. Oktober 1943 bis zum 19. Januar 1944. Bluette wurde von uns «aufgefüttert» und eingekleidet. Das blasse schwächliche Kind ging Keuli willig an die Hand. Wir hatten es gern und hielten es wie ein eigenes Kind. Der Abschied war für beide Seiten schmerzlich.

Wintersingen war in kirchlicher Hinsicht sehr traditionsbewusst. Vor allem galt es, die alten Bräuche bei Beerdigungen genau einzuhalten. Für uns Städter war so manches neu; der Pfarrer hatte den Sarg im Trauerhaus abzuholen und dort ein Gebet zu verrichten; zum Trauergottesdienst ordnete Jede Familie mindestens ein Mitglied ab. Der Sarg wurde – manchmal mit Gepolter – ins offene Grab abgeseilt; die Angehörigen warfen eine Blume nach, und dann hörte man, während die Trauergemeinde der Kirche zuschritt, das Fallen der Erdschollen, denn der Totengräber begann seine Arbeit ohne Verzug.

Zur alten Überlieferung gehörte auch die Pfarrbank in der Kirche, die für die Pfarrfamilie reserviert war. Meine Frau mied diese, sicher nicht ohne manchen Traditionalisten Anstoss zu geben. Ältere Gemeindeglieder kannten auch die Bank, die früher für ledige Mütter ausgespart worden war.

Zur Konfirmation erschienen die Mädchen durchwegs in Schwarz. Sie trugen weisse Häubchen mit beidseitig herabfallendem Schleier.

Ob der «Pfarrhaus-Boycott» ebenfalls auf alte Überlieferung zurückzuführen oder erst neueren Datums war, konnte ich nicht herausfinden. Niemand zeigte sich bei Tageslicht vor der Türe des Pfarrhauses. Selbst die Lehrerin, die als Organistin amtierte, erschien nur mit dem ostentativ unter den Arm geklemmten Kirchengesangbuch. Somit war klar, dass sie beim Pfarrer die Lieder-Nummern für den kommenden Sonntagsgottesdienst abholen kam. Mit andern Worten; das junge Pfarrer-Ehepaar war und

blieb einsam. Und dies, obwohl das kirchliche Leben aufzublühen begann, der Gottesdienstbesuch zunahm, eine Bubengruppe und eine Vereinigung «Junge Kirche» entstanden war und mit Hilfe der Pro Juventute eine Freizeitwerkstatt im Dorf eingerichtet werden konnte, für die der Wagner und Tischler die Verantwortung übernahm.

Auch die Mitgliedschaft des Pfarrers in Schul- und Armenpflege – in beiden Kommissionen wirkte er als Schreiber – gehörte zur Tradition. Das war insofern ein Glücksfall, als mitten in meiner Amtszeit ein Lehrerinnenwechsel eintrat. Durch meinen Einfluss konnte ich die Wahl einer ungeeigneten Kandidatin verhindern. Eine temperamentvolle Appenzellerin übernahm das Zepter in der Schulstube. Ihr waren die Schüler der ersten bis fünften Klasse anvertraut. Auch sie blieb einsam. So kam es dazu, dass unter dem Deckmantel des Kirchengesangbuches das Pfarrerehepaar und die Lehrerin eine Freundschaft schlossen, die bis heute andauert.

Dass die Pfarrfrau – gleichgültig ob jung oder alt – Präsidentin des Frauenvereins werden musste, war ein heiliges ungeschriebenes Gesetz. Erika hatte diesbezüglich keinerlei Erfahrung, machte aber trotz angeborener Hemmungen ihre Sache ausgezeichnet. Sie hatte eine sehr geschickte Hand, auswärtige Referentinnen herbeizuziehen, die selbstverständlich im Pfarrhaus gepflegt und über Nacht beherbergt wurden. Am meisten Kummer bereitete Erika der jährliche Ausflug mit allen Frauen des Vereins zu einem schönen Ziel in unserem Land. Die meisten Bäuerinnen erschienen in ihren Sonntagstrachten. Ohne falsche Scheu wurden Heimatlieder gesungen, sei es während der Eisenbahnfahrt oder später im Restaurant. Für die Frauen von Wintersingen bedeutete diese einmalige Gelegenheit im Jahr, ohne Männerkontrolle und häusliche Verpflichtungen das Leben zu genießen, einen absoluten Höhepunkt. Die sonst eher sparsamen Bäuerinnen trugen diesmal den Geldbeutel locker, und nach der Rückkehr ins Dorf ging man noch lange nicht heim: in der Dorfbeiz wurde Kaffee getrunken und unter den Frauen getanzt bis weit nach Mitternacht.

Obwohl ich im Laufe eines Jahres sämtliche Familien in Wintersingen und Nussdorf besucht hatte – Erika kam nach Möglichkeit mit – blieb die Bevölkerung zugeknöpft. Wir lernten den Ausspruch von Pfr. Christ verstehen; «verknorzte Baselbieter». Darum hatten Feinde und Verwandte eine völlig irri- ge Vorstellung, wenn sie sagten: «Ihr habt es gut. Ihr werdet sicher mit Nahrungsmitteln von Euren Pfarrkindern verwöhnt. Rationierung gibt es für Euch ja nicht.» Welt gefehlt. Abgesehen von Blut- und Leberwürsten, die wir anlässlich von Metzgeten etwa geschenkt bekamen, erhielten wir nichts. Darum entschlossen wir uns nach einiger Zeit, zwei teure Leghühner anzuschaffen, die sich im grossen Pfarrgarten wohlfühlten und ihre Eier an allen möglichen und unmöglichen Orten versteckten. Sie stellten einen willkommenen Zustupf zu den Lebensmitteln dar, deren Rationen zusehends kleiner geworden waren. Am 28. November 1942 hatte Hitler als Antwort auf die alliierte Landung in Nordafrika die schlagartige Besetzung Vichy-Frankreichs befohlen. Davon waren auch die schweizerischen Importe von Marseille aus durch das Rhonetal nach Genf betroffen. Die Schweiz – nun völlig von den Achsenmächten eingeschlossen – war damit in vermehrtem Ausmass erpressbar geworden. Die Lebensmittelrationen wurden noch kleiner. Nicht dass Erika und ich Mangel gelitten hätten! In unserem 11 Aren umfassenden Garten gediehen im Rahmen der Anbauschlacht, die wir blutigen Laien nach dem Leitfaden «Unser Pflanzland» führten, die mannigfachsten Gemüsesorten im Überfluss. Was wir nicht im Frischkonsum bewältigen konnten, wurde, soweit möglich, gedör- Die vielen Salatköpfe konnten freilich dieser Prozedur nicht unterworfen werden. In ihrer Verzweiflung füllte Erika einen Harass, band diesen auf den Gepäckträger ihres Velos, fuhr nach Rheinfelden und verkaufte die herrlichen Salatköpfe, das Stück zu 40 Rappen, der Migros. In ihrer Freude vergass die «Geschäftsfrau Erika», den leeren Harass zurückzufordern. Deshalb war der Nettoertrag dieser Rheinfeldenfahrt höchst bescheiden! Zwetschgen-, Äpfel-, Quitten- und Birnbäume fanden sich ebenfalls im Pfarrgarten. Da diese Gesellen unter meinem Vorgänger verwildert waren, kaufte ich ein

Büchlein mit dem Titel «Der Öschberg-Baumschnitt», studierte den Text einen Vormittag lang und machte mich dann mit Leiter und Baumschere an die Arbeit. Einige Bauern, die neugierig über die hohe Gartenmauer blickten, quittierten mein Tun mit der Bemerkung: «Aha, das kann der Pfarrer auch noch». Damit war unsere «Schlacht um Wintersingen» endgültig gewonnen. Die Bäume vergalteten die Pflege reichlich. Die nächste Ernte überrollte uns sozusagen. Die junge Pfarrfrau war gezwungen, den Überschuss in Konfitüre zu verwandeln oder nach einem Einfüll-Verfahren, das ein entfernter Verwandter, Sekundarlehrer in Wädenswil, entwickelt hatte, zu konservieren. Zwetschgen und Birnen wurden im Kachelofen gedörrt. Restbestände kellerten wir in unserem weiträumigen Untergeschoss ein.

So sehr auch Wintersingen von der Umwelt abgeschlossen war, erreichten uns Ausläufer des Kriegsgeschehens trotzdem. Auf Nussdorf wurde ein Polenlager errichtet. Unter Führung der Pfarrfrau anerbote sich der Frauenverein Wintersingen, die Wäsche des Lagers zu waschen und zu flicken. Einzelne Polen waren in Bauernbetrieben, in denen infolge Aktivdienstes männliche Hände fehlten, eingesetzt.

Eines Tages vernahmen wir, dass unweit von Wintersingen ein Auffanglager für Frauen aus Theresienstadt entstanden war. Im Zusammenhang damit erfuhren wir zum ersten Mal von der Existenz der Todeslager. Einer Aktion des Roten Kreuzes war es zu verdanken gewesen, dass diese Jüdinnen aus Theresienstadt in die Schweiz gerettet werden konnten.

Die Kriegslage im Jahre 1943 – Stalingrad, Mussolinis Sturz, Kapitulation des Afrika-Korps – machte die Einberufung grösserer Teile der Armee nötig. Wintersingen bekam Einquartierungen von Truppenteilen. Das Dorf war wie elektrisiert. Im Pfarrhaus mussten Räume für Arrestanten, Zimmer für Offiziere und für ein Magazin zur Verfügung gestellt werden. Da das Pfarrhaus dem Kanton gehörte, kassierte dieser die Entschädigungen ein. Die Arbeit der Pfarrfrau wurde nicht honoriert. Patriotisch, wie wir waren, liehen wir den Soldaten, was sie benötigten, mit dem Resultat, dass bei Dislokationen, die meist des nachts statt-



fanden, unser Eigentum in die Militärbestände einging.

Obwohl die Errichtung der 2. Front am 6. Juni 1944 mit der Landung der Alliierten in der Normandie zur Tatsache wurde, verminderten sich die Gefahren für unser Land nicht. Die Bombardierungen von Badisch Rheinfelden waren in Wintersingen gut zu hören. An manchen Tagen lagen auch in unserm Garten die Aluminiumstreifen, die in der Nacht aus den unser Territorium überfliegenden Bombern abgeworfen worden waren. Die Alarmsirenen traten vermehrt in Aktion. Vom Monat August an machte es sich Erika, als sie mit unserem Büblein aus Rheinfelden zurückgekehrt war, zur Pflicht, beim ersten Alarmzeichen Matthias aus dem Bett zu holen und ihn, in weiche Kissen gebettet, im Keller auf einer Obsthurde in Sicherheit zu bringen. Abgesehen davon, erlebte das kleine Geschöpf in Wintersingen eine ungetrübte Säuglingszeit. Von meinem Grossvater, der Schreiner gewesen war, hatten wir ein Kinderbett geerbt. Vater Linder liess es sich nicht nehmen, eigenhändig ein weiteres Kinderbett anzufertigen, sodass wir ohne grosse Umstände das Büblein am Tag im Pfarrgarten an einem schattigen Plätzchen neben dem Bächlein, das den Garten durchfloss, und nachts in seinem Zimmer zur Ruhe betten konnten.

Offenbar gefiel dem Säugling das Insektengesumse im Garten ausnehmend gut, denn unermüdlich machte er sein Fitness-Training: zufrieden wippte er auf und nieder und «plauderte» vor sich hin. Anzufügen bleibt, dass Matthias von seinem Vater getauft worden ist, und zwar im Oktober am Erntedankfest. Die Kirche war mit den Gaben des Herbstes wunderschön geschmückt. Als Patin amtierte Meta Engel-Linder, als Pate ein ehemaliger Schulkamerad Erikas, Teddy Wegmann.

Ab diesem Zeitpunkt war ich im Zusammenhang mit meiner Doktorarbeit viel in Zürich tätig. Mein Thema «Die Bedeutung der Kirchengzucht für die Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Reformation Ulrich Zwinglis» verlangte eingehende Studien in der Zentraibibliothek. Als pfarramtliche Hilfs-

kraft hatten wir einen jungen Theologen namens Streckeisen für die Dauer von zwei Monaten eingestellt, der die anfallenden pfarramtlichen Aufgaben hätte übernehmen sollen. Der junge Mann trug seinen Studentennamen «Hiob» zu Recht. Er hatte die Gabe, Erika beim Stillen regelmässig zu stören. Obwohl ich ihm anfangs Woche einen detaillierten schriftlichen Arbeitsplan aufstellte, musste der Herr Vikar die Pfarrfrau dauernd um Rat ersuchen. Kurz, seine Effizienz in pfarramtlichen Belangen war nicht übermässig gross; dafür entschädigte er uns mit seinem hervorragenden Klavierspiel. Sein Repertoire von klassischer und leichter Musik war unerschöpflich.

Die Musik kam aber nicht nur in der Zeit der Anwesenheit von Vikar Streckeisen zu ihrem Recht. Oft spielte ich mit dem Pfarrerehepaar Wenger aus Buus-Maisprach zusammen. Zwischen unseren Pfarrhäusern herrschte ein reges Hin- und Her. Gern nahm man an dienstfreien Montagen den anderthalb-stündigen Weg unter die Füsse. Treffpunkt war einmal Buus, das nächste Mal Wintersingen. Mit dem lebenswürdigen Schwiegersohn von Pfarrer Christ pflegte ich regelmässigen Kanzel tausch. Temperamentsmässig waren wir sehr verschieden; auch die Art und Weise, wie wir predigten, glich sich keineswegs. Dennoch verstanden wir uns ausgezeichnet. Auch unter den Pfarrern des Kapitels war die Kollegialität erfreulich gut. Zu den Sitzungen versammelten sich die 12 Kapitularen im festgelegten Rhythmus in den Pfarrhäusern reihum. Der Hausfrau oblag es dann, nach Beendigung der Sitzung die würdigen Gäste zu bewirten. Ich war erstaunt zu sehen, wie die theologisch oft sturen Barthianer in aufgeräumter Stimmung zu tafeln verstanden, stets zum Lachen und zu witzigen Bemerkungen aufgelegt.

Gern nahm ich mit dem Velo die Reise nach Liestal unter die Räder, um im Hotel Engel am Pfarrkonvent unter dem Präsidium von Pfarrer Lukas Christ teilzunehmen. Dessen Einführungsworte waren geistige Leckerbissen, wahre kleine literarische Kunstwerke. Man sieht: obwohl wir von der Welt scheinbar abgeschnitten wohnten, fehlten rege Kontakte keineswegs. Nachträglich

muss man sich sogar fragen, wie wir die vielen Besuche überhaupt verkraften konnten, besonders wenn man bedenkt, dass wir bis zum Frühjahr 1944 ohne Haushaltshilfe – abgesehen von den kurzen Zwischenspielen Elisabeth und Gisèle – ausgekommen waren. Regelmässig erschienen die Zürcher- und meine Eltern, die mittlerweile nach La Chaux-de-Fonds gezogen waren, für einige Tage bei uns. Weiter genossen Freunde und Freundinnen des Pfarrerehepaares, aber auch Bekannte vom Zollikerberg für kürzere oder längere Dauer unsere Gastfreundschaft, nicht zu vergessen die zahlreichen Referenten, die im Pfarrhaus gepflegt wurden und auch notgedrungenenerweise dort übernachteten, da sie ja erst am nächsten Tag mit dem Milchwagen nach Rheinfelden zurück fahren konnten.

«Nebenbei» galt es, im Sommer in der Anbauschlacht seinen Mann, beziehungsweise seine Frau zu stellen. Im Winter kam die Beheizung unseres Rittergutes nahezu einer Schwerarbeit gleich. Man musste die «Wädele» für die Kachelöfen in Stube und Studierzimmer aus dem Untergeschoss die Wendeltreppe aufwärts an Ort und Stelle bugsieren. Das Holz für die Öfen in Schlafzimmer und Korridor, der über 40 Quadratmeter mass, war vom Estrich nach unten zu tragen. Da es im Badezimmer keinen Boiler gab, war der dort installierte Ofen ab September bis Mai täglich zu bedienen, wenn man heisses Wasser im angenehm temperierten Raum zu haben wünschte. Waren Besucher da oder einquartierte Offiziere – und später nach der Geburt von Matthias – mussten weitere Öfen eingeheizt werden. Heutzutage würde wohl für all diese Arbeit eine halbamtliche Hauswartstelle eingerichtet!

So hatte die Romantik des Pfarrhauses eben auch eine andere Seite. Oft kam es vor, dass im Badezimmer oder in der Küche einem eine Maus über den Weg lief. Nachts wurden die Nerven durch das Rascheln und Gepolter von Mäusen und Ratten in den Zwischenböden strapaziert. Einmal entschlossen wir uns, Rattengift auszulegen. Wir atmeten erleichtert auf. Das Gepolter verstummte. Dafür durchzog dann im Sommer ein eklig-süsslicher Verwe-

sungsgeruch das ganze Haus. Wir streuten kein Gift mehr.

Nicht vergessen bleibe das Waschproblem. Im Waschhaus gab es weder Wasch- noch Schwingmaschine noch Tumbler. Ein ehrwürdiger Kupferkessel war einzuheizen. Da die einzige Frau im Dorf, die sich für gutes Geld bereit erklärt hatte, Erika zu helfen, bei der Festlegung des Waschtages nie mit «Ja» antwortete, sondern mit «Mer wei luege» (wir wollen sehen), wurde das Einheizen, das um 5.00 h zu erfolgen hatte, zum Vabanque-Spiel. Wurde das Wetter schön, warteten wir um 6.00 h vergeblich. Die Frau ging aufs Feld. Sie erschien nur, wenn dicke Wolken am Himmel hingen.... Ebenso wenig war es romantisch, in Wintersingen krank zu werden. Der Arzt in Sissach, der nur für Notfälle Benzin zugeteilt bekam, gab telephonisch seine Weisungen. Nur wenn die Lage kritisch wurde, erschien er im Haus. Dies war zweimal der Fall. Im Frühjahr 1943 wurde ich von einer schweren Gelbsucht heimgesucht, im Frühjahr 1944 war es eine Nierenbeckenentzündung.

Als mir 1945 im Kantonsspital Aarau der Blinddarm operativ entfernt werden musste, hat die liebe Erika die Romantik Wintersingens manchmal im Stillen verwünscht. Am Vormittag hatte sie jeweils in einem anderthalbstündigen Fussmarsch die Bahnstation Gelterkinden zu erreichen, wobei sie Haus und Matthias der Obhut Ernas überliess; dann ging es via Olten nach Aarau. Von 13 Uhr bis 15 Uhr war Besuchszeit. Dann erfolgte die Rückreise auf die gleiche Weise.

Unter ähnlichen Bedingungen hatten wir beide uns nach meiner Genesung einen Besuch des Stadttheaters Basel zu «verdienen». In Marschschuhen ging es über die Sissacherhöhe zur Bahnstation. Im Bahnwagen wechselten wir die Schuhe. Mit dem letzten Zug kehrten wir nach Sissach zurück. In stockdunkler Nacht erreichten wir um 01.30 unser Pfarrhaus. Das Geld für eine Übernachtung in Basel hatten wir nicht.

Dass wir uns im ersten Amtsjahr zu viel zugemutet hatten – wir nahmen unsere Aufgabe sehr ernst und schonten uns nicht –, zeigte sich im August 1943. Die Familie Fierz in Zollikerberg

hatte uns ihr Ferienhaus in Braunwald gratis zur Verfügung gestellt. Wir fanden bei unserer Ankunft im schönen, bequem eingerichteten Haus sogar ein Plänchen vor, das Vorschläge für Ausflüge und ganztägige Touren enthielt. Wir aber fielen – einmal in Braunwald angelangt – in einen wahren Tiefschlaf. Auch tagsüber dösten wir und hatten Mühe, uns zu Einkäufen der notwendigen Lebensmittel aufzuraffen. Dieser Zustand hielt volle 10 Tage an. Heute würde man von einem «Breakdown» sprechen. Offenbar waren wir völlig ausgelaugt und erschöpft gewesen. Als wir unseren Gastgeber, die uns in Braunwald ablösten, gestehen mussten, dass wir von der ganzen prächtigen Umgebung nichts gesehen hatten, waren sie sichtlich enttäuscht. Es tat uns sehr leid.

Zur Pfarrhausromantik gehörte ein nächtliches Erlebnis im Jahre 1945, das sich glücklicherweise nicht wiederholte. Da unser Schlafzimmer sich im 1. Stock befand, standen unsere Fensterläden immer offen. Es war eine mondhelle laue Sommernacht. Plötzlich wurde ich durch einen eisig-kalten Strahl im Nacken geweckt. Ich öffnete die Augen, richtete mich auf und erblickte die weit geöffnete Schlafzimmertür, die sich nun von unsichtbarer Hand bewegt langsam schloss. Mir standen die Haare zu Berg. Denn eines war klar: die Türfalle, ein handgeschmiedetes schweres Stück, hätte sich niemals von selber öffnen und schliessen lassen. Noch bevor ich mich ganz von meinem Schreck erholt hatte, begann unser Matthias im Nebenzimmer fürchterlich zu schreien. Erika, die nun auch wach geworden war, suchte das Büblein zu beruhigen. Ich durchsuchte das ganze Haus – ohne Erfolg. Als ich Monate später einem Kollegen das Geschehen berichtete, sagte er nur: «Ja, hat man Euch bei Eurer Wahl nicht informiert? Im Baselbiet weiss man wohl, dass es im Wintersinger Pfarrhaus spukt».

Drei denkwürdige Besuche sind besonders erwähnenswert. Am Aufahrtstag 1944 (18. Mai) hörten wir Pferdegeklapper. Ein sportlich gekleideter Herr ritt zum Gasthaus Rössli, uns gegenüber. Er gab sein Tier in die Obhut des Wirtes und schritt auf unsere

Haustüre zu. Wir trauten unseren Augen kaum: Es war Kollege Pfarrer Markus Barth aus Bubendorf. Beim kühlen Trunk konnte ich die Frage nicht verklemmen: «Hast Du denn heute keinen Predigtendienst gehabt, dass Du bereits noch vor Mittag bei uns ein-treffen konntest?» «Was denkst Du wohl», entgegnete der Sohn Karl Barths, «ich kann mit der ganzen Himmelfahrtsgeschichte nichts anfangen. Ich lasse darum an diesem Tag jemand anderen in Bubendorf predigen». Im Stillen stellte ich mir das Ärger-nis in Wintersingen vor, das sich ausbreiten würde, wenn der Gemein-depfarrer am Auffahrtsmorgen zu Pferd seine Schäflein verliesse.

Erst viel später entdeckte ich des Rätsels Lösung. Markus Barth hatte eine schwerreiche Frau geheiratet und zählte somit zu je-ner Kategorie von Steuerzahlern, denen in einer kleinen Gemein-de vieles oder fast alles verziehen wird.

Im Sommer 1945 kreuzten Mitglieder der Pfarrwahlkommission Weinfeld (Thurgau) bei uns auf. Sie besuchten den Gottesdienst und die Kinderlehre. Wahrscheinlich informierten sie sich auch im Rössli, wo sie das Mittagessen einnahmen.

Später hörte ich, dass Pfarrer Grebel mir vorgezogen worden war, weil ich die Endsilben undeutlich aussprach.

Der dritte Besucher hiess Pfarrer Stickelberger. Er wirkte als vollamtlicher Religionslehrer an den aargauischen Kantonalen Mittelschulen, also an der Kantonsschule Aarau, am Lehrersemi-nar Wettingen und am Lehrerinnenseminar und der Töchterschule in Aarau. Er teilte mir mit, dass er eine Pfarrstelle in Baden (Aargau) antreten werde und fragte mich, ob ich sein Nachfolger in Aarau werden wolle. Ich sagte nicht Nein, denn diese Stelle war mein heimlicher Traum. In der ganzen Schweiz gab es nur de-ren zwei, eine in Chur und eine in Aarau. Bald darauf wurde ich zu einer Probelektion ins Seminar Wettingen eingeladen. Das Thema lautete; «Franz von Assisi».-

Vom reformierten Kirchenrat, der Wahlbehörde war, wurde ich knapp mit vier Stimmen gewählt. Drei entfielen auf den Gegen-

kandidaten, der der theologisch-liberalen Richtung angehörte. So reichte ich denn auf Oktober 1945 meinen Rücktritt vom Pfarramt Wintersingen ein.

In der Rückschau darf ich sagen, dass wir unserem Nachfolger, Pfarrer Schaub, eine intakte Gemeinde hinterließen. Die Jugendarbeit florierte, der Predigtbesuch war erfreulich, das Vertrauen zum Pfarrer war wiederhergestellt.

## AARAU 1945 – 1947

In der aargauischen Hauptstadt herrschte Wohnungsnot. Ein Pfarrhaus stand uns nicht zur Verfügung. Wir schätzten uns deshalb glücklich, die Wohnung von Pfarrer Stickelberger an der Bachstrasse in Aarau übernehmen zu können. Es war – verglichen mit der Untervogtei von Wintersingen – ein bequemes Zuhause: alles auf einem Boden. Aber am Anfang erschienen uns die Räume klein und eng. Am meisten bedauerten wir, dass uns kein Garten zur Verfügung stand. Diesen behielt sich der Hausmeister, Architekt Schneider, vor. Uns war hinter dem Haus ein bescheidener Kiesplatz reserviert. Unser Büblein fühlte sich in der neuen Umgebung nicht wohl. Offensichtlich vertrug er den Lärm, den er so gar nicht gewohnt war, schlecht. Er weinte viel, auch nachts.

Wir Eltern genossen das rege kulturelle Leben der Kleinstadt.

Wir traten der Literarischen- und Lesegesellschaft bei. Deren Präsident, mein ehemaliger Latein- und Griechischlehrer an der Kantonsschule, Ernst Mäder, hatte eine glückliche Hand in der Auswahl von Referenten. Einzelne Autoren, die zu Vorlese-Abenden eingeladen waren, sind uns unvergesslich geblieben, so Waggerl, Schroeder und Bergengruen. Zudem boten Redner aus Dornach im Rahmen des anthroposophischen Zweiges, der sehr aktiv war, einem weiteren Publikum interessante Einblicke in das Gedankengut von Rudolf Steiner.

Gern denken wir auch an die Konzerte im Saalbau zurück. Wir hörten Giesecking und Jehudi Menuhin.

Meine Tätigkeit unterschied sich stark von der Wintersinger Arbeit. Ich war verpflichtet, drei Mal im Monat und während der Schulferien jeden Sonntag Stellvertretungen im Kanton zu übernehmen. Je nach Wetter und Bahn-Postautoverbindungen suchte ich • meine Predigtorte mit dem Velo oder den öffentlichen Verkehrsmitteln auf. War die Gemeinde weit abgelegen vom Kantonshauptort und an eine Rückkehr zum Mittagessen nicht zu denken, wurde ich in den Pfarrhäusern verpflegt. Es war nicht immer leicht,



Klagen von Kirchenpflegern über ihren Pfarrer abzuweisen. Dankbar war ich, wenn man beim Mittagessen im Pfarrhaus über Schwierigkeiten und Nöte des Amtes sprach. Der Dienst anteilnehmenden Zuhörens erschien mir ebenso wichtig wie die vormittägliche Predigt.

An den Wochentagen erteilte ich anfänglich 14, bald einmal 22 bis 24 Religionsstunden. Die Zunahme war einerseits der Parallelisierung von Schulklassen zuzuschreiben, andererseits ergab sich aus der Struktur der verschiedenen Schulen die Notwendigkeit, Klassen zu teilen. Der konfessionelle Religionsunterricht war fakultativ. Er figurierte lediglich am Lehrerseminar Wettingen insofern im Stundenplan, als am Donnerstag-Nachmittag für jede Klasse eine Stunde ausgespart war. An der Kantonschule Aarau, am Lehrerinnen-Seminar und an der Töchterschule standen nur Randstunden zur Verfügung. An den beiden zuletzt genannten Anstalten wurde überdies ein vom Staat bezahlter interkonfessioneller Unterricht angeboten, der ebenfalls fakultativ, aber im Stundenplan verankert war. Die nicht leichte Aufgabe machte mir Freude. Ständig bis ins Letzte gefordert zu sein, beflügelte mich.

An freien Abenden arbeitete ich intensiv an meiner Dissertation. Ende 1946 reichte ich diese ein und bestand nach deren Genehmigung durch die Fakultät Zürich die theologische Doktorprüfung mit «Magna cum Laude». Professor Gut brachte mich mit Pfarrer Dr. Keller aus Genf in Verbindung. Ein Amerika-Stipendium des Union Theological Seminary in New York stand zur Diskussion. Dr. Keller amtete als Vertrauensmann von «Union» und dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, der die Kosten der Reise übernehmen sollte. Bald traf der positive Bescheid ein. Das Stipendium für ein akademisches Jahr mit Beginn nach der Sommerpause 1947 war bewilligt unter der Bedingung, dass ich mich bereit erklärte, den Grad eines «Masters of Sacred Theology» (S.T.M.= SACRAE THEOLOGIAE MAGISTER) zu erwerben. Das interessante Angebot enthielt eine bittere Pille: Union Theological Seminary garantierte den Unterhalt nur für eine Person. Hätte Keuli mitfahren wollen, wäre ein Deposit, genannt Affi-

devis, von 4'000 Dollars à 4.50 zu Händen der amerikanischen Behörden zu hinterlegen gewesen. Diese Massnahme der US-Administration war durchaus verständlich, wenn man bedenkt, dass aus dem Krieg heimgekehrte GI's in Scharen Arbeit, Wohnungen und Plätze an den Universitäten suchten.

Keuli war grosszügig und tapfer. Sie willigte ein, die Wohnung in Aarau zu räumen, d.h. in Untermiete zu geben. Unsere Möbel verstauten wir in einem Zimmer, und Keuli dislozierte mit Matthias in eine Mansarde im elterlichen Haus an der Seestrasse in Zürich. Von meiner Besoldung war für meine Stellvertretung aufzukommen. Vom Rest – 365 Franken monatlich – musste der Lebensunterhalt für Keuli und Matthias bestritten werden. Zugegeben, die Ferne lockte mich, hatte ich doch infolge des Krieges nie ein Auslandsemester verwirklichen können; auch der Stolz, mit dem Stipendium eine damals seltene Auszeichnung erfahren zu haben, spielte mit. Andererseits war ich mir der vollen Tragweite dieser Trennung nicht bewusst.

Mein Abschied wurde noch dadurch verlängert, dass ich zum Leiter der Schweizer-Delegation, die an die Weltkonferenz christlicher Jugend reisen sollte, bestimmt worden war. Diese fand vom 29.-31. Juli 1947 in Oslo statt. Unsere Gruppe füllte einen ganzen Eisenbahnwagen. Als Begleiter waren anwesend die Pfarrer Brenk, Bühler, Hellstern und Koestler und Erwin Arpagaus. Pfarrer Hellstern, der über Verbindungen in die deutschen Besatzungszonen verfügte, hatte mit einer kirchlichen Stelle in Freiburg im Breisgau vereinbart, wir würden am dortigen Bahnhof den Überbringern unseres Kollektivbilletes den schuldigen Betrag in harten Schweizerfranken bezahlen. In Freiburg angekommen, warteten wir vergeblich auf die Boten. So ging's bis Hamburg ohne Fahrschein. Glücklicherweise waren die deutschen Schaffner nachsichtig. In Hamburg stiegen wir in den überfüllten Skandinavien-Express bis Kopenhagen. Im Wartsaal übernachtete unsere Gruppe am Boden. In Oslo erlebten wir Schweizer den Nachkrieg auf eindruckliche Weise. Die Unterkunft war sehr bescheiden, die Verpflegung ebenfalls. Die Hauptnahrung bestand aus Fischfleisch in wenig Varianten. Die vom

Krieg und deutscher Besetzung stark betroffenen norwegischen Gastgeber gaben sich alle Mühe, mit den kargen, ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln die 1265 Teilnehmer aus aller Welt zufrieden zu stellen. Zu den prominenten Rednern zählten der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen Visser't Hooft aus Genf, der norwegische Bischof Berggrav, D.T. Niles von Ceylon, die Französin Madeleine Barot, Reinhold Niebuhr und Kirtley Mather aus den USA, der Chinese C.W. Li, und aus dem besiegten Deutschland Pastor Niemöller.

Mich hat die Reise durch die drei Besatzungszonen (französische, britische und amerikanische) im Tiefsten erschüttert. Die Deutschen, soweit wir sie zu Gesicht bekamen, waren schlecht gekleidet und völlig apathisch. Dass die Militärs die Herren in den drei Zonen waren, trat augenfällig in Erscheinung. Man durchquerte gewissermassen drei in sich geschlossene Reiche – wir hatten für die Fahrt drei verschiedene Visas benötigt! –, in denen die Deutschen rechtlos waren. Ich schäme mich nicht zu gestehen, dass ich in Hamburg die Tränen nicht mehr zurückdämmen konnte. Kilometer um Kilometer fuhr der Zug an Ruinen und Schutthaufen vorbei, unter denen 50'000 Menschen begraben waren. Im Sommer 1942 hatten die Bomber 24 km<sup>2</sup> im Zentrum der Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Es war dies die grausige Quittung für die Drohung des Führers anlässlich der Schlacht um England 1941: «Wir werden ihre Städte ausradieren!»

Nach Konferenzschluss reiste die Schweizer Delegation unter der Führung der Pfarrer Bühler und Hellstern von Oslo in die Schweiz zurück. Martin Koestler und ich entschlossen uns, einen Umweg über Bergen, den Sognefjord, Trondheim nach Schweden zu machen. Dort angekommen, schien uns beiden nach dem Norweger Aufenthalt dieses Land ein kleines Paradies zu sein. Lebensmittel, Kleider, Transportgelegenheiten – alles war reichlich vorhanden.

In Ludvika fanden wir Unterkunft bei Pfarrer Isidor Sundberg. Das liebenswerte Ehepaar, das mit Pfarrer Gutscher von Aarau befreundet war, verwöhnte uns.

In Ludvika trennten sich Martins Wege von den meinen. Er fuhr auf direktem Weg nach Zürich. Ich machte kurze Aufenthalte in Stockholm, Uppsala und Lund. Die Universitätsstadt Uppsala hat mich am meisten beeindruckt. Die Mischung von ehrwürdigem Altertum, landschaftlicher und architektonischer Schönheit mit schwedischer Lebensart faszinierte mich. Vor allem fesselten mich der Codex Argenteus, der in der Universitätsbibliothek zu sehen war, und der Dom. Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass ein aus Stein errichteter Bau sich so völlig entmaterialisieren liesse, dass dem kleinen Menschen der Eindruck vermittelt wurde, er befinde sich in einer freischwebenden Hülle aus Filigran.

Via Malmö-Dänemark ging es weiter nach den Niederlanden. In der Stadt Arnhem, deren Zentrum seit dem missglückten Angriff durch britische Fallschirmtruppen noch immer zerstört war, wurde ich von einer holländischen Familie beherbergt, die seit Ende des Krieges mit dem aargauischen Kirchenrat in enger Beziehung stand.

Von dort fuhr ich durch Belgien nach Paris, wo die Studenten, die mit dem Schiff «Marine Tiger» nach den USA gebracht werden sollten, sich zu besammeln hatten.

Da die Abreise um einige Tage verschoben wurde, entschloss ich mich kurzerhand, nochmals nach Basel zurückzukehren, wo mich Keuli erwartete. Es war der endgültige Abschied für lange Zeit.

## Ein Schweizer in New York 1947/1948

Am 8. September 1947 ist der «Marine Tiger» in New York gelandet. Soldaten waren keine an Bord, sondern junge Amerikaner beiderlei Geschlechts – meistens Studenten –, die zu günstigem Tarif nach Hause zurückkehrten. Unter ihnen bildete die Gruppe von Stipendiaten aus Europa, die an verschiedenen Universitäten der Vereinigten Staaten «Post Graduate Studies» aufnehmen sollten, eine verschwindend kleine Minderheit. Die Amerikaner, die bereits eine Überfahrt in der umgekehrten Richtung hinter sich hatten, waren die «Habitués». Sie belegten die besten Plätze auf und unter Deck, wobei die stillschweigende Übereinkunft herrschte, dass ein einmal belegter Platz dem Betreffenden für die ganze Atlantiküberquerung reserviert blieb.

Der «Marine Tiger» gehörte zu jener Kategorie Truppentransporter, die man «Liberty Ships» getauft hatte und die in Serie fabriziert worden waren. Sie entbehrten jeglichen Komforts. So durchzog beispielsweise Tag und Nacht ein abgestandener «Küchenduft» das ganze Unterdeck. Auch hatte ich Mühe mit den WC's. Diese waren ohne jegliche Abschränkung – ebenfalls in Serie – nebeneinander auf eine grosse Röhre montiert, durch die dauernd Wasser floss. Es gab nur Mannschaftsräume mit Pritschen, die dem Einzelnen wenig Ellbogenfreiheit gewährten.

Bereits am zweiten Tag war ich fürchterlich seekrank. Ich fütterte nicht die Fische, sondern die besagten WC-Schüsseln. Ich weiss nicht mehr, ob und was ich gegessen habe. Ich zählte die Tage und Stunden und gelobte im Stillen, unter keinen Umständen mit einem Schiff nach Europa zurückzukehren. Mit grün-gelblicher Gesichtsfarbe betrat ich die Gestade des gelobten Landes. Die Zollbeamten nahmen ihre Aufgabe sehr genau wahr. Jeder Koffer musste geöffnet werden. Nach Erledigung aller Formalitäten machten wir vier für Union Theological Seminary bestimmten Europäer lange Gesichter: Das versprochene Empfangskomitee war nicht da. Mehrere Taxifahrer weigerten sich, die lange Strecke nach der 122nd Street zu machen. Schliesslich erklärte sich einer gegen eine feste Summe bereit zum Transport. Es war

ein klassischer Abriss, wie wir später merkten.

In Union angekommen, wurde jedem von uns ein Einzelzimmer im 6. Stock der «Hastings-Hall» zugewiesen. Eine Verpflegungsmöglichkeit bot die Studentenmensa. Manche Kommilitonen zogen ein kleines chinesisches Restaurant vor. Bald merkte ich auch, dass so oder so der Betrag der mir zur Verfügung stand, nicht ausreichen würde. Ich erstand mir einen elektrischen Kocher und bereitete mir das Frühstück und den einfachen Lunch selber auf meiner Bude zu. Dann lernte ich in der «McGiffert-Hall», wo die Mehrzahl der Professoren und viele verheiratete Studenten wohnten, waschen und plätten. Im Untergeschoss standen nämlich jene Wundermaschinen, die man in Europa noch nicht kannte – wenigstens nicht in unseren Kreisen – und die ich nun mit der Zeit bestens zu bedienen wusste.

Bald schaute ich mich nach Arbeit um, denn mir war klar, dass ich nicht dazu geschaffen war, neun Monate lang im 6. Stock an der 122nd Street ein armseliges Leben zu führen. Ich fand eine Stelle als Kellner in einer Kirche. Davon später.

Der Rektor von Union Theological pflegte sein Institut als «the most outstanding Seminary of the World» zu bezeichnen. In der Tat dozierten hier Männer mit berühmten Namen: Reinhold Niebuhr, der Barthsche Theologie mit amerikanischem Aktivismus verband, und Paul Tillich, der aus Deutschland emigriert war und ein sehr einfaches Englisch sprach. John Benetts Ethik bot mir nichts Neues. Die Philosophie-Vorlesung des aus Österreich stammenden Professor Kroners war für den in Europa Geschulten eine anregende Repetition bekannten Stoffes. Richtiggehend enttäuscht wurden meine Erwartungen an der benachbarten Columbia-Universität, wo ich «Zeitgenössische amerikanische Philosophie» belegt hatte. Geblieben ist mir ein Kernsatz des von keinen Zweifeln geplagten Dozenten: «Man is the greatest success of creation».

Reinhold Niebuhr hat mich als Persönlichkeit fasziniert. Mit seiner etwas heiseren Raucherstimme wusste er seine Hörer zu packen. Da wurde nicht trockene akademische Weisheit ausgebrei-

tet, sondern Theologie, die ihren Sitz im Leben hatte. Niebuhr erschien mir als religiöser Managertyp, der an beiden Enden brannte.

Viel Gewinn brachten mir die Vorlesungen von Paul Tillich. Seine Synthese von «Vernunft und Offenbarung» faszinierte mich. Ich mochte ihn auch menschlich gut leiden, weil er an den Abenden, die wir Studenten in seinem Haus diskutierend und fragend verbringen durften, in kindlicher Unschuld seine Gattin nach einem Votum fragen konnte: «Habe ich es gut gemacht?».

Er war es auch, der meine Arbeit «The new creation and the new creature» begutachtete, die ich einzureichen hatte, um den Grad eines S.T.M. zu erhalten. Diese Master-Dissertation ist gebunden aufbewahrt in der Bibliothek des Seminars.

Am studentischen Betrieb erstaunte mich die Kühnheit, mit der die «Schüler» ihre Professoren mitten in den Vorlesungen unterbrachen, Fragen stellten oder Widerspruch anmeldeten. Nicht schlecht dünkte mich das Punktesystem. Es zwang den Studenten, eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen zu belegen, und damit seriöse Arbeit zu leisten. Die am Semesterende abzuliefernden Buchrezensionen zählten mit bei der Notengebung am Schluss des akademischen Jahres. Teil des Studiums bildeten die fakultativen morgendlichen Andachten, die von den Professoren gehalten wurden. Sie hatten liturgische Form. Ich liebte die Musik und den Gesang, empfand aber die Kurzpredigten als zu formelhaft, als zu wenig griffig. Niebuhr bildete eine Ausnahme. Die amerikanischen Mitstudenten gaben sich keine Mühe, uns «Fremdlinge» zu integrieren. Diejenigen, die mich in meiner Bude aufsuchten, kamen in der Regel mit demselben Ansinnen: «Erkläre mir möglichst kurzgefasst den Unterschied zwischen Barth und Brunner». John Thomson aus Pittsburgh war anders. Er lud uns Europäer oft auf seine Bude ein zu Kuchen und Tee. Es war ihm ein Anliegen, dass wir uns in den Vereinigten Staaten wohl fühlen sollten. Aber John war ein Einzelgänger. Er hatte wenig Kontakt zu seinen amerikanischen Kollegen.

So bildeten denn wir Stipendiaten: Gabor Csardas aus Ungarn,

Pieter de Jong aus Holland, Jap Mees aus Holland, Alex Roti aus Indonesien, Pierre Stoecklin aus Frankreich und ich eine Art «Fremdenklub». Wir sassen viel zusammen, machten gemeinsam Ausflüge «downtown» und verbrachten dann und wann einen Sonntag-Nachmittag mit jener Dame, die eine Vereinigung repräsentierte, die sich das Ziel gesetzt hatte, «friendly relations» zu «foreign students» zu pflegen.

Als bleibenden Gewinn möchte ich die «case studies» und im Zusammenhang damit ein Praktikum von einem halben Tag pro Woche in der Irrenanstalt des Staates New York verbuchen. «Case studies» hiess: ein konkreter Seelsorgefall wurde uns Studenten vorgelegt. Wir hatten unsere Gedanken niederzuschreiben, was wir als Seelsorger in dieser Situation gesagt, geraten oder getan hätten. Dann nahm der Dozent dazu Stellung.

In der Irrenanstalt wurde ich mit Patienten konfrontiert. Ich durfte mit ihnen ein stündiges Gespräch führen und hatte anschliessend den Ärzten meine Entscheidung zu begründen, ob dem Patienten mit einer seelsorgerlichen Betreuung geholfen werden könnte oder ob er doch einer psychiatrischen Behandlung zu unterwerfen sei.

Die Bedeutung von «Union Theological Seminary» wurde mir erst in den Vereinigten Staaten klar. Da Kirche und Staat völlig voneinander getrennt sind, haben alle religiösen Gruppierungen den rechtlichen Status eines Vereins. Somit existieren in den Staaten unzählige Denominationen gleichberechtigt nebeneinander, also Baptisten, Presbyterianer, Anglikaner, Adventisten, Sabbatisten, Mormonen, Christian Science, Katholiken usw.

«Union Theological Seminary» war also kein konfessionell oder denominationell gebundenes Institut, sondern beherbergte unter seinem grossen Dach Angehörige vieler Denominationen. In wissenschaftlicher Hinsicht genoss es in den Staaten einen ausgezeichneten Ruf. Darum fanden sich unter den Studenten meist Absolventen von konfessionellen Seminaren, die ihre Ausbildung vervollkommen wollten. Wer im «Union Theological Seminary» studiert hatte, konnte mit Sicherheit damit rechnen, in seiner Denomination in führende Positionen berufen zu werden.



Ich machte es mir zur Pflicht, jeden Sonntag eine andere Denomination kennen zu lernen. Selbstverständlich besuchte ich auch die Kirchen der Modepfarrer von New York. Den meisten Predigten war eines gemeinsam: der Redner versuchte, seinen Zuhörern praktische Lebensregeln oder Rezepte zur Lebensbemeisterung mitzugeben. Auslegungen eines biblischen Textes, wie schweizerische Protestanten dies gewohnt sind, fand sich kaum. Beeindruckt hat mich die Fröhlichkeit, die in den Kirchen herrschte, und auch das freundschaftliche Verhältnis zwischen Pfarrer und Kirchengliedern. Es wäre unfair, von Oberflächlichkeit zu sprechen. So war ich sehr beeindruckt, in der Kirche des «Modepfarrers» Norman Vincent Peal, wo man sich mit Vorteil eine halbe Stunde vor Predigtbeginn einfand, auf den Kirchenbänken gedruckte Anleitungen zur Meditation zu entdecken. Tatsächlich haben die hier versammelten Gläubigen nicht miteinander geplaudert oder den Hut der Nachbarin gemustert, sondern meditiert.

Amerikanische Kirchen kennen «Social Activities», die auch die Wochentage miteinschliessen. Darum verfügen grössere Kirchengemeinden über Gebäulichkeiten, wo man sich zwanglos die Woche hindurch zum Musikhören, zum Bücherlesen, zum Spielen und zum Kaffee trinken zusammenfinden kann. Grosse Kirchen in New York offerierten nach Arbeitsschluss in den kirchlichen Räumen ein Nachtessen, gefolgt von einem Vortrag oder einer Filmvorführung oder einfach von geselligem Zusammensein und Tanz. Bei solchen Nachtessen amtierte ich als Kellner im weissen Jackett, verdiente mir ein paar Dollars und ein üppiges Mahl dazu.

Mehr beeindruckt als durch die Predigten wurde ich von Ansprachen gewisser Evangelisten oder Evangelistinnen. Unter ihnen gab es einige geistesmächtige Persönlichkeiten, die die biblische Botschaft in ihrer ganzen Tiefe auszuloten verstanden. Daneben fanden sich andere, die die Register der Massensuggestion meisterlich zu ziehen wussten. Mein nachhaltiges Erlebnis bildete der Besuch beim schwarzen «Gott», dem Father Divine. Für jedermann wurde eine Gratismahlzeit serviert, wobei grüngekleidete «Angels» die zu Hunderten zählenden Gäste bedienten.

Wer keinen Platz gefunden hatte, stand neidlos hinter den Tafelnden und sang begeistert die Loblieder mit. Als Father Divine mit seiner weissen blondhaarigen Frau endlich erschien, brach ein ungeheures, nicht endenwollendes, jubelndes Halleluja aus. «ER» war ja der Spender aller guten Gaben. Die Heiterkeit, die gelöste frohe Stimmung, die über der ganzen Versammlung lag, war so intensiv, dass sie sich nicht nur dem Schweizer Skeptiker mitteilte, sondern nachher noch stundenlang in mir weiter schwang.

Bei meiner Ankunft am 8. September im Hafen von New York war ich schockiert. Die «Sky-Line» von Manhattan beeindruckte mich wenig. Die Leblosigkeit – oder sage ich besser «Lebensfeindlichkeit»? – dieser Betonwüste bedrückte mich. Spätere Abstecker in «Lower Manhattan» bestärkten mich in meiner Aversion. Diese Summierung von Hässlichkeit stiess mich ab, beelendete mich. Glücklicherweise war für die Damenwelt eine neue modische Linie aufgekommen, der «New Look»: weisse Bluse kombiniert mit langem schwingendem dunklem Jupe. Diese – zwar uniformen – fröhlich schwingenden «Blumen» brächten in die Strassenschluchten Anmut und den Hauch von Leben.

Natürlich wäre es ungerecht, New York mit Manhattan gleichzusetzen. Zudem ist der Mensch ein Gewohnheitstier. Nach Verlauf von zwei, drei Monaten fand ich Gefallen am Rockefeller-Center und dem ganzen Flitter und Lichterglanz in der Gegend der 42. Strasse, ganz zu schweigen von der Fifth Avenue.

Völlig versöhnt mit New York haben mich ein Besuch der Metropolitan Opera, die grossartige Wiedergabe eines Sophokles-Dramas, die erlesenen Konzerte am Radio, offeriert durch das Warenhaus Wannamakers, und die Museen. Die Frühwerke Picassos sehe ich noch heute vor meinem geistigen Auge.

Dass ich vom «American Way of Life» angesteckt wurde, will ich nicht leugnen. Meine ungeteilte Bewunderung galt dem unverwüstlichen Optimismus dieser Menschen, die Rückschläge gelassen hinnahmen, nicht in Selbstmitleid machten, auch wenn ihnen das Leben übel mitspielte. Ihr unerschütterliches Credo: «Es gibt

immer wieder eine Chance», tat mir verknoztem Europäer gut. In der Tat! Es meldeten sich bei mir Studenten, die Deutsch oder Französisch lernen wollten. So verdiente ich zusätzliche Dollars, die mir verschiedene Reisen ermöglichten: nach New Haven-University, nach Princeton-University, nach Philadelphia (PA), nach Washington D.C., nach Chicago und St. Louis (MO). Dabei kam mir zustatten, dass ich als «Minister» auf den Bahnstrecken von den beträchtlichen Tarifiereduktionen profitierte.

Je' mehr ich Amerika kennen lernte, umso tiefer wurde ich beeindruckt vom echten Helferwillen und der Freigebigkeit dieser Nation. So war in unserer Mensa der wöchentliche Fastentag zur selbstverständlichen Institution geworden. Man ass einen Teller Suppe, und den Restbetrag, den man für eine ganze Mahlzeit ausgegeben hätte, legte man in einen Kessel mit der Inschrift «For starving Europe».

Als ich Alex Roti – er war Indonesier, mit einer Holländerin verheiratet, die aus den gleichen Gründen wie Keuli ihren Gatten nicht nach den USA hatte begleiten können – auf seiner Vortragstournee begleitete, wurde ich Zeuge typisch amerikanischer Grosszügigkeit. Roti, der als christlicher Missionar in Indonesien tätig war, schilderte dem anwesenden Publikum sein mühseliges Tagewerk; musste er doch mit dem Ruderboot von Insel zu Insel fahren, um zu predigen und christlichen Unterricht zu erteilen. Nach Schluss der Veranstaltung begrüsst ein Ehepaar Alex Roti mit den Worten: «Wir sind einfache Leute, ich arbeite bei der Bahn, aber da wir keine Kinder haben, konnten wir Ersparnisse machen. Sie werden von uns 10'000 Dollars für die Anschaffung eines Motorbootes erhalten». Zehntausend Dollars waren damals über 40'000 Schweizer franken wert.

Amerikanische Gastfreundschaft erlebte ich selber in reichem Masse. Von einem Studenten, dem ich Deutschstunden erteilte, war ich eingeladen worden, mit ihm zusammen bei seiner verheirateten Schwester die Weihnachtstage zu verbringen. Ich bin ihm dafür ewig dankbar. Die Schwester lebte mit ihrer Familie auf dem Land. Das Einfamilienhaus war erst zur Hälfte bewohnbar. «Wir bauen weiter, wenn wir das Geld zusammengespart haben»,

lautete die Erklärung. «Wir finden es trotzdem wunderbar». Ich fand es auch. Die Freude, einen «Minister» aus «Switzerland» – «wo ist eigentlich Switzerland?» – zu Gast zu haben, war echt und ungeteilt. Auch das Wetter spielte mit. Es hatte stark geschneit. Mit Fackeln in der Hand stapften wir durch den Schnee zur Kirche, die nur mit Kerzen erleuchtet war, zum Mitternachtsgottesdienst. Die Christmas-Carols, die ich zum Teil mitsingen konnte, da die Melodien mir geläufig waren, verbanden mich mit meinen Lieben im fernen «Switzerland».

Den Rest der Weihnachtsferien durfte ich bei einer Professorenfamilie in St. Louis verbringen. Die Vorfahren mütterlicherseits stammten aus Frankreich. Darum hatte Marion bei mir Französisch-Stunden gebucht. Die Stadt am Mississippi-River gefiel mir ausserordentlich gut: sauber, mit viel Grün und guter Luft, das Kunstmuseum erstaunlich reichhaltig dotiert. Mit dem Pater familias – er dozierte Kirchengeschichte am dortigen theologischen Seminar – gab es interessante Gespräche. Die Ambiance im Hause war amerikanisch mit leicht europäischem Hintergrund, sehr kultiviert.

Für die Rückreise nach New York wählte ich den Umweg über Chicago, da mich die Stadt am Eriesee lockte. Ich wurde enttäuscht. Ein eisiger Wind fegte durch die Strassen.

Der Gegensatz zum sauberen St. Louis war so gross, dass ich am nächsten Tage weiterfuhr, glücklicherweise, muss ich sagen, denn während einiger Stunden blieb unser Zug im Schneesturm stecken.

Gastfreundschaft anboten mir auch die Von Hovens, die in einem Vorort von New York zu Hause waren. Der Amerikaschweizer Von Hoven war in jungen Jahren in die Staaten ausgewandert, währenddem sein Bruder in Zürich sesshaft geblieben war. Im Auftrag der Zürcher Familie, bei der ich als Student gewohnt hatte, überbrachte ich den Amerikanern ein Paket. Die Freude war gross. Man behielt mich kurzerhand über das ganze Wochenende und entliess mich nur gegen das Versprechen, dass ich wieder kommen würde. Herr Von Hoven, der es zu einem komfortablen

Wohlstand gebracht hatte, führte seine Frau und mich regelmässig in seinem grossen Wagen in die nähere und weitere Umgebung. Meistens picknickten wir an einem See. Herr Von Hoven versteckte hinter einem brummelig-kauzigen Wesen sein gutes Herz, und seine Frau verwöhnte mich mit üppigem Essen, um meiner schmalen Studentenkost etwas nachzuhelfen. An den Sonntagen begleitete ich sie zur Kirche, wobei der Pfarrer nicht verfehlte, mir jeweils eine Bibellesung aufzutragen. Nach dem Gottesdienst wurde beim Kirchenkaffee geplaudert. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft eines weiteren Amerikaschweizers, eines Uhrmachers. Der Fünfundfünfzigjährige erklärte mir, sein Augenlicht habe nachgelassen; es taue nicht mehr für seinen Beruf. Darum habe er sich entschlossen, eine Hühnerfarm zu eröffnen, und auch das mache ihn vollkommen glücklich....

Selbstverständlich blieben mir auch die negativen Seiten Amerikas nicht verborgen. Nur zu gut sah ich die menschenunwürdigen Folgen einer ausschliesslich am Profit orientierten Rationalisierung. So entsetzte ich mich ob den riesigen Büroräumen, wo hintereinander und nebeneinander an Pulten aufgereiht dreissig und mehr Menschen an Schreibmaschinen sassen, keine Menschen, sondern Sklaven, die zwar nicht auf Plantagen Baumwolle pflückten, wohl aber an ihre Schreibmaschinentasten gefesselt waren.

Mitleid fühlte ich mit jener jungen Frau, die im Zentrum eines Automatenrestaurants, in einem Glashaus sitzend, nichts anderes zu tun hatte, als gegen Notengeld Münzen auszugeben, mit denen sich die Schubladen mit den gewünschten Speisen öffnen liessen. Schwarz waren ihre Hände vom Herauszahlen des Silbergeldes. Welch unwürdige Ausbeutung eines stolzen, frei geborenen Wesens!

Ich erwähne auch den Vandalismus in New York. Tag für Tag lagen Beleuchtungskörper des Central-Parks in Scherben. Ganz allgemein beobachtete ich eine wenig sorgfältige Behandlung wertvollen Materials. In einer mir unbegreiflichen Art und Weise vergeudete man Nahrung. Selbst die Kirchenmitglieder, die ich als Kellner zu bedienen hatte, liessen in ihren Tellern fast

die halbe Mahlzeit liegen, die dann in der Küche den Weg in die Schweinefutter-Container wanderte.

War es Lieblosigkeit oder Nichtwissen, dass man Objekte, deren Herstellung viel Mühe und Arbeit gekostet hatte, rücksichtslos beschädigte? Auch Unfreundlichkeiten waren an der Tagesordnung seitens der Busdriver oder des Bahnpersonals. Am eigenen Leibe habe ich die merkwürdige Berufsauffassung amerikanischer Krankenschwestern erfahren. Eine schwere Grippe hatte den Arzt, der die Insassen von Union Theological Seminary betreute, veranlasst, mich zu hospitalisieren. Die Schwester, eine aufgedonnerte Modepuppe, verrichtete mürrisch und widerwillig ihren Job. Während sie nur die allernotwendigsten Dienste leistete, sprach sie kein einziges aufmunterndes Wort. Stundenlang blieb sie unsichtbar. Glücklicherweise besuchten mich meine Freunde vom Union häufig. Sie besorgten mir auch die zwei Flaschen Bier – ich litt unter unsäglichem Durst –, nach deren Genuss ich in den Tiefschlaf der Genesung fiel.

Im Februar 1948 erfolgte der kommunistische Staatsstreich in Prag. Damit war bereits der Keim zum kalten Krieg gelegt. Der Bruch der bis anhin noch gepflegten Kriegskameradschaft USA-UdSSR wurde Tatsache. Die Ernüchterung in den Staaten war gross. Das erste Sowjetische Njet im Sicherheitsrat – ich war Augen- und Ohrenzeuge – wirkte als Fanal. Die Trennung von meinen Lieben in der Schweiz wurde – gerade in dieser gespannten Situation – nahezu unerträglich. Ich kundschaftete alle Möglichkeiten, Erika und This doch noch in die Staaten nachkommen zu lassen, aus – leider ohne Erfolg.

Erika hatte zunächst bei ihren Eltern in Zürich zusammen mit This eine Mansarde beziehen können. Dann machte die Lehrerin aus Wintersingen, die unsere Freundin geworden war, das Angebot, Erika möchte doch nach Speicher übersiedeln. Erika könne auch im Appenzelerland die Druckfahnen der Dissertation von Roger korrigieren. Der Zwingli-Verlag hatte – noch vor meiner Abreise – eingewilligt, einen Teildruck unter dem Titel «Kirchenzucht bei Zwingli» in den «Quellen und Abhandlungen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte» erscheinen zu lassen.

Das war in finanzieller Beziehung vorteilhaft, zumal die theologische Fakultät sich mit diesem Vorgehen einverstanden erklärt hatte. Ich musste lediglich das vollständige Manuskript zu Händen der Zentralbibliothek abliefern. Für die Pflichtexemplare genügte der Teildruck. Erika hatte für ihre Arbeit eine Frist bis Ende Februar einzuhalten, was ihr auch gelang, obwohl sie gesundheitlich dauernd zu kämpfen hatte. Auch der kleine This litt unter der Abwesenheit des Vaters sehr.

Unter diesen Umständen entschloss ich mich, die feierliche Überreichung meiner Master-Urkunde nicht abzuwarten. Meine Thesis hatte ich rechtzeitig im Monat März eingereicht; Ende April bestand ich die Prüfung. Dann ersuchte ich den Rektor um eine Audienz und bat ihn, mich von der Schlussfeier zu dispensieren und mir das Diplom per Post nachzusenden. Sichtlich verstimmt entliess er mich mit der Bemerkung, das nächste Mal werde er sich vor Erteilung eines Stipendiums die Versicherung geben lassen, dass man bis zum Schluss des Semesters bleibe...

Am 6. Mai flog ich mit einem viermotorigen TWA-Flugzeug von La Guardia – Field New York nach Paris. Zum Flugplatz hatte mich Traugott Ammann begleitet.

Es bleibt nämlich nachzutragen, dass zum Semesterbeginn nach Weihnachten zwei Schweizer in Union aufgekreuzt waren: Fräulein Grob, die Tochter des Direktors der Schweizerischen Anstalt für Epileptische in Zürich, und Traugott Ammann, ein Pfarrerssohn aus dem Kanton Bern. Traugott war mir ein lieber Freund geworden.

Am 7. Mai landete unser Flugzeug um 15 Uhr 40 in Paris-Orly, wo Erika mich erwartete. Bei herrlich strahlendem Wetter schlenderten wir während zwei vollen Tagen durch die Stadt. Sie präsentierte sich zwar nicht mehr als «ville lumière». Die Spuren des Krieges und der Besatzungszeit waren nicht alle getilgt. Die Kapitale Frankreichs spielte dasselbe Spiel, das man etwa in einer heruntergekommenen «guten Familie» antreffen kann, die schamvoll versucht, ihre Ärmlichkeit zu verdecken.

Am 10. Mai sahen wir in der Oper «Aida» von Verdi in glanzvol-

ier Wiedergabe, und am 11. Mai gönnten wir uns den Besuch des Cabarets ABC. Es sang Edith Piaf gemeinsam mit der «compagnie de la chanson». Die zerbrechlich kleine Person schlug das Publikum – und auch uns – sofort in ihren Bann. Die Identifikation der Sängerin mit ihren Chansons war derart stark, dass Worte und Melodie jedermann ans Herz griffen.

Den letzten Tag des unvergesslichen Aufenthaltes verbrachten wir im Louvre. Um 22 Uhr bestiegen wir den Zug nach Genf. In Lausanne übernachteten wir bei meinen Eltern. Am 14. Mai trafen wir endlich in Zürich ein.

Der kleine This weinte vor Freude. Er hatte seinen Papi wieder. Vom 15. bis zum 20. Mai verbrachte die vereinte Familie wundervolle Ferientage in Speicher. Fräulein Zürcher hatte uns ihre Wohnung zur Verfügung gestellt. This hing wie eine Klette am Vater. Den Ausflug ins Pestalozzidorf Trogen genoss er in vollen Zügen. Das Plaudermäulchen lief ohne Unterlass. Am 20. Mai wurde gepackt, dann fuhren wir via Zürich nach Aarau.



## Aarau-Rombach-Aarau 1948 – 1956

Zunächst galt es, die Möbel an ihre angestammten Plätze zu stellen, Kästen und Schubladen neu einzuräumen und einen Grosswaschtag durchzustehen. Nach Verlauf einer Woche meldete der Zoll in Aarau die Ankunft meines Überseekoffers. Nochmals ging es ans Waschen und Bügeln. Nachdem sich das häusliche Leben normalisiert hatte, gönnten wir uns einen freien Samstag. Wir fuhren – aus wohl verständlichen Gründen – nach Rued, wanderten nach Gontenschwil, wo wir meinen Schulkameraden Joachim Gutscher, der dort als Pfarrer amtierte, besuchten und liessen uns von der Wyentalbahn nach Hause holpern.

Alte Freundschaften wurden erneuert: so mit dem Pfarrerehepaar Haffter in Aarau, mit meinem Studienfreund Karl Müller, der – nun ebenfalls verheiratet – das Diasporapfarramt in Reiden-Dagmersellen betreute, und mit Hans Graf, der mit seiner Braut Rita Waldvogel zusammen uns wiederum mit seinen erlesenen Musikabenden erfreute. Er hatte sich – eine Neuheit – einen Aufnahmeapparat angeschafft. Auf Silberdraht liess sich Musik konservieren, die dann jederzeit beliebig abspielbar war. Hans Graf besass von ihm selbst angefertigte Aufnahmen des Reinhardchores. Er machte uns auch die Freude, die Stimme von This «aufzubewahren», hatte er doch die Gabe, den richtigen Ton im Umgang mit Kindern zu treffen. This, der jeweils wartend in seinem Bettchen lag, war ein dankbarer Gesprächspartner, verfügte er doch über einen erstaunlich grossen Wortschatz, und sein Interesse galt allem und jedem. Am meisten schätzte er aber jene Abende, an denen Hans und Rita keine Musik machten, sondern die abwesenden Eltern vertraten. Ohne Zweifel zogen sich dann die Dialoge am Bettchen über die von den Eltern gesetzte Limite hinaus, denn Hans Graf war und ist Zeit seines Lebens einer jener Glücklichen geblieben, denen keine Stunde schlägt.

Ein Freund meiner Eltern, Herr Meliert, war alt und gebrechlich geworden. Aber noch immer spazierte er in Gehrock und schwarzer Melone durch die Stadt. Wir setzten die Tradition meiner Eltern

fort und luden den liebenswerten Mann – der mausearm war – regelmässig zum Essen ein.

Auch schlossen wir neue Freundschaften. Erika entdeckte im Garten uns gegenüber eine junge Frau, die ihr gefiel, weil sie irgendwie «anders» war. Ein Gespräch bestätigte Erikas Gespür. Frau Ursula Amsler stammte aus Schaffhausen. Ihr Mann – ebenfalls Munotstädter – bekleidete den Posten eines Chefs der Forschungsabteilung bei Sprecher und Schuh. Herzerfrischend unkonventionell waren beide. Ein langes Stück Weges sind wir miteinander gegangen, worüber später zu berichten sein wird.

Auch mit dem Mathematiker Jakob Dünki an der Kantonsschule, der meine ehemalige Klassenkameradin Hanni Simmen geheiratet hatte, ergaben sich engere Beziehungen, desgleichen mit dem Professor für Französisch, Victor Steiger. Als er Fräulein Anita Renner heiratete, bat er mich, die kirchliche Trauung zu vollziehen. Später habe ich die Kinder, die dieser Ehe entsprossen, getauft. Aus dem «Hauskaplan»<sup>7</sup> wurde ein Freund.

Dass wir nach dem Amerika-Aufenthalt dem Anglo-Swiss-Club beitraten, wäre verständlicherweise ein «Must». Dort lernten wir eine Anzahl erfreulich aufgeschlossene Menschen kennen. Kurz gesagt, es herrschte nicht nur Aarauer-Luft.

Eines Tages trat die Frau eines Kantonsschullehrers mit der Bitte an mich heran, das kantonale Präsidium des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe, zu übernehmen. Arbeit und Verantwortung waren nicht gering, denn damals arbeitete die Kinderhilfe als autonome und sich selbst durch Aktionen finanzierende Organisation unter der Aufsicht des Roten Kreuzes. Kriegsgeschädigte Kinder wurden aus unseren Nachbarländern in die Schweiz gebracht und in geeigneten Gastfamilien plaziert. Wir selber nahmen einen Berliner Buben, Winfried Arlt, bei uns auf. Sein Vater, Jurist, befand sich noch in holländischer Kriegsgefangenschaft. Frau Arlt und ihre zwei Kinder, Winfried und Heidi, lebten in einer bombengeschädigten Wohnung. Später erfuhren wir, dass Dr. Arlt freiwillig in Holland als Gefangener in einem Kohlenbergwerk arbeitete, weil er nicht nach Berlin zurückkehren wollte, ohne die offizielle schriftliche Be-

stätigung erhalten zu haben, dass er sich keines Kriegsverbrechens schuldig gemacht habe. Winfried war ein wohlherzogener Knabe, sehr hilfsbereit und für This ein Ärgernis. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand darin, am Bahnhof Aarau das Ein- und Abfahren der Züge zu beobachten. Nach einiger Zeit hatte er sich in einen lebendigen Fahrplan verwandelt. Winni, wie wir ihn nannten, blieb drei Monate bei uns.

Neben meinem Pensum – Religionsunterricht die Woche hindurch und Predigtendienst am Sonntag – hielt ich vor allen möglichen Gremien Vorträge über Amerika. Ich war damals tatsächlich einer der ganz Wenigen, die Firsthand-Informationen aus dem «Gelobten Land» vermitteln konnten. Im Jahre 1948 habe ich im Verlauf von 7 Monaten an die 20 Vorträge gehalten. Heute würde man sagen, ich hätte eine Marktlücke entdeckt. Jedenfalls finanzierte auf diese Weise «Amerika» nachträglich indirekt den teuren Flug von New York nach Paris.

Die Sommerferien verbrachten wir im Ferienhäuschen der Eltern Linder. Das einfache Holzhüttchen stand in erhöhter Lage am Dorfeingang von Herrliberg mit grossartiger Sicht auf den Zürichsee. Vater Linder hatte mit dem Maurer Pagani die kleine Residenz selber aufgebaut. Ein paar Treppenstufen führten direkt ins Wasser hinunter. So war dafür gesorgt, dass praktisch ohne Kosten sich herrliche Tage in Herrliberg verbringen liessen. In dieser Zeit machte Keulis Schwester Plüdi ihren ersten Schweizerbesuch. Wie erinnerlich hatte sie 1941 die Schweiz verlassen um ihrer grossen Liebe willen. Nun war sie aus Californien hergereist, zusammen mit ihrem Bübchen Ray. Allerseits war die Freude gross, natürlich besonders bei den Eltern. Ray war älter als This, eine kleine Persönlichkeit mit ausgeprägtem Selbstbewusstsein, gescheit und originell. Bald verstand er Deutsch. Er bewunderte restlos Grämis «big behind».

Von Herrliberg aus besuchten wir Professor Gut. Er unterstützte meinen Wunsch, mich an der Universität zu habilitieren. Er schlug mir als Thema eine Arbeit über den Kirchenvater Tertullian vor.

Ende November begleiteten die Eltern Linder und Keuli die «Amerikaner» nach Rotterdam, wo Plüdi und Ray sich einschiffen sollten. Über Verdun kehrten die Begleiter fünf Tage später in die Schweiz zurück.

Nach Weihnachten gönnten wir drei uns einige Ferientage in Speicher. Es lag wenig Schnee, aber das Wetter war prachtvoll. This machte zaghafte erste Versuche auf seinen kleinen Skis. Wir Eltern spielten viel Schach.

Nach unserer Rückkehr lag im Briefkasten die vom Chef des Militärdepartementes unterzeichnete Urkunde, die meine Ernennung zum Feldprediger-Hauptmann enthielt.

Sieben Monate waren seit meiner Rückkehr aus den USA verflossen, sieben Monate, die nicht ausreichten, um mich an die Kleinheit der Verhältnisse in der Schweiz einzugewöhnen. Auch stiess ich mich an der schweizerischen «Tugend», die Dinge zu erdauern. In Politik und erst recht im Raum der Kirche fand sich wenig Initiative, wenig Risikofreudigkeit, ausgefahrene Geleise zu verlassen. Wohl gab es schüchterne Ansätze zu einer Liturgie-Reform. Ein Proband, der die Bahn für ein neues Kirchengesangbuch frei machen sollte, war im Umlauf. Doch blieb die Kirche in ihrem Ghetto gefangen. Mahnungen, aus den engen Mauern auszubrechen, verhallten im leeren Raum.

Auf diesem Hintergrund ist vermutlich unser «Ausbrechen in die Welt» zu verstehen. Wir buchten einen Tanzkurs bei Myrta Sommer, derselben Lehrerin, die mir als Bezirksschüler die elementaren Schritte beigebracht hatte. Dann belegte Keuli einen Schnitzkurs. In der Freizeitwerkstätte Aarau kämpften ihre ungeübten Finger unter kundiger Leitung mit den scharfen Werkzeugen. Ergebnis: eine Verletzung, ein etwas klobiger Bilderahmen und brauchbare Untersätze für Gläser. Später wurde Keuli Mitglied des exklusiven Kammerchores, und schliesslich trat sie einer Gymnastikgruppe bei, die vom Turnlehrer des Lehrerinnen-seminars Aarau geleitet wurde. Im Mai fuhr meine Gattin in schmucker Rotkreuzuniform mit einem Kinderzug nach Berlin. Tapfer schief sie, in eine Wolldecke gehüllt, auf dem Boden des

Eisenbahnwagens und erlebte bange Wartestunden bei der Einfahrt in die russische Besatzungszone, kontrollierten doch russische Militärs mit umgehängten Pistolen und Schäferhunden an der Leine Wagen für Wagen des Kinderzuges! In Berlin erwarteten Frau Arlt, Winfried und Heidi die «Tante» aus der Schweiz. Man besuchte eine Konditorei am Kurfürstendamm, wo man vornehm ein Els ass, das aus gefrorenem Wasser bestand. Es war die Zeit der Berliner-Blockade. Die Russen versuchten, die Sektoren der westlichen Besatzungsmächte auszuhungern, um sie kapitulationsreif zu machen. Diese antworteten jedoch mit der sogenannten Luftbrücke. Keuli wurde auf dem Tempelhofer-Flughafen Zeuge dieses gigantischen Unternehmens. Alle zwei Minuten landete ein Flugzeug und wurde in Rekordzeit entleert. Nur eine bis ins Letzte ausgeklügelte Organisation machte es möglich, An- und Abflüge ohne Zwischenfälle abrollen zu lassen.

Ich selber wurde durch eine Anfrage der Evangelischen Volkspartei, der ich nicht angehörte, überrascht, ob man mich als Spitzenkandidaten auf die Liste für die kommenden Grossratswahlen setzen dürfe. Ich sah in diesem Angebot eine Chance, endlich in einem grösseren Rahmen ausserhalb der Kirche gestalten und wirken zu können und sagte deshalb zu. Nicht wenig war ich dann erstaunt, in den führenden Parteigremien eine grosse Anzahl von Mitgliedern der Freikirchen anzutreffen. Abgesehen von der grauen Eminenz, einem Inhaber einer kleinen Fabrik, hatte man es nicht mit Vollblut Politikern zu tun. Die Beweggründe, die diese harmlosen, manchmal auch etwas kleinkarierten Leute veranlassten, zur EVP zu stossen, sind mir nie ganz klar geworden. Vielleicht war es der Wunsch, aus dem Ghetto ausbrechen; die Freikirchen lagen ja noch mehr im Abseits als die Landeskirchen. Eine EVP-Vertretung im Grossen Rat hätte immerhin die Möglichkeit geboten, die Stimme dieser Minderheit hörbar werden zu lassen. Sicher glaubten auch manche, es ihrer Glaubensüberzeugung schuldig zu sein, der konservativ-katholischen Volkspartei ein evangelisches Gegengewicht an die Seite zu stellen. Sei dem, wie ihm wolle: es gab keinen Wahlfeldzug mit Reden, keine Plakataktion, keine Prospekte «Wählt EVP». Dem

Wähler wurde zusammen mit den Listen der andern Parteien auch die Liste der EVP offiziell zugestellt. Ergebnis: die Listenstimmen reichten nicht aus, einen Sitz zu erobern. Doch konnte ich persönlich einen Achtungserfolg buchen: Meine Stimmzahl lag hoch über derjenigen anderer Kandidaten, die das Rennen machten, weil deren Parteiliste genügend Mandate errungen hatte.

Somit war dieser Abstecher in die Politik im Sande verlaufen. Im Grunde war ich froh, dass ich mich mit Anstand aus diesen Kreisen, die mir in ihrer Kleinbürgerlichkeit innerlich so fremd waren, lösen konnte.

Das kulturelle Leben vernachlässigten wir keineswegs. Wir sahen Maria Becker in der Hauptrolle von Shaws «Frau Warrens Gewerbe»; wir hörten in Zürich Bachs Magnificat, gesungen vom Reinhard-Chor; wir fuhren nach Dörnach, um im Goetheanum «Iphigenie auf Tauris» zu geniessen, und einen Teil der Frühlingsferien verbrachten wir in Florenz, wo wir lange in den Uffizien verweilten, und in Fiesole, wo es uns besonders gut gefiel, und wo wir die zarten Farben von Fra Angelico bewunderten.

Im November 1948 war unser Hausmeister, Architekt Schneider, gestorben. Von diesem Zeitpunkt an begann seine Witwe, uns mit kleinen Nadelstichen zu plagen. Sie wollte – so wurde uns später klar – unsere Wohnung ihrer Freundin zuhalten. Da immer noch Wohnungsnot herrschte, war es nicht einfach, eine uns zusagende andere Unterkunft zu finden. Schliesslich zügelten wir im Juni 1949 nach Rombach, einer ländlichen Idylle zwischen Aarau und Küttigen gelegen. Das behäbige alte Haus, das im Untergeschoss einen Laden beherbergte, gehörte dem Malermeister-ehepaar Aegerter. Wir bezogen die Parterre-Wohnung; später vertauschten wir diese mit der geräumigeren Wohnung im 1. Stock. Da der Weg zu «meinen» Schulen sich dadurch zu einem 50-minütigen Fussmarsch ausgewachsen hatte, stellte sich die Frage nach der Anschaffung eines geeigneten Transportmittels. Weil der Hauszins im Vergleich zur Miete, die wir an der Bachstrasse in Aarau ausgelegt hatten, mässig war, entschlossen wir uns zum Kauf eines Autos. Unter der kundigen Beratung von Vater Linder

erstanden wir uns einen Opel Kadett. Wie waren wir stolz auf das schmucke Cabriolet, das wir mit Hilfe unserer Staubsaugerdüse mit einem zarten Hellblau überziehen wollten. Glücklicherweise bemerkte Malermeister Aegerter unser dilettantisches Beginnen und ersetzte den Staubsauger durch seine Spritzpistole. Ich muss beifügen, dass damals nur wenige Pfarrer ein Auto besaßen. Unser AG 199 bildete somit eine kleine Sensation unter den Kollegen. Für mich aber stellte der Opel eine gewaltige Arbeitserleichterung dar. Sonntägliche Stellvertretungen – auch in den entferntesten Ecken des Kantons – waren kein Problem mehr.

Getreu meiner Maxime, aus den mich beengenden Zirkeln der Kirche auszubrechen, meldete ich mich bei der Eidgenössischen Turnschule Magglingen zur Teilnahme an einem Leiterkurs. Ferner trat ich als frischgebackener Hauptmann der Offiziersgesellschaft Aarau bei. Da der Waffenplatz Aarau neben Infanterierekrutenschulen auch Kavallerieschulen Raum bot, hatten die Mitglieder der Offiziersgesellschaft Gelegenheit, in den Pausen zwischen zwei Aufgeboten mit den Pferden unter der Leitung der Reitlehrer üben und ausreiten zu können. Obwohl ich noch nie in einen Sattel gestiegen war, machte ich im Reitclub Arizona mit. Zwei oder drei Mal purzelte ich – mit einem schönen weissen Pullover angetan – zum Gaudium der Kameraden in die Lohe. Aber bald machte mir das Reiten Spass; nur das Springen bereitete mir Mühe.

Als ich an einem Donnerstag-Abend von meiner Arbeit in Wettlingen heimkehrte, lag ein militärisches Aufgebot im Briefkasten. Ich sollte mich am folgenden Abend in Münster (Kanton Wallis) auf dem Kommando-Posten des Sch.Kan. Rgt. 14. melden. Grund: Feldpredigt am Sonntag. Da ich noch keinen Einführungskurs für Feldprediger absolviert hatte, bereitete mir das Aufgebot einen nicht gelinden Schreck. Wie grüssen, auf welcher Seite die Pistole tragen, was mitnehmen? Und dazu schauten Kluft und Lederzeug so niegelnelneu aus, dass man den Frischling von weitem erkennen musste. Auf der langen Eisenbahnfahrt machte ich mich an den Entwurf meiner Predigt. Leider verwickelte mich bald ein

Mitreisender in ein Gespräch. Erst nach Brig konnte ich meine Gedanken zu Papier bringen! Den Samstag verbrachte ich in der mir so neuen Umgebung mit dem Rekognoszieren eines geeigneten Platzes für den Feldgottesdienst. Auch hatte ich das Erstellen einer Feldkanzel zu überwachen. Um auf jede Eventualität gerüstet zu sein, musste ich den katholischen Ortspfarrer aufsuchen und ihn um Überlassung der Kirche bitten, falls es regnen sollte. Der Geistliche zeigte wenig Begeisterung und telephonierte schliesslich seinem Bischof, ob er meinem Ersuchen stattgeben müsse. Offenbar lautete die Antwort des Oberhirten positiv. Leider regnete es am Sonntag. Ich erfuhr dann später von meinen Soldaten, dass der gute Pfarrer am Montag die Kirche neu eingesegnet habe... Die Truppe behielt mich bis zum Schluss des WK's, also ganze 15 Tage und ersuchte anschliessend um meine definitive Zuteilung zum Regiment. Dieses wurde für manche Jahre meine militärische Heimat. Unter den Offizieren, die meist die ETH absolviert hatten, aber auch unter den Soldaten, die gelernte Mechaniker oder Techniker waren, gab es viele, die ein echtes Bedürfnis zeigten, über weltanschauliche Probleme zu diskutieren. Da in unserem Stab das an andern Orten übliche Jassen verpönt war, kam es bei und nach Tisch zu wertvollen Gesprächen. Die Soldaten suchte ich während der Schiesspausen, wenn auf der Feuerleitstelle neue Ziele auszurechnen waren, bei ihren Geschützen auf. Auch hier waren offene Aussprachen geschätzt. Eine wertvolle Gelegenheit, zu einem Männerpublikum zu sprechen, stellten die im Arbeitsprogramm figurierenden Vorträge über aktuelle Themen dar, die der Feldprediger zu halten hatte. Manche Kameraden – Offiziere und Soldaten – hielten die Kontakte auch nach den Wiederholungskursen mit mir aufrecht. Ich diente ihnen als Traupfarrer oder taufte ihre Kinder.

Am 4. Dezember hielt ich über Radio Beromünster die Sonntagspredigt. Als Echo erreichten mich gegen 100 Zuschriften, darunter zwei, drei Bettelbriefe. Zwei besonders «Eifrige» scheuten sogar den Weg nach Rombach nicht, um mich anzupumpen.

1950 wurde für uns zum Jahr unvergesslicher Reisen. Keuli wiederholte ihre Fahrprüfung, die sie seinerzeit bei Kriegsbeginn



abgelegt hatte. Meine Eltern erklärten sich bereit, in den Frühlingsferien This für drei Wochen zu hüten. So fuhren wir denn am 2. April mit unserem kleinen Opel, dem inzwischen neue Kolben «einverleibt» worden waren, über Lausanne – Genf – Annecy – Vinay – Romans nach Valence, wo wir übernachteten. Am nächsten Tag ging es auf der Route N 7 – eine Autobahn «du soleil» gab es noch nicht – via Avignon, Aix-en-Provence nach St. Maximin. Da die neuen Kolben ein gemütliches Tempo mit vielen Zwischenhalten diktierten, genossen wir die Fahrt im offenen Cabriolet in vollen Zügen. Am Strassenrand spielten wir Schach, wenn der Motor eine Verschnaufpause wünschte. Die vorbei rollenden Routiers begrüßten uns mit fröhlichen Hupsignalen und winkten den jungen «Verliebten» zu. Der Spirituskocher, den wir geborgt hatten, und mein alter Meta-Apparat sparten Geld und überlange Wartezeiten in Restaurants. So waren wir frei und ungebunden. Ohne feste Etappenziele war dies ein Reisen ganz nach unserem Herzen. In St. Maximin zum Beispiel fesselte uns die imposante Kirche. Nachdem wir unseren Rundgang beendet hatten, sprach uns ein weissgekleideter Pater an; ob wir auf der Pilgerreise nach Rom seien – die Kirche beging bekanntlich 1950 das «anno Santo» – und ob wir in der Krypta die Reliquien der Maria Magdalena gesehen hätten? Wir verneinten. Er begleitete uns in die Krypta und erzählte die Geschichte von der Barke der Heiligen. Diese sei ungefähr zehn Jahre nach Christi Tod in Les Saintes-Marles-de-la-Mer gelandet. An Bord hätten sich Maria Jacobea, Maria Salome und Lazarus, den Christus von den Toten auferweckt hatte, befunden. Ferner seien dessen Schwestern Maria-Magdalena und Martha und auch Sidoine und Maximin dabei gewesen, nicht zu vergessen die schwarze Dienerin Sara. Auf provenzalischem Boden hätten sich diese Jünger und Jüngerinnen der Ausbreitung des Evangeliums gewidmet: Martha habe in Tarascon gewirkt. Maria-Magdalene zusammen mit Sidoine und Maximin in der Gegend von Ais gepredigt, wo Maximin später Bischof der Stadt wurde; Maria Jacobea und Maria Salome seien mit Sara in der Camargue geblieben. Lazarus jedoch sei Bischof von Marseille geworden. Maria-Magdalena habe sich alsdann in eine Grotte in den Wäldern von St. Baume zurückgezogen, um ein Leben des

Gebetes und der Kontemplation zu führen. Als sie ihr Ende nahen fühlte, sei sie in die Ebene heruntergestiegen, wo ihr Maximin die heilige Kommunion gab und sie begrub. Die heutige Kirche von St. Maximin schätze sich deshalb überglücklich, als wertvollste Reliquie den Unterkiefer der Maria Magdalena zu besitzen.

Soweit der Bericht des Paters. Mit zweifelnden Blicken betrachtete ich das Knochenstück. Pater Raymond, der dies bemerkt haben musste, versicherte uns jedoch, dass der Klerus von St. Maximin die Echtheit habe nachprüfen lassen. Der Oberkiefer befinde sich nämlich in Rom. Darum habe man vor Jahren schon die vor uns liegende Reliquie nach der heiligen Stadt gebracht und dabei zuverlässig festgestellt, dass sie exakt in den dort liegenden Knochenteil passe!

Viel besser als diese Geschichte gefiel uns der gregorianische Gesang der Mönche. Der Pater hatte mich nämlich zum abendlichen Chorgebet der Konventualen eingeladen; Keuli wurde nicht zugelassen.

Am folgenden Tag genossen wir die «Corniche» bis Cannes. Nach der Stadtbesichtigung fuhren wir 7 km weiter und schlugen auf einem Bauernhof unser ebenfalls geborgtes Zelt auf. Wir verbrachten eine gute Nacht, vom tauben Hofhund bewacht. Auf Keulis Wunsch lag meine geladene Dienstpistole unter dem Kopfkissen.

Nächstes Ziel war Nizza. Dort badeten einige nackte Schönheiten, währenddem am Strand Damen in Pelzmänteln promenierten. In Monaco wurden wir Zeuge des Wachtaufzuges der Soldaten. Monte Carlo brachte mich um die Gelegenheit, Geld zu verlieren, denn ich wurde vom Türhüter nicht eingelassen, da ich ohne Cravatte reiste. Über Ventimiglia erreichten wir den kleinen Ort Laigneglia, wo wir eine einfache, aber idyllische Pension direkt am Meer fanden. Am darauffolgenden Karfreitag pflegten wir der Ruhe. In einem Hain oberhalb des Dorfes mit grossartigem Ausblick aufs Meer kochten wir uns ein feudales Mittagessen: Kartoffeln mit Rührei, Mortadella und Salami, Chianti, und zum Dessert gab es Kaffee, versüsst durch mitgebrachtes Hausgebäck.

Am Abend beteiligten wir uns an der Prozession, die durch das illuminierte Dorf führte, und hörten uns die feurige Predigt in der Kirche an, von der wir nur wenige Brocken verstanden. Für uns zählte das «Ambiente», das uns beeindruckte.

Am Karsamstag-Morgen inszenierte der Padrone einen rührenden Abschied mit sehr bescheidener Rechnung. In Varazze machten wir vor der Villa Giorgina Halt. Das Schweizerische Rote Kreuz führte dort ein Heim für kriegsgeschädigte Kinder. Die Leiterin lud uns zum Mittagessen ein und zeigte uns das Haus, in welchem die Deutschen ihre Spuren hinterlassen hatten: ihre Fahrzeuge hatten sie im Speisesaal parkiert und überall Parkett und Täfer weggerissen, um dieses als Brennholz zu verfeuern. In Genua kam es zu einem Hindernisfahren erster Klasse: überall Strassenreparaturen, streikendes Volk, durch das man sich mit viel «Attenzione, Scusi» hindurchwinden musste, und riesige Löcher im Strassenpflaster. Bei der Ausfahrt aus der Stadt fuhr ein Knabe mit seinem Velo direkt in unser Auto und stürzte. Glücklicherweise konnten nur geringfügige Schürfungen festgestellt werden, und die Zeugen des Sturzes bestätigten mit viel Lamento und Gestikulationen, dass uns keine Schuld treffe.

Auf sehr schmaler kurvenreicher Strasse ging es weiter – auf und ab – und mir blieb nichts anderes übrig, als das «System» der Italiener zu übernehmen: den dahinkriechenden Lastwagen in den unübersichtlichen Kurven vorzufahren. Via Sestri steuerten wir La Spezia an. Unser Benzinvorrat neigte sich dem Ende zu! Welch ein erleichtertes Aufatmen, als endlich der Kriegshafen in Sicht kam. Keuli wünschte, in Forte del Marmi zu übernachten. Dort hatten nämlich seinerzeit ihr Vater Alfred und dessen Bruder Peter Linder ihre Ferien verbracht. Keuli schilderte mir in den lebhaftesten Farben das kleine Fischerdörfchen, um mich zum Weiterfahren anzuspornen, sass ich doch seit 14 Uhr ununterbrochen hinter dem Steuer. Es wurde 20 Uhr 30, als wir im Fischerdörfchen ankamen, das sich – o Weh! – in einen super-noblen Kurort verwandelt hatte, wie wir anderntags feststellen konnten. Todmüde sanken wir in der Pension Flora, die direkt am Meer lag, ins Bett. Den folgenden österlichen Ruhetag hatten

wir reichlich verdient.

Für den Ostermontag hatten wir einen Abstecher nach Viareggio – Pisa – Lucca vorgesehen. Leider kannten wir die italienische Tradition, an diesem Tag mit Kind und Kegel auszufliegen und «auf dem Lande» zuzubringen, nicht. Im dichten Gewimmel gab es ein irres Geschicklichkeitsfahren, das sich dennoch lohnte. Der schiefe Turm, das Battistero mit seinem Echo und Santa Maria di Spina übertrafen unsere hohen Erwartungen. Damit war der südlichste Punkt unserer Reise erreicht, und wir drehten wieder nordwärts nach Forte dei Marmi zurück. Am 11. April besuchten wir St. Marguerita und Portofino. Als wir die gefährliche, endlos gewundene schmale Strasse von St. Marguerita nach Portofino glücklich gemeistert hatten, fragten wir uns, ob die Besichtigung des malerischen Fischerdorfes, das bereits von Fremden überflutet war, die damit verbundene Mühsal wert gewesen sei. Von St. Marguerita aus erreichten wir Genua, dessen Verkehrsverhältnisse inzwischen nicht besser geworden waren, und übernachteten als Gäste des Roten Kreuzes in Varazze, ich im Feldbett und Keuli auf dem Boden auf einer Matratze.

Von Varazze aus nahmen wir den Weg nach Borgo Verezzi, Albenga, Nizza unter die Räder. In Le Muy versagte meine sonst sprichwörtlich gute Nase. Ich fand kein anständiges Hotel. Notgedrungen mussten wir mit einem schmuddeligen Zimmer im ersten Stock einer Bar an der lärmigen Durchgangsstrasse vorlieb nehmen. Wir haben nicht viel geschlafen. Von Le Muy aus ging es nach dem berühmten St. Raphael. Meine Nase funktionierte wieder. Ich fand einen wunderschönen Zeltplatz mitten in einem Pinienhain. Nur ein junges Paar aus Genf übernachtete in dem riesigen Areal ausser uns.

Keuli hatte ein ungutes Gefühl wegen This. Sie schlug vor, dass wir von der Post aus nach Lausanne telefonieren sollten. Die Beamtin erklärte uns, wir müssten auf eine lange Wartezeit gefasst sein. In der Tat, sie hatte nicht übertrieben. Nach drei Stunden geduldigem Ausharren auf einem Bänklein war die Verbindung hergestellt. Vater und Mutter Ley bestätigten, This sei

wohlauf und alles gehe in Ordnung.

Nach einem Ruhetag setzten wir die Reise über Toulon-Marseille-Martigues bis Arles fort. Längs der Küste von St. Raphael bis Marseille standen Villen zu Hunderten zum Verkauf angeschrieben, und zwar zu Spottpreisen. Man hätte über Kapital verfügen müssen!

Marseille, das bedeutete für uns Transitreisende: «le vieux port», Spaziergang über die Cannebière, Besuch der «Eglise St-Victor» und die Fahrt mit dem Schnell-Lift auf die Höhe der «Eglise de Notre Dame». Die Fahrt durch die Camargue im Lichte der untergehenden Sonne nach Arles zählte zu den Höhepunkten der Reise.

In Arles liegen das Forum, das Amphitheater, das «Théâtre Antique» und die Klosterkirche St. Trophime mit dem berühmten Kreuzgang nahe beieinander. Wir widmeten diesen Sehenswürdigkeiten einen Morgen; daran schloss sich eine Rundfahrt nach Tarascon, den Pont-du Gard und Nîmes an. Via St. Gilles kehrten wir nach Arles zurück. Dass wir den Umweg über Les Baux – Les Antiques St. Rémy nach Avignon machten, versteht sich eigentlich von selbst. In der «Cité des Papes» besuchten wir den «Palais du Pape» und schlenderten am Abend durch die Rue de la République. Die kurze Strecke bis Orange lag schnell hinter uns. Unweit des imposanten «Théâtre Antique» fanden wir in einem guten Hotel Unterkunft, wo wir uns ein feudales Abschiedsessen leisteten, denn der folgende Tag brachte uns via Lyon-Genf nach Lausanne, wo wir bei meinen Eltern unseren Sohn This glücklich in die Arme schlossen.

Eine zweite Reise führte mich nach Oberitalien in die Waldensertäler. Ich hatte zusammen mit Pfarrer Hardmeier aus Zurzach ein Lager für Mittelschüler in Torre Pellice organisiert. Pfarrer Waldmeier war ein guter Kenner der Geschichte der Waldenser und verfügte über wertvolle persönliche Kontakte zu diesen protestantischen Italienern. Darum vermittelten uns die Exkursionen, die wir von Torre Pellice aus in die abgelegenen Bergtäler machten, unvergessliche Einblicke in das Leiden und Kämpfen dieser kleinen Minderheit, die ihren Ursprung auf Petrus Waldes

zurückführt. Waldes – französisch Pierre de Vaux –; ein reicher Lyoner Kaufmann (1140-1217), angewidert durch den Prunk einer verweltlichten Kirche, veräusserte seinen Besitz und begann als Wanderprediger, die Menschen zur biblischen Lehre zurückzurufen. Er gewann viele Anhänger in der Lombardei und in Südfrankreich. Die Lebensführung der Waldenser, ihre Bescheidenheit und evangelische Schlichtheit waren der katholischen Kirche ein Dorn im Auge. Grausame Verfolgungen setzten ein. Petrus Waldes wurde 1184 exkommuniziert. Seine Jünger flohen in die schwer zugänglichen Bergtäler, wo man sich den Häschern leicht entziehen konnte. Als sich im 16. Jahrhundert die Reformation in Europa ausbreitete, suchten die Waldenser den Kontakt mit den Calvinisten von Genf. Diese anerkannten die Anhänger des Lyoner Kaufmanns als Glaubensbrüder. Das Denkmal auf der Reformationswiese bei Angrogna erinnert an die historische Wende, denn von diesem Zeitpunkt an rissen die Bande zwischen den Schweizer Protestanten und den Waldensern nicht mehr ab. Vor allem die Kirchen der Westschweiz wissen sich bis heute mitverantwortlich für das Weiterleben dieser kleinen Herde, die in Rom über eine eigene theologische Fakultät verfügt, an der ihre Hirten das nötige Rüstzeug holen können.

Heute haben sich die Fronten verschoben. Der grosse Widersacher ist nicht mehr die katholische Kirche, sondern es sind wirtschaftliche Gegebenheiten. Der Existenzkampf in den abgelegenen Alpentälern ist hart. Reichtümer können keine erworben, neue Arbeitsplätze nicht geschaffen werden. Die Abwanderung aus den Tälern ist deshalb ein ernstes Problem.

Die dritte Reise des Jahres machten wir zu Dritt. Unser Opel brachte uns zunächst nach Colmar, wo wir im Museum «Unter den Linden» den Isenheimer-Altar von Matthias Grünewald bewunderten. Dann kehrten wir in Ostheim bei Pfarrer Paul Huber ein, den ich seinerzeit im Einführungskurs für Feldprediger kennen und schätzen gelernt hatte. Er betreute im Auftrag der Schweizer Kirchen die elsässischen Protestanten. Die Kirche, eine einfache Holzkonstruktion, war ebenfalls von den Schweizern gestiftet worden. In Strasbourg bestaunten wir das Münster und

liessen uns durch einen kundigen Führer in die Geheimnisse und Schönheiten des Baues einführen. Wir übernachteten in Rique-wihr, wo wir uns in die Zeit von Hans Sachs zurückversetzt glaubten, und genossen ein herrliches elsässisches Mahl, arrosé durch einen köstlichen einheimischen Rosé. This durfte sein Getränk selber bestellen. Mit unendlichem Stolz in den Augen verlangte er mit leichtem Elsässer-Akzent «Sirup». Im Schlaf-zimmer entdeckte er zum ersten Mal in seinem Leben ein Bidet aus Email, das auf vier dünnen Beinen stand. Kennerisch meinte er; «Ein Badwännli für d'Füess». Auf der Heimreise erklärte er kategorisch: «Gnueg Chile gseh». Das hinderte ihn aber nicht daran, zu Hause aus Plastillin eine Kreuzigung zu formen, die ein kleines Kunstwerk war.

Die Sommerferien verbrachten wir wie üblich in Herrliberg. Keulis Schulfreundin, die hier wohnte und mit Architekt von Meyenburg verheiratet war, lud uns zu einem Nachtessen mit Konzert in die «Schipf» ein. Bei dieser Gelegenheit lernten wir den Schriftsteller Max Frisch kennen. Er war in erster Ehe mit der Schwester von Architekt von Meyenburg verheiratet gewesen. Ich lobte sein Stück «Santa Cruz», das ich mit einer Schulklasse in Wettingen gelesen hatte. Der ganzen Klasse hatte die Schönheit der Sprache und die Problematik – Suche nach der Identität, die Unmöglichkeit zweier Menschen, der Gewöhnung zu entrinnen, die Sehnsucht nach der Neuentdeckung eines andern, der Wunsch, noch einmal von vorn beginnen zu können – das Werk lieb gemacht. Max Frisch meinte, es sei gut, dass das Büchlein vergriffen sei. Er konnte oder wollte nicht mehr dazu stehen.

Im September schlüpfte ich erneut in die Uniform. Einrückungs-ort war Olivone im Tessin. Ich wurde beim katholischen Pfarrer einquartiert. Bereits in der ersten Dienstwoche verunglückte ein Kamerad, der einer andern Waffengattung angehörte, die ebenfalls in Olivone stationiert war, beim Alpenrosenpflücken tödlich. Da ich der einzige Feldprediger am Ort war, beauftragte man mich, nach Zürich zu fahren und der Witwe die Nachricht persönlich möglichst schonend zu übermitteln. Am Abend traf ich in Zürich ein und begleitete am andern Tag die Witwe auf die

Ämter und half ihr, so gut ich es vermochte, über den Schock hinweg.

Winfried Arlt verbrachte erneut einen Aufenthalt von drei Monaten bei uns. Als ihn Keuli nach Basel brachte, wo er von den Rotkreuz-Zugbegleiterinnen in Empfang genommen werden sollte, stellte die sonst so umsichtige «Tante» fest, dass man in Rombach Winnis Pass hatte liegen lassen. Der Schreck war gross. Weder Telephonate konnten den Pass herbeizaubern, noch inständige Bitten, den schweizerischen Beamten die Kompetenz verschaffen, einen neuen Ausweis herzustellen. So schmuggelten denn die Rotkreuzdamen – irgendwie – den Buben in den Zug und brachten ihn heil nach Berlin.

Im Dezember 1950 begleitete ich Victor Steiger nach Bristen ob Amden. Er wollte vor dem Einwintern seine weitab vom Dorf gelegene Alphütte verriegeln. Mir gefiel das wilde Etlital. Kurz entschlossen mietete ich vorerst für ein Jahr das «Porthüsli», das einem Bergbauern gehörte. Selbstverständlich fehlte darin jeder Komfort. Es gab weder elektrischen Strom noch einen Wasserhahn in der Küche. Vom Pfarrhaus Wintersingen her war Keuli das Kochen auf einem Holzherd gewöhnt. Somit stellte ein Abstieg in die Primitivität für uns kein Problem dar. Dass bei diesem Unternehmen ein Hintergedanke mit im Spiel war, sei nicht verschwiegen. Seitdem die Russen ihre eigene Atombombe konstruiert hatten, hatte sich die politische Lage rasch verschlechtert. Der eiserne Vorhang war zu einer Realität geworden, die einem dauernd in Erinnerung rief, dass mitten durch Europa die Grenzlinie lief, die die beiden Hauptsieger des Zweiten Weltkrieges voneinander schied. Ich war deshalb überzeugt, dass es ein Gebot der Vorsicht und Umsicht sei, für meine Familie ein Refugium in einer menschenleeren und schwer zugänglichen Gegend zu schaffen.

Man begann sich ja auch in der Schweiz die Frage zu stellen, ob die apokalyptischen Visionen der Offenbarung im letzten Buch der Bibel einer ernsteren Betrachtung unterzogen werden sollten als bisher. Für ein Jugendtreffen wurde mir der Auftrag erteilt, über dieses Thema zu sprechen. Mein Vortrag über die



nukleare Bedrohung war ein Wurf. Wiederum hatte ich eine Marktlücke entdeckt! Von allen Seiten wurde ich als Referent eingeladen, auch über die Kantonsgrenze hinaus.

Aber – ich war unglücklich. Ich litt einerseits unter der innerkirchlichen Situation, und andererseits hatte ich das Gefühl, auf einem Stumpengeleise festgefahren zu sein. Möglicherweise hatte ich Unrecht. Vielleicht war meine Analyse die Projektion von Konflikten in mir selbst, die ich nicht zu lösen vermochte.

Die innerkirchliche Situation war seit Langem vom Gegensatz gezeichnet, der zwischen den beiden wichtigsten theologischen Richtungen, der liberalen und der positiven, bestand. Im Kanton Aargau bildeten die Positiven die grosse Mehrheit. Die liberale Gruppe war klein, die religiös-soziale praktisch nicht existent. Man wurde also bei Zeiten abgestempelt. Entweder war man positiv oder liberal. Mir selber blieb solches Denken fremd. Nur zu klar sah ich die berechtigten Anliegen, die beide Gruppen vertraten. Ich selber trug ja beide Komponenten in mir, aber in mir stellten sie keinen Gegensatz dar, sondern ergänzten sich. Nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten konnte ich diese Parteistreitigkeiten nicht mehr ausstehen, denn in meinen Augen waren diese Positionsbezüge falsch und überholt. Als ein Kollege mich mit der Frage hänselte; «Hältst Du Deinen Atomvortrag eigentlich als Positiver oder als Liberaler?», verstand ich ihn wohl, aber ich begriff ihn nicht.

Da die Religionslehrerstelle an den kantonalen Mittelschulen vom Kirchenrat besoldet und der jeweilige Religionslehrer auch von ihm gewählt wurde, hatte dieser im Rahmen der Schulen keinen offiziellen Status. Er wurde zu den Lehrerkonventen nicht eingeladen und war sowohl seitens der Schüler wie der Lehrerschaft auf lauter Goodwill angewiesen. Ob ein Schüler den kirchlichen Religionsunterricht besuchte oder nicht, hatte für ihn schulisch keinerlei Konsequenzen. Es stand aber auch andererseits im Belieben jedes Schulleiters, ob und wie er den landeskirchlichen Religionslehrer in die Schulgemeinschaft integrieren wollte. Somit war meine Stellung an den drei Schulen ganz verschieden. Am Lehrerseminar in Wettingen wurde ich – an-

gefangen vom Direktor bis hin zum Turnlehrer – von allen als Kollege betrachtet. Man lud mich zu den Schulanlässen offiziell ein; an den Skilagern der Schule nahm ich teil. Als die Parallelisierung der Klassen es notwendig machte, dass ich auch am Donnerstag-Vormittag in Wettingen Unterricht erteilte, wurde ich von den Lehrerfamilien oft zum Mittagessen eingeladen. Mit dem Musiker Grenacher, dem Physiker und Wagnerverehrer Frey und dem Verwalterehepaar Basler bahnten sich freundschaftliche Beziehungen an.

Ganz anders lagen die Dinge am Lehrerinnenseminar und der Töchterchule in Aarau. Hier war und blieb ich eine Randfigur, die man gern und willentlich übersah. Nur wenn ich als «Störfaktor» wirkte, kannte man mich. Als einige Seminaristinnen mich zu einem Gottesdienst begleiteten, um mit ihren Liedervorträgen der Gemeinde eine Freude zu bereiten, wurde mir von der Seminardirektion offiziell mitgeteilt, die sonntägliche Beanspruchung der Schülerinnen durch mich werde von der Schule nicht gutgeheissen!

An der Kantonsschule Aarau profitierte ich vom Umstand, dass Ernst Mäder, mein ehemaliger Latein- und Griechischlehrer, Rektor war, und sein Nachfolger Rektor Gerster mein ehemaliger Klassenlehrer. Auch mit Rektor Ramser ergab sich eine erfreuliche Zusammenarbeit. Engere Beziehungen entstanden mit dem Französischlehrer Victor Steiger, dem Geschichtslehrer Joseph Boesch, dem Deutschlehrer Storz und dem Lehrer für Geographie Wernli.

Als ich später vom Regierungsrat zum Hebräischlehrer gewählt wurde, erhielt ich endlich den offiziellen Status eines Hilfslehrers an der Kantonsschule.

Man wird sich fragen, warum ich trotz dieser eigenartigen Position lange Jahre an diesem Posten ausgeharrt habe. Oft fragte ich mich selber. Doch war die Dankbarkeit und Anhänglichkeit mancher Schüler ein nicht zu bestreitendes Faktum. Ferner verfügte ich über eine königliche Freiheit. Niemand kontrollierte mich. Der Lehrstoff war nicht vorgeschrieben. Ich unterstand

keiner Schulbehörde. Meine «Obrigkeit» wäre der aargauische Kirchenrat gewesen. Während 16 Jahren hat kein Mitglied dieses ehrenwerten Gremiums je einen Schulbesuch bei mir gemacht.

Je länger ich mich mit diesen Problemen, die mich quälten, beschäftigte, desto Imperativer verspürte ich in mir den Wunsch, mit Hilfe eines Einstieges in die Politik ein Gegengewicht zu schaffen. Ich wollte auf einem Hauptgeleise wirken, schaffen, kreativ tätig sein. Aus verständlichen Gründen würde nur die Mitgliedschaft in einer grossen Partei in Frage kommen. Aber in welcher? Die freisinnig-demokratische Partei, die in Aarau seit Jahrzehnten die Machtpositionen in ihrer Hand hielt, war bar jeden Schwunges. Zwar sagte mir der politische Liberalismus am ehesten zu. Aber es war leicht vorauszusehen, dass die Aufstiegschancen für einen 32-Jährigen gering sein würden. Geduld und Abwarten zählten jedoch nicht zu meinen Stärken. Blieb also die sozialdemokratische Partei. Deren Programm kannte ich nicht. Klassenkampffparolen schienen mir überholt zu sein. Marxismus hatte ich nie studiert. Aber ich kannte seit meiner Kantonsschulzeit den sozialdemokratischen Oberrichter Baumann. Dies war ein Mann voller Dynamik, absolut unkonform und entwaffnend offen. Er war «Alter Herr» der Abstinentenverbindung «Humanitas» und hatte unserer Verbindung seinerzeit geholfen, den Traum vom Erwerb eines Versammlungslokals in Form eines kleinen Hauses am Hungerberg zu verwirklichen. Nun war ich Oberrichter Baumann erneut in meiner Eigenschaft als Präsident des Aargauischen Roten Kreuzes Kinderhilfe begegnet, denn Oberrichter Baumann versah das Amt eines Geschäftsführers der schweizerischen Organisation. Als Vorsitzender amtierte zwar Minister Dinichert, aber die Arbeit besorgte der Geschäftsführer Baumann. Er tat dies mit so viel Begeisterung und Hingabe, dass nicht nur ich ihn bewunderte. Wenn solche Persönlichkeiten in den Reihen der Sozialdemokraten anzutreffen sind – so sagte ich mir –, wird man auch für meine Anliegen Verständnis aufbringen. Denn ich interpretierte den Auftrag des Evangeliums auch politisch: denen beistehen, die sich auf der Schattenseite des Lebens befinden.

Ende 1950 oder anfangs 1951 warf ich den Brief an die sozialdemokratische Parteileitung in den Kasten.

Bald darauf wurde mir das Parteibuch zugestellt. Regelmässig nahm ich an den Zusammenkünften der Ortsgruppe teil. Es war ein kleines Häuflein; die meisten blieben passiv. Zwei oder drei Freiwillige plagten sich mit dem administrativen Kram. Ich lernte liebenswerte Menschen kennen, die wohl guten Willens waren und sich gern an die glorreichen Tage erinnerten, da die Partei vom Feuergeist Robert Grimms geprägt worden war. Dieser Geist wehte nicht mehr. Man war gegen die Bürgerlichen, agierte also mit Reflexbewegungen statt offensiv. Völlig niedergeschlagen kehrte ich von einer Feier am 1. Mai nach Hause zurück. Im Saalbau Aarau hatte Minister Zellweger, der damals unser Land in Jugoslawien vertrat, die Ansprache gehalten: eine völlig papierene Rede, langatmig und langweilig, bar jeden mitreissenden Schwunges.

Dennoch harrete ich aus, irgendwie auch Oberrichter Baumann zu liebe, der trotz niederdrückenden Erfahrungen mit der Arbeiterbildungszentrale die Standarte hoch hielt. Als ich im Jahre 1953 anlässlich der Grossratswahlen auf die Sozialdemokratische Liste hätte gesetzt werden sollen, sprach sich Keuli entschieden gegen eine solche Kandidatur aus. Ich gab ihr recht. Damit fand meine Parteikarriere ihr Ende.

Im Frühjahr 1951 kam für Matthias der grosse Tag. Er durfte zur Schule. Für ihn war es tatsächlich ein Dürfen. Er freute sich auf die Kameraden, die neue Welt, die sich ihm da eröffnen sollte. Leider hatte er es schlecht getroffen. Die junge Lehrerin, die sich – frisch vom Seminar kommend – vor die Aufgabe gestellt sah, eine lebhaftes Schar von 50 Schülern zu meistern, war glatt überfordert. This, der aktiv mitmachen wollte, kam – begreiflicherweise – nicht zu seinem Recht. Er langweilte sich und trieb Allotria. Kein Wunder, dass ihm das Stillsitzen als Schikane vorkam, so dass er sich bei schönem Wetter mit Vehemenz weigerte, in die Schule zu gehen, denn nach seiner Meinung hätte er sinnvollere Tätigkeiten in freier Luft erfinden können, als in der Schulstube eingesperrt, mit öden Arbei-

ten, die für ihn keine waren, beschäftigt zu werden. Dazu kam, dass ihn die Mütze, die Keuli bei bedecktem oder sonnigem Wetter ihm aufzwang, zum Aussenseiter, um nicht zu sagen zum Herrenbübchen, stempelte. Auf dem Schulweg kam es zu Schlägereien, die sich oft auch im Schulhaus fortsetzten. Kurz, die Schule war für This die grosse Enttäuschung. Die Dinge spitzten sich im Laufe der Zeit derart zu, dass im dritten Schuljahr – die Lehrerin hatte die Klasse beibehalten müssen – die gegenseitige Abneigung von Schüler und Lehrerin nicht weiter tolerierbar war. Wir entschlossen uns kurzerhand, Matthias aus der Schule zu nehmen, ihn den Grosseltern nach Uitikon-Waldegg zu bringen und dort das Schuljahr beenden zu lassen. Da Vater Linder Schulgutsverwalter war, liess sich diese Verpflanzung ohne Schwierigkeit bewerkstelligen. This versuchte am neuen Ort zunächst, wie es ihm fast zur zweiten Natur geworden war, sich rüpelhaft bemerkbar zu machen. Glücklicherweise erkannte die erfahrene, mütterliche Lehrkraft sofort, dass das Büblein einfach ernst genommen werden wollte, dass man ihm Liebe entgegenbringen musste. Sie erklärte ihm freundlich, dass in Uitikon Rüpelhaftigkeit weder üblich noch auch nötig sei. This verstand. Bald war er wie ein umgekehrter Handschuh. Er zeigte wieder Eifer, fügte sich ein und wurde ein guter Schüler, der der Lehrerin viel Freude machte. Grossvater Linder, der in seinem «Wäldli» eine kleine Werkstatt besass, in welcher er viel bastelte, wurde der zweite Lehrmeister. Er erklärte This die einzelnen Werkzeuge, This durfte Handlangerdienste leisten, auch im Garten. Grossvater und Enkel waren bald ein Herz und eine Seele.

### Zurück zu 1951!

Mit Rita Waldvogel und Hans Graf wurde eine Reise ins benachbarte Ländle vereinbart. Hans wollte seinen neuen Fiat testen, und Rita optierte für Übernachtungen im Zelt. Die prachtvolle, vom Wetter begünstigte Fahrt, führte über Rottweil, Reutlingen, Tübingen, Esslingen, Stuttgart, Heidelberg nach Speyer. Hans war ein begnadeter Interpret all der architektonischen Feinheiten, die es an Rathäusern, Domen und Schlössern zu bewundern

galt. Auch bestätigte es sich, dass Hans ein Mensch war, der, wenn Ihn ein Problem faszinierte, Zeit und Umgebung vollständig vergessen konnte. So versuchte er auf unserem ersten Übernachtungsplatz in einer Waldlichtung eine Zeltbeleuchtung zu montieren. Ein Kabel sollte Strom von der Autobatterie zum Gestänge bringen, das als Träger der Blachen bereits im Boden stak. Aber irgendetwas wollte und wollte nicht klappen. Währenddem Keuli und ich unsere Behausung fixierten und mit Rita zusammen das Abendessen zubereiteten, bastelte Hans an seinen Klemmen, Drähten und Kontakten herum. Auf Ritas Beschwörungen, das Zelt endlich vor dem Eintritt der Dunkelheit aufzustellen, antwortete, er mit einem milden Lächeln oder selbstvergessen überhaupt nicht. Nach anderthalb Stunden wurde zwar Licht, aber Rita war den Tränen nahe.

Am letzten Tag haben wir Hans bei der Besichtigung des Domes zu Speyer aus den Augen verloren. Obwohl wir mit ihm zu Beginn der Reise vereinbart hatten, uns spätestens um 20 Uhr in Aarau bei Freunden, die uns zu einem Essen eingeladen hatten, abzuliefern, blieb Hans unauffindbar. Unsere sich steigernde Nervosität vermochte nicht, den verlorenen Jünger der Musen herbeizuzaubern. Endlich nach einer guten Stunde schlenderte er mit einem verklärten Lächeln auf uns zu. «Ach, so viel Schönheit, so viel Grösse, da kann man nicht lange genug verweilen!» Aufgebracht zeigten wir auf die Uhr. Hans verstand uns kleine Geister nicht. Mit gütiger Stimme beruhigte er die Aufgeregten: «Wir werden zur rechten Zeit in Aarau sein.» Die rechte Zeit für Hans war 21.30 Uhr. Beim Grenzübertritt in Basel hatten wir unseren Gastgebern die Unmöglichkeit, rechtzeitig zum Nachtessen zu erscheinen, telefonisch plausibel zu machen versucht . . .

Keine Aufregung brachten uns die Sommerferien. Im Gegenteil! Wir zogen von Bristen aus mit Sack und Pack in unser Maiensäss im Etlzital. This und Brigitte Amsler hüpfen zuerst wie junge Geisslein uns voraus. Doch als an sengender Sonne der Aufstieg auf nicht endenwollendem Zick-Zackweglein zu bewältigen war,

wurden die Geisslein kleinlaut und zahm. Als aber der Steilhang bezwungen war, wurden die grossen und kleinen Wanderer reichlich belohnt. Durch schattige Waldpartien schlängelte sich der Pfad einem wild schäumenden kristallklaren Bächlein entlang dem «Porthüsli» zu. Vergessen war die Mühsal des Aufstieges im ersten Drittel! Kaum im «Porthüsli» angelangt, entledigte man sich der Strümpfe und Schuhe, labte sich am herrlichen kühlen Quellwasser, das unterhalb der benachbarten Jugendherberge aus dem Boden sprudelte, und dann ging's über die saftige Alpweiese auf Entdeckungsreisen. Für This und Brigitte – das Töchterlein unserer ehemaligen Nachbarn an der Bachstrasse in Aarau – offenbarte sich eine neue, ihnen bisher unbekannte Welt. Sie konnten sich kaum satt essen an den überall wachsenden Heidelbeeren und nicht satt sehen am betagten Ehepaar, das die Jugendherberge betreute. Es waren Gestalten, wie sie in alten Sagenbüchern abgebildet sind; beim Einbringen des «Wildheus» klammerten sich die beiden mit ihren überlangen, kräftigen Zehennägeln am Boden fest. Ihren Kaffee versüssten sie mit Butter, es war eine Brühe, die Erika mit Todesverachtung schluckweise zu sich nahm, wenn wir abends mit den Alten zusammen sassen und ein Jässlein klopfen, wobei Babette über die «besen Bilder» (schlechte Karten) jammerte. Auch einen echten Senn gab es, der dann und wann an unserem Häuschen vorbei die goldgelben Butterballen ins Tal hinuntertrug. Wir erstanden ein Kilo des wunderbaren, unverfälschten Brotaufstriches.

Wir machten Ausflüge aufs Rüteli und die Selenen-Alp und wagten uns einmal bis zur Etzlihütte vor. Es waren geruhsame, erholsame, unvergessliche Ferientage.

Nur eine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Erikas Gesundheitszustand, der ja von jeher labil gewesen war, besserte sich nämlich nur vorübergehend. Wieder zu Hause angelangt, stellten sich Herzstörungen mit daraus folgendem Hustenreiz, Schwindel und Augenschwäche, auch zeitweiliges Zittern der Hände erneut ein. Auch der so schädliche «Rhythmus» von Verstopfung und Durchfall vervollständigte das Krankheitsbild. Sicher mag der Kummer im Blick auf das Schulversagen von This

ein mitbestimmender Faktor gewesen sein. Aber beunruhigend war die Situation doch. So entschlossen wir uns denn, einen Naturheilarzt im Appenzellerland aufzusuchen. Nachdem er seine Diagnose gestellt hatte, fragte er, ob er nicht auch mich näher unter die Lupe nehmen könnte. Wir willigten ein. Ergebnis: «Sie sind noch kränker als Ihre Frau. Ihre Nerven sind verbraucht. Nur tägliche Sitzbäder können helfen.» Ich habe diesen Rat über zwei Jahre lang befolgt. Ich meine, dass die täglichen 20 Minuten sich ausgezahlt haben.

Ab November 1951 wurde ich für vier Monate beurlaubt, um meine Habilitationsschrift über den Kirchenvater Tertullian fertigstellen zu können. Wahrscheinlich ist im Zusammenhang damit meine Absicht, die *venia legendi* an der Universität Zürich zu erlangen, auch Professor Emil Brunner zu Ohren gekommen. Jedenfalls lag eines Tages ein Brief von seiner Hand in meiner Post, in dem er seinem Bedauern Ausdruck gab, dass ich ihn seinerzeit nicht um ein Empfehlungsschreiben für Union Theological Seminary in New York gebeten habe. Er hätte dank seiner guten Beziehungen zu Union mir viele Türen öffnen können. Zudem habe man ihm gesagt, dass ich zu der liberalen Richtung übergeschwenkt sei. Es interessiere ihn, ob dieses Gerücht seine Richtigkeit habe. In meiner Antwort bedauerte ich meinerseits meine Unwissenheit bezüglich Union Theological Seminary. Weiter gab ich offen zu, dass die theologischen Richtungsstreitigkeiten mir zuwider seien. In meinen Augen würde hier auf längst überholten Positionen weitergefochten, wo doch die Aufgabe, verkrustete kirchliche Strukturen aufzubrechen, ein primäres Anliegen aller Gruppen sein müsste. Darum würde ich in meiner theologischen Arbeit versuchen, die berechtigten Anliegen sowohl der liberalen wie auch der positiven Richtung zu berücksichtigen. Auf dieses Schreiben hin bekam ich keine Antwort, dafür etwas später eine Quittung, die mich tief getroffen hat.

Möglicherweise lag mein alter Wunsch, aus den kirchlichen Mauern auszubrechen, die evangelische Botschaft auf neuen Wegen in die Welt hinauszutragen, hinter meiner nun einsetzenden Aktivität im Raume der Massenmedien. Seit meiner Rückkehr aus den USA



hatte ich die journalistische Tätigkeit intensiviert. Ich schrieb über Themen, die mir auf den Nägeln brannten, und hatte die Genugtuung, dass meine Artikel gedruckt und gelesen wurden. So bescherte mir beispielsweise mein Kommentar zum geplanten EFTA-Beitritt der Schweiz im «Aargauer Tagblatt» eine Einladung der englischen Regierung nach Wilton Park. In meinen Ausführungen hatte ich das Vorgehen des eidgenössischen Departementes des Auswärtigen kritisiert. Ich hielt die einseitige Ausrichtung auf die EFTA für unklug und plädierte für eine gleichzeitige Assoziation oder auch nur lose Verbindung mit der EWG. Meine Voraussage, dass die Engländer – das Flaggschiff der EFTA – bei günstiger Gelegenheit früher oder später den Kurs wechseln und den Anschluss an die EWG realisieren würden, muss viel Staub aufgewirbelt haben. Jedenfalls hiess das Thema der Tagung, zu der ich nach Wilton Park eingeladen wurde. «Great Britain and Europe». Wilton Park war während des Zweiten Weltkrieges als Umschulungszentrum für deutsche Kriegsgefangene geschaffen worden. Die englische Regierung wollte – klug vorausschauend – aus geeigneten Deutschen, die sich freiwillig melden konnten, ein Kader bilden, das nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialistischen Regimes in der Lage wäre, aus den Trümmern ein wirklich demokratisches System in Deutschland aufzubauen. Wilton Park bot also den deutschen Kriegsgefangenen eine theoretische und praktische Einübung in die Demokratie. Nach Kriegsende beschlossen die Engländer, Wilton Park in anderer Form weiter zu führen. Es sollten nunmehr Männer und Frauen aus aller Welt, die einflussreiche Positionen bekleideten – also Politiker, Journalisten, Schriftsteller und Wirtschaftsführer – als Gäste der britischen Regierung mit den Institutionen und Intentionen des Landes bekannt gemacht werden. So waren in Wilton Park unsere Gesprächspartner hochgestellte Beamte aus dem Foreign Office, Topjournalisten und Politiker aus den Reihen der Konservativen und der Labourparty. Unvergesslich bleibt mir das brillante Referat des damals raketenhaft aufsteigenden Enoch Powell. Eher enttäuschend verlief der Empfang durch Regierungsvertreter in London. Mit meiner ebenfalls zu «Great Britain and Europe» geladenen Landsmännin, der Inhaberin und

Direktorin der Firma Gfeller in Horgen, ergaben sich Kontakte, die, als ich Pfarrer in Stäfa war, mit Gewinn für beide – die Horgener Villa und das Stäfener Pfarrhaus – reaktiviert wurden. Nach und nach nahm meine journalistische Tätigkeit einen beträchtlichen Umfang an. Scherzhaft sprach ich etwa von meinen drei Berufen: Religionslehrer, Schulinspektor – ich war ab 1953 Mitglied der Bezirksschulpflege Aarau und Schulinspektor an den Primär- und Sekundarschulen geworden – und last, but not least Journalist. Der schweizerische Feuilletondienst zählte mich zu seinen regelmässigen Mitarbeitern; 1958 übernahm ich die Chefredaktion der Monatszeitschrift «Reformierte Schweiz». Ferner war in der protestantischen Zeitschrift «Film und Radio» eine Rubrik «Stimme des Theologen» für mich reserviert. Oft hatte ich den Eindruck vom rollenden Schneeball. Denn auf Grund meiner Kritiken und Betrachtungen in «Film und Radio» ernannte mich der aargauische Regierungsrat zum Mitglied der Zensurkommission, die über die Freigabe von Filmen unter das Schutzalter von 18 Jahren zu entscheiden hatte und auch Anträge auf Verbot oder Kürzung von Filmen stellen konnte. Natürlich besass ich einen Passepartout für sämtliche Kinos auf aargauischem Boden.

Da ich überdies im Vorstand des schweizerischen protestantischen Radioverbandes tätig war, wurde mir eines Tages das Präsidium der deutschschweizerischen kirchlichen Radiokommission angetragen. Diese Kommission war das Organ der deutschsprachigen Kantonalkirchen, das im Namen dieser Kirchen mit den Radioinstanzen, die für die religiösen Sendungen verantwortlich zeichneten, zu verhandeln hatte. Zusammen mit der analogen katholischen Kommission gelang es mir, die Forderung durchzusetzen, es sei über Radio Beromünster an Sonntagen sowohl eine Emission für Protestanten und Katholiken vorzusehen. Die bisherige Ordnung, wonach alternierend an einem Sonntag die Katholiken Sendezeit zugesprochen bekamen, am darauffolgenden Sonntag die Protestanten an der Reihe waren, hatte beide grossen Konfessionen nicht befriedigt. Etwas später vermochte ich die Kantonalkirchen davon zu überzeugen, dass ein halbamtlich ange-

steller und von den Kirchen bezahlter Radiobeauftragter gewählt werden sollte, der für religiöse Sendungen auch während den Wochentagen eingesetzt werden könnte, zum Beispiel für Morgenworte oder Reportagen von kirchlichen Veranstaltungen, die den lokalen Rahmen sprengten, oder für die Schaffung geeigneter Hörspiele. Mir wurde die Aufgabe übertragen, den richtigen Mann für diesen Posten zu suchen. Meine Wahl fiel auf den blinden Theologen Dr. Fritz Tanner, mit dem mich im Laufe der gemeinsamen Arbeit und des nicht einfachen Kampfes um Sendezeit bald eine Freundschaft verband, die bis heute andauert. Denn es muss gesagt sein: die Radioinstanzen standen zunächst der kirchlichen Initiative sehr reserviert gegenüber.

Als in der Schweiz das Fernsehen seine ersten Schritte wagte – schwer angefochten von verschiedenen Seiten, hauptsächlich von Pädagogen, Theologen und dem Kinogewerbe – stellte ich mich für die erste religiöse Sendung am Bildschirm zur Verfügung. So war ein Stein ins Rollen gekommen, der damit endete, dass ich von der «World Association for Christian Broadcasting» als Vertreter der Schweiz aufgenommen und bald darauf von den Vertretern Englands, Deutschlands, Hollands, Frankreichs Und Skandinaviens als «European Representative» in das Exekutivkomitee abgeordnet wurde. So ist meiner Reiselust Tür und Tor geöffnet worden, zumal ich im Zusammenhang mit meiner journalistischen Tätigkeit, von der später noch die Rede sein wird, in den Vorstand des «Arbeitskreises für evangelische Information in Europa» gewählt worden war. Erika musste sich wohl oder übel daran gewöhnen, dass ich in der Zeit von 1952-1962 bald in England, in Wien, in Oslo, in Stockholm, in Strassburg, mehrere Male in Berlin, in Bonn, in Frankfurt, in München, in Amsterdam, in Hilversum an Sitzungen und Konferenzen teilzunehmen hatte. Über die Tagungen in Nairobi, Jerusalem und New Delhi sei zum gegebenen Zeitpunkt berichtet. Da die Kirchen des Auslandes mit Ausnahme Frankreichs in den Radio- und Fernsehanstalten klar integriert waren, hatten solche Konferenzen meist offiziellen oder doch offiziellen Charakter. So wurden wir in Hessen von der Regierung zu einer Weinprobe eingeladen, in Bonn empfing uns Bundeskanz-

ier Adenauer persönlich, in Amsterdam öffneten die Behörden das Reichsmuseum abends für unsere Gruppe allein, damit wir unter kundiger Führung, ungestört von Touristen, die ausgestellten Schätze bewundern konnten; in Berlin hatte ich die Möglichkeit, beim Aufnahmeverfahren der aus der DDR stammenden Flüchtlinge – die berühmte Mauer gab es noch nicht – dabei zu sein. Manchmal gab es während der Konferenzpausen oder am Rande Gelegenheit, auf kurze Entdeckungsfahrten auszugehen. So besuchte ich anlässlich einer Konferenz in Oxford 1952 auf eigene Faust Blenheim-Palace, das Geburtshaus von Winston Churchill, und bewunderte die rötlich-blonde Locke des 5-jährigen Winston nebst der reinsilbernen Badewanne, in welcher der spätere Kriegspremier jeweils als Säugling gesäubert worden war.

Leider erlaubten Mutter- und Hausfrauenpflichten Erika nur sporadisch, mich an solche Tagungen zu begleiten.

Die notwendigerweise geraffte Darstellung meiner verschiedenen Aktivitäten mag den Eindruck erwecken, ich hätte damals eine ausgesprochen extravertierte Phase durchschritten. Dem war tatsächlich nicht so. Ich schicke voraus, dass ich kleine Zufälligkeiten im Leben eines Menschen nicht in Abrede stelle. Aber ich bin davon überzeugt, dass bei entscheidenden Zäsuren nicht von Zufall gesprochen werden kann. Ich sehe eine höhere Macht am Werk, wenn beispielsweise ein Mensch einem Gesprächspartner begegnet, der, ohne es vielleicht zu ahnen, im Leben seines Gegenüber eine Wende stellt oder, wenn ein Suchender unvermittelt auf ein Buch stösst, das ihm ein Stück weiterhilft. So meine ich, es sei nicht Zufall gewesen, dass ich, der ich so selten Gelegenheit fand, Radio zu hören, mitten in eine Sendung über Talze stiess. Ein Mitarbeiter von Radio Bern berichtete über dieses reformierte Kloster im Burgund, wo unter der Leitung des Genfer Theologen Roger Schütz ein Zentrum der Stille und der Meditation entstanden war. «Eine protestantische Mönchsgemeinschaft»? Meine erste Reaktion war «NEIN». Aber ich kam vom Gehörten nicht los. Eines Tages erklärte ich Keuli; «Ich brauche ein paar Tage Stille. Ich suche Taizé».

Die Mönchsgemeinschaft setzte sich damals aus ungefähr 12 Brü-

dern zusammen. Es waren junge aufgeschlossene Menschen, die meine «Wenn» und «Aber» geduldig beantworteten. Ihr entscheidendes Argument zugunsten des Zölibates beeindruckte mich: «Sie, lieber Gast, haben sich doch verpflichtet, für die Dauer des ganzen Lebens mit ihrem Ehepartner zusammen zu bleiben? So versprechen wir, für ein ganzes Leben ehelos zu sein, um es in den Dienst des Mitmenschen zu stellen».

Die drei Gottesdienste im kleinen Kirchlein, das der katholische Bischof, der für die Diözese verantwortlich war, den Brüdern zur Benützung frei gegeben hatte, bedeuteten mir viel, weil wenig gesprochen, viel gesungen und für bestimmte Menschen oder Anliegen gebetet wurde. Die Stille tat mir wohl. Mit dem Bruder Töpfer war ich oft zusammen. Dieser Besuch stellte nur einen Anfang dar. Bald kehrte ich zwei, drei Mal pro Jahr in Taizé ein, meist allein, manchmal mit Schülergruppen, später mit Gemeindegliedern aus Stäfa, dann und wann mit meiner ganzen Familie. Taizé wurde so für viele Jahre meine geistige Heimat, der Ort der Einkehr, wo das nötige Gegengewicht zu all dem, was mich nach Aussen zerrren wollte, sich finden liess.

Ich bedauerte deshalb die spätere Entwicklung, die dazu führte, dass Taizé in kirchlichen Gremien «in» wurde. Ich begriff zwar, dass die Bruderschaft die in Massen herströmenden Menschen nicht abweisen konnte und durfte. Aber ich brachte es nicht über mich, Ostern zusammen mit 12'000 «Pilgern» zu feiern. Auch eine fromme Masse ist und bleibt gegen das Phänomen «Massenpsychose» nicht unbedingt gefeit.

Ich blieb künftig dem Orte fern.

Dankbar denke ich jedoch an alles zurück, was mir Taizé gegeben hat. Vor allem sei jene Tagung erwähnt, wo sich die Brüder mit den katholischen Bischöfen der Umgebung zusammensetzten zu einem offenen, unverkrampften Gedankenaustausch, zu dem auch ich beigezogen wurde.

Unvergesslich bleiben die Ferien mit meiner Familie in einem Haus, das den Brüdern in Cormatin gehörte, wo wir unbeschwerte Tage geniessen durften und unsere sonst so wilden Buben uns

drängten, sie ja zu jedem Gottesdienst mitzunehmen. Auch sie konnten sich dem Geist von Taizé nicht entziehen.

Doch drehen wir zurück ins Jahr 1952. Für den Monat Mai stand für unsere Familie ein freudiges Ereignis bevor, auf das wir so lange und vergeblich gewartet hatten. This wünschte sich eine Handorgel, um dem kommenden Brüderlein oder Schwesterlein lustige Weisen vorspielen zu können. Am Anfang übte er mit Feuereifer, erlahmte aber in seinen Bemühungen bald, als sich keine raschen Erfolge einstellten. Um ihn sinnvoll zu beschäftigen, entschloss sich seine Mutter, in den Februarferien mit ihm in die Berge zu reisen in der Hoffnung, er würde seine überschüssigen Kräfte im Schnee auf den Brettern loswerden. Mein Freund aus der New-Yorker Zeit, Traugott Ammann, war damals Pfarrer in Kandersteg. Er besorgte in der Käserei, wo man den geistlichen Junggesellen bemutterte, für Keuli und This ein Zimmer mit Pension. –This ging zu Mister Hans in die Skischule, während seine Mama geduldig am Fusse des Hügelchens den ersten Gleitversuchen des Söhnleins zuschaute, nicht ohne es immer wieder mahnen zu müssen, den Anweisungen des Lehrers zu folgen und nicht auf eigene Faust Schussfahrten zu wagen, mit denen er den Mädchen imponieren wollte. Trotz allem waren an der Mittagstafel und beim Nachtessen, das die Käserfamilie samt Lehrer und Pfarrer mit Keuli und This gemeinsam einnahm, die überschüssigen Kräfte wenigstens im Mundwerk von This weiterhin aktiv. Mit seinen Sprüchen und Bemerkungen brachte er die Runde zum Lachen und dann und wann die Mutter zum Erröten. Nach Verlauf einer Woche, die ich dazu benützt hatte, im Unterland die Habilitationsschrift abzuschliessen, erschien auch ich in Kandersteg, um der geplagten werdenden Mutter etwas beizustehen. Beim Wiedersehen mit Freund Traugott Ammann wollte dieser unbedingt meine Geburtsminute und den Geburtsort wissen. Des Rätsels Lösung: er betätigte sich nebenbei als Hobby-Astrologe und suchte «Opfer». Das Ergebnis seiner Untersuchungen jedoch gab er nicht preis. Er meinte bloss wortkarg: «In Deinen Häusern fehlen die schöpferischen Kräfte».

Keuli und ich waren übereingekommen, dass unser zweites Kind im

häuslichen Kreis geboren werden sollte. Am 27. Mai alarmierte ich die Hebamme. Sie erschien um 10 Uhr. Der väterliche Arzt, Dr. Oehler, traf um 15 Uhr 30 ein; um 15 Uhr 50 war Christian unter uns. Er schrie kräftig, trank kräftig, war äusserst lebhaft und wog  $7\frac{1}{2}$  Pfund, all dies vermutlich die Folge von Keulis musikalischer Stimmbildung. Der Embryo im Mutterleib war offensichtlich davon nicht unberührt geblieben. Christian weinte in Tonleitern auf und ab. Hans Graf war davon derart entzückt, dass er die hohe Kunst des musikalischen Säuglings flugs auf seinen Wire-Recorder bannte.

Mein Urlaub war mittlerweile zu Ende gegangen. Ich hatte meine Arbeit an der Schule und im Predigtamt wieder aufzunehmen. Anfangs Mai hatten wir eine Haushalthilfe, eine Finnin, Ritta Kansaanen, eingestellt. Sie war eine strenge Lutheranerin, arbeitete am Sonntag prinzipiell nicht und nahm es selbst an turbulenten Tagen mit den Ruhezeiten sehr genau. Glücklicherweise umsorgte Hebamme Hug Keuli mit Umsicht und Hingabe. Uns blieb nichts anderes übrig, als anfangs Juni Ritta wieder zu entlassen. Ein junges Mädchen aus Erlinsbach, Lina von Arx, trat an ihre Stelle. Eine gelernte Kinderpflegerin hätte mit unserem Christian nicht sorglicher und liebevoller umgehen können. Lina, die später einen Schweizer, der auf den Philippinen tätig ist, heiratete, schreibt uns noch immer von Manila aus auf Neujahr.

In das Jahr 1952 fielen auch etliche Funktionen als Hauskaplan bei ehemaligen Schulkameraden und Offizieren des Schweren Kanonenregimentes 14 (Trauungen und Taufen). Eine dieser Amtshandlungen sei besonders erwähnt. Im Mai taufte ich in Riehen das Büblein meines Dienstkameraden und Freundes Carlo Bosshart. Hans Rudolf Bosshart wurde später Grafiker und Kunstmaler und übersiedelte nach Lurs in Frankreich. Dort starb er 1982 im Alter von 30 Jahren, als er einen Freund aus einem Schacht zu retten versuchte.

1953 hatte der treue Opel Kadett ausgedient. Er wurde durch einen schwarzen Ford Taunus ersetzt. Die damals neu aufkommende Pontonform gefiel uns sehr. Die Schwachstelle des Wagens – das

Getriebe – entdeckten wir später. Klar, dass er auf einer grossen Reise getestet werden sollte! Wir hatten das Glück, für 14 Tage eine Hauspflegerin anstellen zu können, die sich bereit erklärte, unsere beiden Buben zu gaumen. Am 8. April verliessen wir in stockdunkler Nacht unser Heim. Um 06.00 verluden wir das Auto in Göschenen. Bei regnerischem Wetter stiessen wir über Chiasso nach Mailand vor, wo wir uns durch ein unbeschreibliches Verkehrsgewühl durch die Stadt winden mussten, wobei sich die Wegweiser lesende Keuli über die vielen Tafeln, die alle nach «Velcoli» zeigten, wunderte. Bologna, das von Kommunistenplakaten strotzte, haben wir gründlich besichtigt. In Imola fanden wir im Hotel «Italia» eine fast fürstliche Unterkunft. In Ravenna haben wir nicht nur die berühmten Kirchen aufgesucht; wir summten das Gedicht von Hermann Hesse, das von Othmar Schoeck so wunderbar vertont worden ist: «Ich bin auch in Ravenna gewesen. Ist eine kleine, tote Stadt, die Kirchen und viel Ruinen hat, man kann davon in den Büchern lesen...» Über Rimini-Fanò erreichten wir die Vaterstadt Raffaels, Urbino. Eine einzigartige Abendstimmung machte den Kleinkram des Lebens vergessen. Die Passfahrt über San Sepolcro-Arezzo nach Siena brachten wir bei strahlendem Wetter wohlbehalten hinter uns. Lediglich in Sienas engen Gassen, wo der breite Taunus beinahe links und rechts die Mauern kratzte, wurde die Chauffeuse Keuli von Panik befallen. Der herrliche Dom entschädigte uns aber für die ausgestandenen Schreckensminuten. Trotz einfallender Dunkelheit und grosser Müdigkeit kämpften wir uns bis Orvieto durch. Im Dom, der demjenigen von Siena ähnlich sieht, bewunderten wir am folgenden Morgen die Fresken von Fra Angelico und Signorelli. Von dessen «Resurrezione» vermochte ich mich kaum zu lösen. Am drolligen Viehmarkt ergötzten wir uns. Keuli hätte am liebsten ein süsses Eselchen mitgenommen. In Assisi fanden wir leider kein Quentchen des Geistes des «Poverello». Das abstossende Geschäft mit der Religion beschleunigte unsere Weiterfahrt Richtung Perugia-Terni-Rom. In der heiligen Stadt fanden wir keine Herberge. Todmüde übernachteten wir in Frascati bei den barmherzigen Schwestern. Über Frosinone-Capua steuerten wir anderntags dem eigentlichen Reiseziel



Neapel zu. In der «Pensione Danimarca» richteten wir uns für fünf Tage ein. Abstecher führten uns nach Pompei, Sorrent-Amalfi-Paestum und nach der Insel Capri. Keuli wollte nicht nur die blaue Grotte sehen, sondern auch die Villa des von ihr verehrten Axel Munthe («Das Buch von San Michele») besuchen. Ein Autobus brachte uns in halbrecherischer Fahrt auf schmalem Strässchen mit nicht enden wollenden Kurven zur Villa. Keuli war zu Tode geängstigt, dass keine Macht der Welt sie hätte dazu bewegen können, den Weg zurück mit demselben Verkehrsmittel anzutreten. Was blieb dem Gatten anderes übrig, als mit seiner Angetrauten den strapaziösen Abstieg auf einem Zick-Zackweglein in die Tiefe unter die Füsse zu nehmen?

Am 20. April verliessen wir Neapel und gelangten in zwei Etappen via Forte del Marmi und Sirmione am Gardasee nach Hause zurück. In Rombach schlossen wir unsere Buben dankbar in die Arme. Sie waren gesund und guter Dinge. Nachträglich stellten wir jedoch fest, dass This uns sehr vermisst hatte. Sein Oberleintuch war über und über von den feinen Zähnchen zerbissen!

Rückblickend muss ich gestehen, dass weder Neapel, noch Pompei, noch Capri mich nachhaltig beeindruckt haben. Fest im Gedächtnis jedoch ist der Ausflug nach Sorrent-Amalfi-Salerno-Paestum haften geblieben. Am Fusse des Poseidon-Tempels im Grase liegend, den jagenden Wolken nachschauend, verspürte ich den Hauch der Jahrtausende und erlebte zugleich das wohlige Geborgensein im Schosse des unerforschlichen Kosmos. «Genius loci»!

Auch Christian wurde wie sein Bruder vom eigenen Vater getauft. Am 14. September fand die feierliche Handlung in der Kirche Kirchberg-Küttigen statt. Anwesend waren die beiden Grosselternpaare, Schlottergotte Wisle Müller-Höhner mit Gatte Karl in Vertretung der Patin Irma Ruth Weiss-Linder, Götti Zbinden aus Wintersingen und die glücklichen Eltern mit This. Die abwesende Patin lernte ein paar Monate später ihren Göttibuben kennen. Zum zweiten Mal seit ihrer Verheiratung hatte sie 1953 mit ihrem Sohn Ray den weiten Weg von Californien nach der Schweiz zurückgelegt.

Auch das gesellige Leben würde von uns weiterhin intensiv gepflegt. Spontan hatte um 1950 herum ein «Kränzli» das Licht der Welt erblickt. In regelmässigen Abständen trafen sich die Pfarrersleute von Kirchberg-Küttigen, von Densbüren, von Erlinsbach und das Religionslehrerpaar in Rombach reihum. Man musizierte, spielte, ass und trank und war guter Dinge. Die Theologie wurde an solchen Montagen ad acta gelegt. Mit dem Wegzug des Densbüerer-Pfarrers nach Oberwil ist 1953 der schöne Brauch eingeschlafen. Doch verdanke ich es meinem Kollegen von Densbüren, dass mein geheimer Wunsch, einmal in meiner Heimatgemeinde, mit der mich so manche gefühlsstarken Jugenderinnerungen verbanden, predigen zu können, in Erfüllung ging. Am 27. September habe ich Pfarrer Fischer in Oberwil vertreten.

Eine schwere Enttäuschung blieb mir freilich in diesem Jahr nicht erspart. Das Dekanat der theologischen Fakultät Zürich teilte mir schriftlich mit, dass meine Habilitationsschrift «Die Orthodoxie Tertullians als psychologisch-theologisches Problem» abgelehnt worden sei. Gemäss Reglement könne mir über die Gründe der Ablehnung keine Mitteilung gemacht werden. Etwas später hat mir Professor Gut gestanden, dass die Ablehnung auf Antrag des Gutachters Professor Emil Brunner erfolgt sei.

Ich habe viele Jahre gebraucht» um diesen Schlag zu verwinden. Denn meines Erachtens stellte die Arbeit eine bahnbrechende Leistung dar. Aber sie war wohl der Zeit voraus, denn ich hatte genau Jenes Postulat vorausgenommen, das Jahre später im Zusammenhang mit dem Ruf nach Universitätsreform erhoben wurde die Interdisziplinarität. Beim Quellenstudium war mir klar geworden, dass eine rein theologische Betrachtungsweise Tertullians bruchstückhaft bleiben würde. Eine psychologische Interpretation der Person des Kirchenvaters müsste unbedingt das Bild abrunden. Darum wollte ich die Orthodoxie Tertullians als psychologisch-theologisches Problem darstellen, denn Jede Theologie hat nicht nur ihren «Sitz im Leben», sondern auch im theologisierenden Menschen. Abgesehen von der wahrscheinlichen Befangenheit des Gutachters hat das damals in theologischen Kreisen noch hartnäckig kursierende Schreckgespenst von einer «Psycho-

logisierung der Religion» mitgeholfen, das negative Urteil herbeizuführen. Nach wie vor bin ich überzeugt, dass diese Arbeit in ihrer Art ein Wurf gewesen ist.

Hätte ich mich infolgedessen auf ein ganz anderes Geleise begeben sollen? War die Berufung nach Zürich-St. Peter, die mir bald darauf angetragen wurde, die Lösung? Keuli und ich wogen in langen Gesprächen das Pro und das Contra gegeneinander ab. Wir kamen dabei immer wieder zum gleichen – für uns selber nicht erklärbaren – Schluss. Denn die Gründe für Annahme hatten eindeutig das Übergewicht: St. Peter gehörte zu den drei grossen Kanzeln Zürichs (Grossmünster, Fraumünster, St. Peter). Abgesehen von der finanziellen Besserstellung lockte die spontane Versicherung des Kirchenpflegepräsidenten: «Wir sehen es im St. Peter gern, wenn unser Pfarrer ein Hobby hat». Dem standen zwei Negativpunkte gegenüber. Wir hätten die Pfarrwohnung an der lärmigen Talstrasse beziehen müssen. Zudem war ich erst vor Kurzem von der aargauischen Regierung zum Hilfslehrer für Hebräisch an der Kantonsschule Aarau gewählt worden und hatte somit meinen Status an der Schule und mein Salär weiter konsolidiert. Dennoch: alle Überlegungen sprachen klar zu Gunsten von St. Peter. Aber unabhängig voneinander hatten Keuli und ich die Gewissheit: Nein, wir sollten nicht zusagen. Als ich dem Kirchenpflegepräsidenten den negativen Bescheid gab, verschlug es ihm beinahe die Sprache. Er konnte nicht begreifen, dass man St. Peter ausschlug, und mir fehlten die Argumente, ihm unseren Entschluss begrifflich zu machen, denn es gab keine vernünftige Erklärung dafür.

Der Verzicht, nach Zürich zu übersiedeln, ersparte uns dennoch den Wohnungswechsel nicht; das Schulproblem unseres Matthias war immer noch pendent. Es musste einer Lösung zugeführt werden. Eines war klar: unser sensibler Knabe würde sich nur in einer kleinen Klasse wohlfühlen, wo die Lehrkraft auch Zeit hatte, auf ihn einzugehen. Es gab somit keine andere Wahl: wir kündigten unsere geräumige Wohnung in Rombach und übersiedelten erneut nach Aarau, diesmal an die Konradstrasse. Das einem Arzt gehörende Zweifamilienhaus, dessen 1. Stock wir mieten konnten,

war nicht sehr gross und bot ein Minimum an Komfort, lag aber in einem prächtigen Park. This würde der Übungsschulklasse des Seminars Aarau zugeteilt. Unter der souveränen und väterlichen Szepterführung von Lehrer Schibli fühlte er sich glücklich und gab zu keinen Klagen mehr Anlass. Auch die Windpocken, die ihn und sein Brüderchen befielen, wurden heil überstanden.

Grössere Sorge bereitete uns der Gesundheitszustand Keulis. Im Januar 1955 suchte sie schliesslich einen Frauenarzt in Basel auf. Seine Diagnose lautete: Zwei Myome am Uterus, die bis März zu beobachten seien. Anlässlich der Märzkonsultation empfahl er die operative Entfernung der Geschwüre. Keuli war von dieser Perspektive nicht sehr eingenommen. Sie begab sich nach Arlesheim zu einer anthroposophisch orientierten Medizinerin. Diese verordnete viel Ruhe, verschrieb Injektionen und gab der Patientin die Hoffnung mit auf den Weg, es könnten wahrscheinlich auf diese Weise die Myome in Schach gehalten werden.

Ein erstes Experiment – eine Erholungswoche vom Palmsonntag bis Ostersonntag in Lugano – schlug fehl. Keuli nahm ihre Sorgen mit. Trotz beruhigenden Telefongesprächen seitens des Gatten, der Keuli versicherte, dass in Aarau alles rund laufe, konnte sich die Ruhe suchende Mutter nicht entspannen. Überdies hatte sie in Lugano Fräulein Zürcher getroffen, die in einer seelischen Krise steckte. Unter diesen Umständen konnte man sich wirklich fragen, wer wen eher aufzurichten vermochte.

Erfolgreicher verlief eine dreiwöchige Kur in Wald im Monat Juli. Eine sehr gütige und feinsinnige anthroposophisch orientierte Fräulein Vetsch, umsorgte die Patientin mit viel Takt, indem sie durch interessante Gespräche vom häuslichen Herd ab und verschaffte ihr anregenden Lesestoff. Vielleicht half Keuli auch die Gewissheit, dass der Haushalt in Aarau nicht ausser Rand und Band geraten würde, hatten wir doch für die Monate Juli/August eine Holländerin als Haushaltshilfe angeheuert. Ich verschwieg natürlich Keuli den Inhalt meines ersten Gespräches, das ich mit der Praktikantin führte, als ich sie am Bahnhof abholte. Hier die zwei markanten Sätze. Ich: «Sie können doch kochen?» Haushaltshilfe: «Ja, ein Ei».

Erfreulicherweise lautete der Befund nach der Kur positiv. Die Myome waren nicht mehr gewachsen! Ja, die Zukunft brachte noch mehr des Positiven: sie schrumpften ein zu harmlosen kleinen Kügelchen.

Immerhin verursachte am 9. September eine Frühgeburt nochmals eine grosse Aufregung. Nach 7 Uhr morgens setzten Blutungen ein. Dank entschlossenem Eingreifen der Mieterin im Parterre, Frau Käser, – sie telephonierte Dr. Oehler» da ich bereits in der Schule abwesend war – konnte der Arzt noch rechtzeitig eingreifen. 5 Minuten später – so sagte er mir – wäre es zu spät gewesen. Keuli hatte fast einen Liter Blut verloren. Glücklicherweise konnte Mutter Linder im Haushalt helfend einspringen. Keuli erholte sich rasch. Vielleicht half das grosse Geburtstagsgeschenk nicht wenig mit: wir hatten im Oktober ein Einfamilienhaus in Unterentfelden am Südhang des Distelberges käuflich erworben. Es stand im Rohbau fertig da, inmitten eines Grundstückes von 10 Aren Wiesland, so dass wir uns bereits in Gedanken mit der Möbelplatzierung und der Gartengestaltung befassen konnten: Herrliche Sandkastenspiele!

Es bleibt noch die Erklärung nachzutragen, warum ich im November zum nicht geringen Erstaunen der ganzen Familie auf dem Titelblatt in Grossformat auf einem sich kühn bäumenden weissen Pferd in «Pour Tous» (Hebdomadaire Illustré Suisse No. 84) erschienen bin.

Da vorgesehen war, dass die Holländerin nach der Rückkehr Keulis aus Wald noch für weitere vier Wochen der Hausfrau an die Hand gehen sollte, wurde dem Vater Ferienurlaub gewährt. Wie so oft kehrte er in Taizé ein. Dann packte ihn das Fernweh nach der Provence. Er rollte in einem Zug zu den drei Marien am Meer. Dort waren alle Hotels besetzt. Es dunkelte bereits. Ein Passant wies mich nach dem Mas Cacharel. Dort könne man in der Cabane von Denys Collomb bei Madame Coste eine bescheidene Unterkunft finden. In der Tat, in einer Minikammer war eine Pritsche frei, der Preis dementsprechend klein. Weisse Camargue-Pferde konnten pauschal gemietet werden, so dass nach Lust und

Laune jederzeit fein Ausritt möglich war. Reitstiefel hatte ich keine mitgenommen, doch erfüllten auch solche aus Gummi ihren Zweck. Stundenlang sass ich Tag für Tag im Sattel. Doch der absolute Höhepunkt dieser einmalig schönen Ferien stellte die Einladung der Gardiens dar, mit ihnen zusammen um 4 Uhr morgens auszurücken, um die frei weidenden Büffel in die Gehege einzutreiben. Welch ein Erlebnis: die unberührte Natur, der Sonnenaufgang und die rosigen Wolken der bei unserem Herannahen gen Himmel sich schwingenden Flamingos!

Und nun zum Titelblatt in «Pour Tous». In der Cabane von Denys Collomb erschien eines Tages eine Photographin mit ihrem Freund. Es waren Bekannte von Madame Coste. Die Dame bat um Erlaubnis, mich auf dem weissen Pferd knipsen zu dürfen. Die Erlaubnis, diese Bilder nachher Zeitschriften anzubieten – «Pour Tous» hatte ein solches gekauft – holte sie freilich nicht ein. So wurde ich in meiner Ahnungslosigkeit ein Opfer einer geschäftstüchtigen Frau, die uns sogar im Januar 1956 in Aarau aufsuchte, um die Bilder, die sie geschossen hatte, uns anzutragen. Bei dieser Gelegenheit fotografierte sie This und den mit einem gebrochenen Arm im Bett liegenden Christian.

Noch eine historisch bedeutsame Reminiszenz: Als Mitglied des «Arbeitskreises für evangelische Information in Europa» war mir eine Einladung nach Saarbrücken zugekommen, der ich gerne Folge leistete. Im Saarland sollte im Oktober die denkwürdige Abstimmung stattfinden, ob das wichtige Industriegebiet wirtschaftlich und politisch – unter Garantierung einer gewissen Autonomie – Frankreich anzuschliessen sei. Die erste saarländische Regierung, die 1947 unter dem Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann gebildet worden war, begünstigte diesen Anschluss. Plakate in der ganzen Stadt jedoch riefen den Wählern zu: «Der Dicke («Hoffmann) muss weg!» In der Tat, er musste weg, denn in der Abstimmung, die in völliger Ruhe über die Bühne ging, lehnten rund 68% der Wähler das Saarstatut, das den Anschluss sanktioniert hätte, ab. Damit war der Weg frei für neue Verhandlungen, die dazu führten, dass am 1. Januar 1957 das Saarland als 11. Bundesland in die Bundesrepublik Deutschland eingegliedert werden konnte.

## Im eigenen Haus in Unterentfelden 1956 – 1961

In mancher Hinsicht war 1956 ein markantes Jahr für unsere kleine Familie. This sollte den Sprung in die Bezirksschule erfolgreich hinter sich bringen, und wir alle fieberten unserer Übersiedlung ins eigene Heim entgegen.

Schon in Aarau hatten wir eine tägliche «Kinderstunde» eingeführt. Eisern widmete ich mich 60 Minuten ausschliesslich This und Christian. Sie sollten unter der vielfältigen Beanspruchung ihrer Eltern nicht zu leiden haben. Die Institutionalisierung der «Kinderstunde» war ein Segen. Denn die Buben liessen keine Ausflüchte oder billige Entschuldigungen gelten. Ich war ihnen im Grunde genommen dafür dankbar, dass sie mich beim Wort genommen haben, auch wenn mir diese Elternpflicht im Tagesablauf nicht immer gelegen kam.

Ebenso waren gemeinsame Skiferien von Vater und This während der Februar-Sportstage zur stehenden Einrichtung geworden. This entwickelte von Mal zu Mal sein Können und seinen Wagemut zur Freude seines Vaters, der gern die rassigen Abfahrten wählte. So war denn für die ersten acht Februartage 1956 lange im voraus ein Zimmer mit Pension auf Melchsee-Frutt bestellt worden, nicht zuletzt im Gedanken daran, dass diese Ferien einen Ansporn für This Verstellen sollten, musste er doch auf Ende des Monats zur Prüfung antreten» Niemand konnte jedoch voraussehen, dass im Februar des Jahres 1956 eine ganz ungewöhnliche Kälte-welle unser Land Überrollen würde. Keuli telephonierte aus Aarau, dass die Morgentemperatur minus 21 Grad betragen habe. Auf der Frutt registrierten wir 30 Grad minus. Doch tagsüber schien unentwegt die Sonne, so dass Vater und Sohn voll und ganz auf ihre Rechnung kamen. Nur ein Gedanke trübte dann und wann unser Glück. Wie würden wir am letzten Ferientag unseren Taunus, der unten an der Talstation wartete, vorfinden? Berichte von Gästen, die im Laufe der Woche aus dem Unterland zu uns gestossen waren, sprachen von «Autoleichen», die herumstünden, weil deren Kühlsystem oder gar deren Motorblock durch das gefrorene Wasser zersprengt worden waren.

An der Talstation angelangt, mussten wir unser Auto unter Zuhilfenahme unseres Gedächtnisses orten, denn es lag unter einer Schneedecke begraben. Wir borgten in der Wirtschaft eine Schaufel und machten uns an die Arbeit. Unnützlich, den Starter betätigen zu wollen. Es gab nur eine Lösung: den Wagen das erste steile Strassenstück hinunterrollen lassen und mit Feingefühl den zweiten Gang einschalten. Drei in der Wirtschaft pokulierende Männer liessen sich gegen Bezahlung einer Runde herbei, uns anzustossen. Das Experiment gelang! Der brave Taunus begann zu summen, der Motor drehte und stand nicht mehr ab! Ohne Zwischenfall fuhren wir mit Siegermiene in Aarau ein.

Auch für die Mutter stand eine Abwechslung im Programm. Als Vorstandsmitglied des «Arbeitskreises für evangelische Information in Europa» hatte ich eine Einladung an eine Tagung in das geteilte Berlin erhalten. Gastgeber war die evangelische Akademie Berlin-Wannsee. Da Keuli vor einem Flug zurückschreckte, wählten wir die Fahrt mit dem Interzonenzug durch die DDR. Weil sich auch eine gründliche Revision des Taunus aufdrängte, erreichten wir im eigenen Wagen Stuttgart, wo wir der Fordgarage den Auftrag erteilten, bis zu unserer Rückkehr das Nötige zu tun. An der Zonengrenze fuhr der Interzonenzug im Schnecken-tempo durch ein Stück Niemandsland. Dann stoppte er. Zackige Militärmusik schmetterte. Militärisch war auch der Empfang: Volkspolizisten bestiegen mit ihren Schäferhunden an der Leine und in der Hand die geladene Waffe den Zug und verlangten, dass auch wir Schlafwagengäste per pedes die Zollformalitäten hinter uns zu bringen hätten. Die Uhrzeiger standen immerhin kurz vor Mitternacht. Man wurde auf Herz und Nieren geprüft und hatte nach einem Zwangsumrechnungskurs (1 Franken = 1 Ostmark) einen exorbitanten Preis für das Transitvisum zu entrichten. Der Pass, der vorsorglich zu Beginn der ganzen Prozedur eingezogen worden war, wurde mit dem Stempel des Arbeiter- und Bauernstaates versehen, und unter einem über die Geleise gespannten Transparent mit der Inschrift «Willkommen in der DDR» hindurch durften wir die Wagen wieder besteigen. Ich schwor Rache.

In Berlin-Zoo wartete die Familie Arlt auf uns. Dr. Arlt war



inzwischen aus der holländischen Kriegsgefangenschaft vollständig rehabilitiert entlassen worden und hatte als Jurist eine Anstellung im städtischen Sozialamt antreten können. Der Verkehr am Kurfürstendamm war recht lebhaft. Die abendliche Stadtrundfahrt bestätigte den Slogan: Westberlin, das Schaufenster der freien Welt.

Die Tagung in Wannsee war darum sehr interessant, weil zum ersten Mal seit der Errichtung des Eisernen Vorhanges auch zwei Pfarrer aus Polen, die journalistisch tätig waren, sich unserem Kreis anschlossen» Sie sprachen recht gut Deutsch, hielten sich aber sehr zurück. Man hatte den Eindruck, einer würde den andern bespitzeln. Am letzten Tag fuhren Keuli und ich zusammen mit Winfried Arlt auf eigene Faust mit der Untergrundbahn in den russischen Sektor der Stadt. Die Stalinallee mit ihrem klotzigen Neoklassizismus rief in uns einen Brechreiz hervor. Umso schöner war die Ausstellung der Gemälde aus Dresden. Das Mittagessen in einem HO-Restaurant war einfach, aber gut. Uns Westlern fiel auf, dass keiner mit dem Nachbarn am Tische sprach. Jeder rauchte, blickte in die Zeitung oder starrte ins Leere. Um meinen Schwur nicht zu brechen, betraten wir einen Laden, wo sehr schöne Kristallwaren im Schaufenster zu sehen waren. Wir wählten ein paar Stücke aus, denn ich hatte in Westberlin Ostmark gekauft zu einem günstigen Wechselkurs (1 Westmark – vier Ostmark), was zwar verboten war, aber allgemein praktiziert wurde. Das Bedienungspersonal wollte einen Ausweis von uns sehen, da nur an Bewohner von Ostberlin Waren verkauft werden dürften. Da legte ich los. Ich zeigte den Stempel der Arbeiter- und Bauernrepublik in meinem Pass und erklärte mit lauter Stimme, dieses Hoheitszeichen berechtige auch mich zum Kauf der Waren. Man solle bitte den Chef holen. Dieser zeigte sich zwar nicht, aber die Kristallvasen wurden uns eingehändigt. Somit hatte ich den räuberischen Preis für das Transitvisum auf ein vernünftiges Mass zurückgeschraubt.

In Stuttgart angekommen, fanden wir unseren Taunus ausgewaidet vor. Säuberlich – wie bei uns an militärischen Inspektionen – lagen die Einzelteile auf einem Tuch ausgebreitet. Man hatte

auf einen Telefonanruf von uns gewartet, weil man mein Plazet zum Einbau verschiedener Ersatzteile einholen wollte. Das sei in Deutschland so üblich, hiess es. Wir beschworen Werkstattchef und Arbeiter, den Wagen im Eiltempo zusammenzusetzen. Das Wunder geschah. Um 17 Uhr konnten wir die Garage Richtung Schweiz verlassen. Trotz zweimaliger Polizeikontrolle auf heimatlichem Boden gelangten wir noch vor Mitternacht nach Aarau, wo meine Eltern, die die Buben gehütet hatten, etwas ungnädig auf uns warteten.

Acht Tage später – am 29. März – gab es Ferien für alle. Gemeinsam verlebten wir die Ostertage in Taizé. Dies war gewissermassen das Atemholen vor der nun einsetzenden strengen Arbeit, galt es doch, unsere |o Aren Land nach unseren Ideen zu gestalten.

Keuli war verantwortlich für die Blumen, ich für Sträucher und Bäume. Glücklicherweise standen uns beiden tüchtige freiwillige Helfer zur Verfügung. Frau Aegerter, die ehemalige Hausmeisterin von Rombach, bearbeitete die jungfräuliche Erde fachgerecht und pflanzte aus ihren Vorräten unermüdlich Blumen. Seminarverwalter Basler aus Wettingen beschaffte Birken, Föhren, Akazien, Erlen, die ich mit einer Silberpappel und einem Haselstrauch ergänzte. Fünf Apfelbäume mittlerer Grösse und unbekannter Sorte standen bereits auf unserem Land. An Phantasie gebracht es uns nicht. Wir konnten uns die zukünftige Pracht lebhaft ausmalen.

Nebenher gingen die Umzugsvorbereitungen. Es waren nahezu Akrobatikstücke in der kleinräumigen Aarauer Wohnung zu vollbringen, um über Kisten, Schachteln und Koffern zu steigen. Am 16. Mai zogen wir bei strahlendem Wetter in Unterentfelden ein.

Bald setzte der Strom der Besucher ein. Mein Vater kam sechs Tage zu uns, da er bei seinem angestammten Aarauer Zahnarzt seine Zähne in Ordnung bringen lassen wollte. Dann erschienen die neugierigen Verwandten von Keulis Seite, vorab Onkel Peter Linder mit Gattin Lore und Tante Emmi mit ihrem Gatten, Lehrer Hans Schalch. Von meiner Seite besuchte uns Onkel Al-

bert, der in Zürich sesshaft war und dort auch Arbeit gefunden hatte. Eines Tages stellte er uns Milly Ziegler vor. Es war die Frau, die er heiraten wollte. Dann schauten Onkel Hugo mit Gattin Leni aus Basel, begleitet von Tochter Gerda, zu uns herein. Mit Hannelore, der jüngeren Tochter, bestanden ohnehin engere Kontakte, seitdem ich sie mit Hans Fricker getraut hatte und Keuli später Patin des Erstgeborenen Urs wurde. Ein zweiter Göttibub Keulis, der älteste Sohn ihrer Schwester Meta Engel-Linder aus Biel, Robert, verbrachte ein paar Ferientage bei uns. Und um die Liste auch halbwegs zu vervollständigen: Winfried Arlt war von seinen Eltern in Hamburg in den Zug gesetzt worden. Wir holten ihn in Basel ab, und Wini blieb den ganzen Juli über in Unterentfelden. Ein gerngesehener Gast war Jakob Bosshart mit Gattin Martha, seines Zeichens pensionierter CIBA-GEIGY-Direktor und Vater meines Dienstkameraden Carlo Bosshart, den ich getraut und dessen Kinder ich getauft hatte. Jakob Bosshart, ein Neffe des Dichters gleichen Namens, war als Bauernsohn in Stützikon aufgewachsen. Seine Liebe zum Boden konnte und wollte er nicht verleugnen. So hatte er im Raume des Scheltenpasses grossen Waldbesitz erworben, zu dem ein nicht mehr benütztes Schulhaus, eine Wirtschaft und ein Bauernhof gehörten. Diesen Wald pflegte er zusammen mit Carlo und dem Pächter höchst persönlich. Darum verwundert es nicht, dass er bei einem seiner Unterentfelder-Besuche zu mir sagte: «Deine Apfelbäume gefallen mir nicht. Das ist Grüngeliware. Ich werde sie Dir umpfropfen». So war Jakob: knapp in Worten und immer hilfsbereit. Später habe ich miterlebt, wie er in Grindelwald, wo er eine kleine Ferienwohnung gemietet hatte, den Bauern die Bäume unentgeltlich spritzte. Auch war er ein Gönner der Schulgemeinde Stützikon, der er zeitlebens dankbar verbunden blieb. Dort wollte er auch begraben werden.

Ein ganz anderer Gast war ein christlicher Inder aus hoher Kaste, Mr. Karunakeren. Nach seiner Bekehrung war er Missionar unter seinen Landsleuten geworden. Er gehörte nicht zu den Frühaufstehern. Als er eines Morgens die Fensterläden öffnete, sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen Reverend Ley mit

Schaufel und Pickel einen Graben der Hausmauer entlang ausheben, der mit Bollensteinen ausgefüllt wurde. Lächelnd meinte er – war es Verlegenheit oder Bedauern? –, er könne auch als Christ in seinem Land keine solche Arbeit verrichten, ohne sein Gesicht zu verlieren. Ich musste an Luthers Stallmagd denken. Welche Verschiedenheit der Kulturkreise! Hat doch Luther den kühnen Satz gewagt, die Arbeit der geringsten Stallmagd sei einer gottesdienstlichen Handlung gleichzusetzen!

Regelmässige Gäste in Unterentfelden waren die EPI-Leute. Das Kürzel bedeutete: Emetteur Protestant International. Die Idee, in der Schweiz einen protestantischen Radiosender zu errichten, der es ermöglichen würde, das Evangelium in den Sprachen und Dialekten der hinter dem Eisernen Vorhang liegenden Staaten, aber auch auf Portugiesisch, Spanisch, Italienisch und Arabisch zu verbreiten, hatte mehr und mehr an Boden gewonnen. Hinter dem Projekt standen zunächst in der Hauptsache Männer und Frauen aus freikirchlichen Kreisen und fundamentalistischen Gruppierungen. Ihnen war wohl bewusst, dass ein Gesuch an den Bundesrat um Erteilung einer Sendefrequenz auf dem Kurzwellenband nur dann ernsthaft in Betracht gezogen würde, wenn die protestantischen Kantonalkirchen diesem ihre Unterstützung gewährten. Darum wurde ich, ohne es zu wollen, als Präsident der deutschschweizerischen kirchlichen Radiokommission zu einer Schlüsselfigur. Denn wer anders als diese Kommission sollte und konnte das Projekt in seiner ganzen Tragweite und mit allen damit verbundenen konfessionellen, politischen und finanziellen Aspekten studieren und zu Händen der Kantonalkirchen begutachten? In zahllosen Sitzungen, persönlichen Gesprächen und Telephonaten wurde das Projekt so weit vorangetrieben, dass die kantonalen Kirchenbehörden ihren Synodalen Antrag stellen konnten. Leider gereichte der Idee zum Nachteil, dass der Anstoss von der falschen Ecke her erfolgt war. Nicht wenige Synodalen fürchteten, von den Aktivisten der Freikirchen und Sekten vereinnahmt zu werden. Auch die finanziellen Konsequenzen schreckten manche, die vom Gedanken zunächst fasziniert gewesen waren, ab. Die Mehrheit der

Synodalen in den wichtigsten Kantonalkirchen konnte sich nicht zu einem Ja durchringen. Man «tröstete» sich mit dem Gedanken, dass über Radio Monte Carlo und Luxemburg, wo Sendezeit gekauft werden konnte, dem Anliegen der Initianten bereits – wenigstens teilweise – Rechnung getragen werde. So wurde das Projekt begraben.

Trotz intensiver Beanspruchung von allen Seiten liessen wir uns die Luzerner Festspielwoche nicht entgehen. Wir hörten mit Genuss Elisabeth Schwarzkopf.

Es bleibt nachzuholen, dass ich 1955 zum Präsidenten des Schweizerischen Reformierten Pfarrvereins, der die protestantischen Pfarrer der ganzen Schweiz unter seinem Dach vereinte, gewählt worden war. Die Tradition wollte, dass im darauf folgenden Jahr die schweizerische Tagung am Wohnort oder im Wohnkanton des Präsidenten statt zu finden habe. Somit oblag mir die Pflicht und Schuldigkeit, zusammen mit dem Zentralvorstand diese Tagung, die am 24. – 26. September 1956 in Aarau stattfand, zu organisieren. Als Hauptredner hatte ich Prof. Karl Barth vorgesehen. Auf meine Anfrage, ob er bereit wäre, über das Thema «Die Menschlichkeit Gottes» zu sprechen, erhielt ich eine fast begeisterte Zustimmung. «Das Thema lockt mich», schrieb Barth. Der französischsprachige Vortrag war Dr. med. P. Tournier vorbehalten, der sich mit der «Déshumanisation de l'homme» auseinandersetzte. Als dritter Redner sprach Redaktor Ostertag über «Die Gefährdung des Menschen durch die missverstandene Technik unserer Zeit». Pfarrer Erwin Sutz aus Zürich war Tagesprediger. Ich selber hielt die Eröffnungsansprache im Grossratssaal. Dank der uneigennütigen und tatkräftigen Mitarbeit meiner Aarauer Kollegen konnte ich gelassenen Gemütes am 7. September in den Wiederholungskurs einrücken. Mein Kommandant gewährte mir für die Zeit vom 24.-26. September Urlaub. Die Tagung war ein grosser Erfolg. Eröffnungsansprache, Predigt und Vorträge wurden in einer Broschüre mit dem Titel «Menschlichkeit» publiziert.

Der Septemberwiederholungskurs ist mir noch aus einem andern

Grund in lebhafter Erinnerung. Anlässlich eines Regiments-schiessens war ein Oberst der Artillerie aus Israel Gast der Truppe. Wie immer hielt ich mich bei solchen Übungen entweder im Tal bei den Geschützmannschaften auf, oder dann marschierte ich zum Kommandoposten auf aussichtsreicher Höhe mit» Es sei vorausgeschickt, dass ich Jeden Dienst als Feldpredigerhauptmann im Gedanken an das Buch von Marshall über den Koreakrieg leistete. Der Autor berichtet darin, wie oft eine schwierige Situation hätte gemeistert werden können, wenn beim Ausfall von Kommandanten zufällig anwesende Etappenoffiziere in der Lage gewesen wären, Ordnung zu schaffen. Ich habe es mir daher immer zur Pflicht gemacht, das Funktionieren des ganzen militärischen Mechanismus kennen zu lernen und merkte mir auch die Kommandi. Daher war ich keineswegs erschrocken, als am Schluss des Schiessens – ich befand mich diesmal in der Nähe des Kommandopostens – der Übungsleiter befahl: «Feldprediger daher!» Mir wurden Feldstecher und Mikrophon umgehängt; dann zeigte man mir auf der Karte das Zielgebiet; darauf erfolgte die Meldung an die Feuerleitstelle: «Feldprediger schießt mit dem ganzen Regiment». Es herrschte nämlich der Brauch, am Schluss einer Übung die nicht verbrauchte Munition noch aus den Rohren zu jagen, damit sich das lästige Problem des Rückschiebens von Munition vermeiden liess. Gut, ich gab die Zielkoordinaten an die Feuerleitstelle – natürlich wurden diese hinter meinem Rücken vom Übungsleiter kontrolliert – und dann erteilte ich die Kommandi. Es krachte, und die Schüsse lagen im Ziel. Der israelische Oberst traute seinen Augen kaum. Noch «sur place» gab er mir eine schriftliche Einladung nach Israel, wo ich als Gast der Armee empfangen würde. Leider konnte ich nie davon Gebrauch machen. Ich hatte ohnehin mit meinen Reisen Terminschwierigkeiten genug!

Als ich Ende 1956 auf dem schwarzen Dienstweg zur Festungsartillerie umgeteilt wurde, protestierte mein Regimentskommandant. Er erreichte es, dass ich weiterhin das Schwere Kanonenregiment 14 betreuen konnte. Zu meinem Leidwesen musste ich 2 Jahre später den Militärdienst endgültig quittieren. Da

meine Wirbelsäule bei grösseren Marschleistungen unterträglich schmerzte, wurde ich von der sanitärischen Untersuchungskommission als dienstuntauglich erklärt.

Im Sommer 1957 ging es auf der «Erlimatt» ganz turbulent zu und her. Zuerst trafen meine Eltern, aus Lausanne kommend, bei uns ein, um ein paar Ferientage in Unterentfelden zu verbringen. Bereits am 14. Juni waren wir genötigt, sie wieder auszubooten, da die ganze Familie Arlt aus Berlin auf der «Erlimatt» vorsprach. Die fünf Tage, die sie bei uns weilte, waren vornehmlich der Besichtigung des Schweizerlandes vorbehalten. Wir zeigten den Berlinern Zürich, Luzern und Bern. Wir fuhren nach Interlaken und über den Susten. Heidrun Arlt gefiel es in der «Erlimatt» so gut, dass sie ihre Eltern mit Winni allein nach München weiterfahren liess. Sie musste sich ja nicht langweilen, denn am Tag der Abreise ihrer Eltern erschien Anneliese Züst aus St. Gallen, weil unsere Freundin aus der Wintersinger-Zeit, Fräulein Zürcher, die inzwischen Frau Züst geworden war, ihr erstes Kind erwartete. Für die werdende Mutter übernahmen wir gern die Aufgabe, Anneliese, die Tochter aus erster, Ehe des verwitweten Herrn Züst, zu gaumen. Am 31. Juli kehrte Anneliese nach Hause zurück. Am 1. August brachte Keuli morgens um 5 Uhr Heidrun Arlt auf den direkten Schnellzug Aarau-Zürich-München. Zwei Stunden später rollten wir mit Rucksack und Wanderschuhen bewehrt, zusammen mit unseren Freunden, dem Ehepaar Dr. Amsler, dem Gotthard zu. Die Töchter Barbara und Brigitte waren mit von der Partie. Auch Markus Werner, ein Ferienbub aus Thayngen, begleitete uns. Wer hätte gedacht, dass Markus 1983 von sich reden machen würde als Autor des Buches «Zündels Abgang»!

Von Airolo aus liessen wir uns vom Postauto durch das Bedretto-Tal schaukeln. Dann begann der Aufstieg zur Nufenen-Hütte. Es wuir ein heisser August-Tag, wie er im Buche steht. Mein Rücken schmerzte. Die Kraxelei machte mir viel Mühe.

Am folgenden Tag erreichten wir den Grimselpass, wo uns das Postauto nach Meiringen aufnahm. Noch auf Passhöhe kollabier-

te Keuli. Coramin musste fürs Erste genügen. In Meiringen betreute sie Dr. Hans Juchler, mein Schulkamerad, den ich seinerzeit auch getraut hatte. Nach einiger Zeit hatte sich der Kreislauf Keulis beruhigt. Wir traten die Heimreise an. Aber noch bis Mitte August war ärztliche Hilfe nötig, bis sich Keulis Gleichgewicht annähernd wieder eingependelt hatte.

Im September machten wir im Kreise der Familie Amsler die persönliche Bekanntschaft der Dichterin Ruth Blum. Der Abend mit diesem originellen, vitalen Menschen, der seine liebe Mühe hatte, das ungestüme Temperament zu zügeln, verlief überaus anregend. Wir haben später Ruth Blum im Klettgau dann und wann getroffen, wo sie uns interessante Einblicke in das Werden ihres schönen Irlandbuches gewährte.

Die erste Oktoberwoche verbrachte ich mit Schülern in Taizé. Wir bildeten einen kleinen Konvoi: je sechs Schüler hatten in zwei gemieteten VW-Bussen Platz gefunden; die restlichen drei, deren Eltern etwas ängstlich waren, fühlten sich in meinem Taunus sicherer. This, der sich mehr und mehr emanzipierte, hatte uns nicht begleiten mögen. Er zog es vor, bei Christians Götti Zbinden in Wintersingen seine Herbstferien zu verbringen.

Da wegen einer Grippe-Epidemie der Schulbeginn um eine Woche verschoben worden war, reichte es für Keuli und mich zu einem Abstecher nach München, wo wir nicht nur die Pinakothek besuchten, sondern auch dem dortigen Kirchenfunk unsere Aufwartung machten.

Am 27. Oktober fand in Rheinfeldern die feierliche Installation unseres Freundes Karl Müller statt, zu der wir geladen waren.

Ein paar Tage später wurde ich von einer Delegation des Freien Gymnasiums Zürich unter Leitung von Dr. Karrer aufgesucht. Man unterbreitete mir die Frage, ob ich bereit wäre, die Schulleitung im Frühling des kommenden Jahres zu übernehmen. Man lud mich gleichzeitig zu einem Besuch der Schule in Zürich ein. Mich hätte die Aufgabe gelockt. So sagte ich zu. Man



versprach, die Entscheidung der Wahlbehörde mir noch vor Weihnachten zur Kenntnis zu bringen. Daraufhin erfolgte das grosse Schweigen. Im Januar erkundigte ich mich telephonisch nach dem Verbleib der Antwort. Dr. Karrer sprach von Schwierigkeiten, die eingetreten seien. Eine weitere sehr gute Kandidatur stehe noch zur Diskussion. Ich stellte mir vor, dass eine Zusammenarbeit unter solchen Vorzeichen kaum sehr erspriesslich ausfallen dürfte und zog meine Kandidatur zurück.

Noch unerfreulicher verlief die Angelegenheit Schiers. Im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» war die Besetzung der Stelle eines Direktors dieser evangelischen Mittelschule ausgeschrieben. Ich meldete mich unter Beifügung aller erforderlichen Unterlagen an. Auch hier wiederholte sich das grosse Schweigen, und zu meiner Überraschung las ich in einer Zeitungsnotiz, dass die Stelle durch Pfarrer X. besetzt worden sei. Mir blieb das «Vergnügen», die eingeschickten Unterlagen zurückverlangen zu müssen, die mir dann auch kommentarlos zugestellt wurden....

Positiver lautete die Bilanz beim «Brückenbauer». Eines Tages fragte mich Hanna Willi, Mitarbeiterin des «Brückenbauers», die über grossen Einfluss verfügte, an, ob ich vollamtlich in das Redaktionsteam eintreten wolle. Ich sagte zu. Direktor Melliger, der die Anstellungsbedingungen mit mir aushandeln sollte, empfing mich in seinem Büro. Nach einem längeren Gespräch meinte er: «Sie haben bisher beruflich sehr viel Freiheit gehabt. Auch beim «Brückenbauer» erwarten wir nicht, dass man dauernd auf seinem Bürostuhl sitzt. Aber eine Ihnen noch nicht gewohnte Arbeitsform erwartet Sie. Ich schlage vor, dass Sie in den Sommerferien, ohne dass Sie in Aarau kündigen, zuerst bei uns sich umschauen. Wenn Ihnen dann die Arbeit zusagt, ist von unserer Seite aus alles in Ordnung». Ich bin für den Rat von Herrn Melliger noch heute dankbar. Die «Schnupperlehre» von einer Woche machte deutlich, dass ich diesen Weg nicht wählen sollte. Mein Körper rebellierte. Ich wurde krank. Die Luft der gewohnten Freiheit mangelte mir. Diesmal war es meine Wenigkeit, die das «Nein» aussprechen musste.

Über meinem 40. Geburtstag lag ein Schatten. Seit geraumer Zeit verspürte ich im Unterleib bohrende Schmerzen. Der Zürcher Arzt, den ich am 3. Januar 1958 konsultierte, schlug eine Reihe von Injektionen vor. Er setzte eine zweite Konsultation ausgerechnet auf den 10. Januar fest. Somit verbrachte ich den Vormittag des Vierzigsten in Zürich. Bei meiner Rückkehr entdeckte ich mein Geburtstagsgeschenk im Garten, eine Überraschung, die mir wieder Mut gab: unter den drei Birken auf dem kleinen Hügelchen thronte eine massive, vom Förster aus Rundhölzern eigenhändig hergestellte Gartenbank, die Keuli mit ihrem Auge für harmonische Masse hatte anfertigen lassen. Dass ausserdem ein festliches Mahl auf mich wartete, sei nur nebenbei erwähnt.

Die immer noch labile Gesundheit Keulis veranlasste uns, im Februar 1958 für drei Wochen in Leysin eine hübsche Ferienwohnung zu mieten. Meine Mutter willigte ein, während der ersten 8 Tage ihrer Schwiegertochter und Christian Gesellschaft zu leisten. Am 8. Februar erschien auch der Rest der Familie im Kurort. Trotz gemischtem Wetter verlebten wir herrliche Skiferien, wobei Christian die erste Bekanntschaft mit den Brettern schloss. Der Abschied von Leysin gestaltete sich schwierig. Über Nacht war Schnee gefallen. Er lag brusthoch vor unserem Haus. Das Seil der Zahnradbahn hatte gerissen. Es galt, mit Sack und Pack auf offener Strecke umzusteigen.

Über Pfingsten waren wir von Familie Aegerter ins Bernbiet geladen worden. Am Samstag traute ich Rolf Aegerter mit seinem Anneli, das aussah, als wäre es frisch aus Jeremias Gotthelfs Welt zu uns gekommen, in der Kirche Gurzelen. Spiez, Wattenwil, Riggisberg, Gantrisch waren die Stationen, wo wir einkehrten, um mit den vielen Verwandten nach urchiger Bernerart zu festen. Die Sommerferien verbrachten Keuli und ich erneut im Welschland. Das unter evangelischer Leitung stehende Hotel «Righi Vaudois» bot uns die gediegene familiäre Atmosphäre, die wir schätzten. This wurde bei meinen Eltern in Lausanne einquartiert; Christian war Feriengast der Pfarrersfamilie Hauri von

Bubikon, die den Sommer in Avers-Cresta auf unkomplizierte Weise verbringen wollte. Im «Righi Vaudois» pflegte somit das Elternpaar der Ruhe. Wir spielten Schach, fuhren bei schönem Wetter von Glion aus mit dem Bähnchen talwärts, um uns in den Wassern des Genfersees zu tummeln. Da mein Arzt als Therapie die Hobby-Malerei empfohlen hatte, entstand das erste Bild «Blick von der Hotelterrasse gegen das Wallis». Doch nur zu bald wurde für Aufregung gesorgt. Wir erhielten den Bescheid, dass man mich zum Chefredaktor der Monatszeitschrift «Reformierte Schweiz» gewählt habe. Die erste von mir redigierte Nummer müsste auf Anfang September erscheinen. Somit wären die Manuskripte spätestens Mitte August der Druckerei abzuliefern.

Es bleibt nachzuholen, dass zwischen Druckerei und Herausgeberschaft der Zeitschrift seit längerer Zeit Differenzen bestanden. Im Zusammenhang damit plante man, Drucker und Redaktor zu wechseln. Pfarrer Paul Frehner, einer der Hauptverantwortlichen, hatte mich seinerzeit angefragt, ob man mich auf die Liste der Kandidaten für die Chefredaktion setzen dürfe. Mir war die Angelegenheit längst aus dem Gedächtnis geschwunden. Nun wurden wir durch das fait accompli völlig überrumpelt. Wie so oft waren die Würfel plötzlich gefallen. Bereits in Glion begannen Keuli und ich die erste Nummer in grossen Zügen zu entwerfen.

Ich nehme voraus: die «Reformierte Schweiz» wurde unser liebes drittes Kind. Keuli amtete mit Leib und Seele als meine Sekretärin, tippte meine Artikel, las Korrekturen, führte die ausgedehnte Korrespondenz mit Mitarbeitern und Autoren, war verantwortlich für das Rechnungswesen und die Kartothek. Ich selber erarbeitete zusammen mit der Redaktionskommission das Konzept der thematisch gestalteten Nummern, suchte die entsprechenden Mitarbeiter, beschaffte das Bildmaterial und besorgte den monatlichen Umbruch in der Druckerei Huber und Co. in Frauenfeld. Mit einem Schlag vermehrte sich der Umsatz des Postbüros Unterentfelden beträchtlich. Auch unser Telephon lief zu Zeiten heiss. Die interessante Arbeit brachte uns in Kontakt mit bedeutenden Persönlichkeiten im In- und Ausland, mit Foto-

graphen, Graphikern, Schriftstellern, Theologen, Zeichnern und Mächtegernschreibern. Auch die Besucher in der «Erlimatt» reichten sich oft die Türfalle. Wie ich es daneben fertig brachte, noch eine reformierte Kirchgemeinde Unterentfelden auf die Beine zu stellen, ist mir heute schleierhaft.

Unterentfelden war kirchlich noch 1958 Teil der Kirchgemeinde Suhr. Die Gottesdienstbesucher erreichten auf einem Waldweg in rund 40 Minuten den Suhrerkopf, wo die Kirche, die Landschaft dominierend, stand. Liesse sich eine schönere Einstimmung zum Hören der göttlichen Botschaft denken als dieser Spaziergang – wenigstens in der Zeit vom Frühjahr bis Herbst? Aber die Menschen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigten dafür wenig Sinn. Der Gottesdienstbesuch in Suhr aus der Nebengemeinde war spärlich. Die Mehrheit der Kirchgänger benützte das Tram nach Oberentfelden oder Richtung Aarau. Wohl gab es in Unterentfelden einen Kirchgemeindeverein, der auf eine bessere Betreuung der protestantischen Bevölkerung hinarbeitete. Man hatte auch bei Gelegenheit ein Haus erstanden, das einem künftigen Pfarrer als Wohnung hätte dienen können. Vorläufig aber war es an Private vermietet, und der Kirchgemeindeverein zeigte wenig Elan.

Mein Freund, Dr. Joachim Amsler, der schon 1954 mit seiner Familie aus Aarau nach Unterentfelden gezogen war, suchte mit mir zusammen den Verein aus dem Dornröschenschlaf zu wecken. Unser Ziel war die Gründung einer selbständigen Kirchgemeinde. Bei diesem Beginnen stand uns der Verwalter der kantonalen reformierten Landeskirche, Armin Byland, der in Suhr wohnhaft war und als Politiker über grossen Einfluss verfügte, helfend zur Seite. Am 17. August fasste eine Versammlung der reformierten Kirchengenossen von Unterentfelden einen entsprechenden Beschluss. Es folgten die teils delikatsten Verhandlungen mit der Mutterkirche. Viel zu reden gab die Abfindungssumme, die die Mutter der flügge werdenden Tochter mit auf den Weg geben sollte. Man traf sich in einem gut eidgenössischen Kompromiss. Armin Byland setzte sich als Mitglied des Grossen Rates für die Genehmigung des Dekretes ein, das die rechtliche Grundlage für die neue Kirchgemeinde schuf. Am 31. Januar 1959 fand die Wahl

der ersten Kirchenpflege in Unterentfelden statt. Zum Präsidenten wurde Roger Ley gewählt, den man auch gleichzeitig in die kantonale Synode abordnete. Vicepräsident wurde Dr. Amsler. Der Kuriosität halber sei angemerkt, dass am gleichen Januarsonntag in der eidgenössischen Abstimmung die Vorlage für Einführung des Frauenstimmrechtes bachab geschickt wurde. Die Unterentfelder Kirchenpflege jedoch war fortschrittlich eingestellt. Sie zählte von Anfang an zwei weibliche Mitglieder.

Leider füllen nun zwei Krankengeschichten des Jahres 1959 die folgenden Seiten: einerseits diejenige der Familie Ley, andererseits jene der neu geschaffenen Kirchengemeinde.

Ende Februar verschlechterte sich der Gesundheitszustand Keulis in auffälliger Weise. Depressive Zustände endeten damit, dass nicht nur Arbeitsfreude und Arbeitskraft versiegten, sondern Keuli kapselte sich mehr und mehr von der Aussenwelt ab. Sie klagte über Schwindel und Platzangst. Der am Ort praktizierende Arzt, der mit uns befreundet war, stellte zu hohem Blutdruck fest. Er verschrieb vitaminhaltige Medikamente. Keuli reagierte auf diese mit Ekzemen. Beine und Füsse schwellen an. Am 10. Mai war die Situation alarmierend geworden. Schwindel, Ohrensausen und Herzschmerzen hatten sich derart akzentuiert, dass absolute Bettruhe verordnet wurde. Für drei Wochen konnten Hauspflegerinnen gefunden werden. Ende Mai hatte sich die Patientin scheinbar gut erholt. Als jedoch acht Tage später der protestantische Radiobeauftragte, der blinde Dr. Fritz Tanner, der unser Freund geworden war, einen Besuch in der «Erlimatt» machte, meinte er spontan: «Keuli, mir gefällt Deine Stimme 'nicht. Du bist nicht geheilt. Ich rate zu einer Konsultation bei Dr. Bauer in Landquart. Er nimmt zwar keine neuen Patienten auf kurze Frist an. Aber da ich dann und wann Patienten aus meiner psychologischen Praxis an ihn weise, kann ich wahrscheinlich eine Ausnahme erwirken». Tatsächlich empfing uns Dr. Bauer bereits am 13. Juni. Er untersuchte Keuli und auch This gründlich und verordnete für Keuli eine dreiwöchige und für This eine 14tägige Fastenkur unter seiner Aufsicht in Zizers.

Eine Erklärung für Thisens Fasterei wird später folgen. Mit Rücksicht auf ihn war diese Kur in die Sommerferien verlegt worden. Christian konnte ich wiederum der Pfarrerfamilie Hauri in Pension geben, die diesmal auf den Hasliberg dislozierte. Keuli und This brachte ich am 14. Juli in die «Villa Helion» nach Zizers, wo die beiden nun nach Vorschrift nur 3 Bananen und etwas Gurken essen und reines Brunnenwasser trinken durften. Ich selber besorgte in Unterentfelden den Garten und war Chefredaktor und Sekretär in einer Person. Glücklicherweise besass ich für meine Reisen nach Zizers einen starken Wagen. Der Taunus hatte mittlerweile seine 80'000 Kilometer abgerollt. Ich erstand einen geräumigen Studebaker aus zweiter Hand, der grossen Fahrkomfort bot, aber auch eine Schwachstelle hatte, wie sich später zeigen sollte. Am 8. August holte ich die beiden stark abgemagerten Faster nach Hause zurück, um sie also bald im Stich zu lassen. Vom 12.-17. August hatte ich nämlich am deutschen Kirchentag in München teilzunehmen. Die «Reformierte Schweiz» konnte dort nicht fehlen.

Und Christian? Die ganze Familie Hauri und natürlich auch unser Jüngster waren auf Hasliberg von Scharlach befallen worden. Infolgedessen blieben sie dort blockiert. Erst am 22. August konnte ich Christian in Bubikon abholen. Der Befund lautete jedoch immer noch «positiv». Unser Hausarzt untersagte den Schulbesuch. Als keine Änderung eintrat, brachte ich den Patienten Ende August zu Dr. Bauer. Seine Diagnose: «Die Scharlach steckt immer noch in ihm. Die chemischen Mittel haben die Krankheit nicht geheilt, sondern nur unterdrückt. Wir müssen sie akut werden lassen». Mit homöopathischen Mitteln versehen brachte ich Christian zu seinen Grosseitern nach Uitikon. Doch die Befunde lauteten mit seltener Regelmässigkeit «positiv». Dr. Bauer schickte neue Medikamente. Endlich, am 18. September, zeigte sich der rote Ausschlag, die Augen schwellen an. Vier Tage später war alles vorbei. Zum Leidwesen Christians ging die herrliche Zeit der Freiheit zu Ende. Die Schule hatte ihn wieder.

Christian und die Schule, ein Thema, das schon allein deswegen einer gewissen Pikanterie nicht entbehrte, weil Christians Vater als Inspektor die». Lehrerin seines Sohnes zu visitieren hatte. Von jeher war unser Jüngster ein ausgekochter Autodidakt und hatte sich selber das Lesen und Rechnen beigebracht. Darum war in seinen Augen der Unterricht Zeitverlust. Nur Schreiben wollte er noch lernen, und gerade dieses Fach war keineswegs seine Stärke. Die sehr liebe und geduldige Lehrerin versuchte vergeblich, gegen des Linkshänders Schmierereien anzukämpfen. Schliesslich bot sie ihn an einem schulfreien Nachmittag auf und malte mit ihm schönste Buchstaben an den Heftrand mit der Weisung, es sei nun eine ganze Seite möglichst sauber nach Vorlage zu füllen. Als sie bemerkte, dass Christian seine Feder weglegte, hielt sie Nachschau. Drei Linien waren zu Ende geschrieben, und quer über die Seite stand: «Das lengt mir».

Doch die Krankheitsgeschichte der Familie setzte sich fort. Nun kam das Oberhaupt an die Reihe. Die bohrenden Schmerzen im Unterleib waren mit neuer Heftigkeit aufgetreten. Der Bescheid Doktor Bauers war einerseits tröstlich, andererseits hart: «Es handelt sich keineswegs um Krebs. Sie sind der arthritische Typ. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder werden Sie früher oder später operiert werden müssen oder Sie willigen ein in eine Operation ohne Messer». Wie eine solche aussehe? «Ganz einfach. Sie verpflichten, sich während 21 Tagen nichts zu essen, gar nichts, auch keine Fruchtsäfte oder Tee zu trinken, sondern nur reines Wasser. Ich garantiere den Erfolg».

So begann ich denn am 1. Oktober meine erste Fastenkur unter der Aufsicht des Arztes, der mit mir sehr zufrieden war. Die ersten acht Tage freilich liessen sich schlimm an. Ich bezichtigte mich selber der Narrheit, sah vor dem geistigen Auge verlockende Speisen aller Art und schlief schlecht. Aber nach einer Woche verlor sich das Hungergefühl. Ich fühlte mich leicht und geistig äusserst wach. Die redaktionelle Arbeit bereitete mir nicht die geringsten Schwierigkeiten; der tägli-

che Spaziergang verlief problemlos, wenn auch die Kadenz meiner Schritte von Tag zu Tag ruhiger wurde. Am 11. Oktober besuchte mich Keuli. Dass sie mich fast wie einen Helden bewunderte und mich gleichzeitig als ungeschältes Ei, das ich war, behandelte, half mir nicht wenig über den Rest der Tage hinweg. Dr. Bauer hatte nicht übertrieben. Nach dieser Kur waren und blieben die Schmerzen im Unterleib wie weggeblasen.

Später habe ich mich gefragt, ob mein Leiden im Zusammenhang mit der Leidensgeschichte der Kirchgemeinde Unterentfelden aufgebrochen war. Wie bereits erwähnt, war ich am 31. Januar 1959 zum Präsidenten der neu geschaffenen Kirchgemeinde gewählt worden. Die vordringlichste und wichtigste Aufgabe, vor der die Pflege stand, war die Pfarrersuche. Da mit Sicherheit vorausgesehen werden konnte, dass der neue Seelsorger nicht vor dem Herbst sein Amt antreten würde, die Gemeinde jedoch nach der Lostrennung von Suhr nicht einem geistlichen Vakuum anheimgegeben werden durfte, hielt ich nach einem Stellvertreter Ausschau. Der Präsident des kantonalen Kirchenrates, Pfarrer Tanner, schickte mir Pfarrer Sebastian Barth ins Haus. Dieser war infolge Familienzerrüttung stellenlos geworden und suchte dringend Arbeit. Ich hatte mit dem mittellosen Amtsbruder Erbarmen, suchte mich jedoch gegen alle Eventualitäten abzusichern, indem ich ihn einen Anstellungsvertrag unterzeichnen liess, in welchem festgehalten wurde, dass Vikar Barth für die Pfarrstelle in Unterentfelden nicht in Betracht komme und er sich infolgedessen verpflichtete, sich in keiner Weise in den laufenden Prozess der Pfarrwahl einzumischen. So schien alles bestens geregelt zu sein. Die Kirchenpflege konnte in Ruhe nach einem geeigneten Mann Ausschau halten. Nachdem mehrere in Frage kommenden Kandidaten von der Pflege den üblichen Besuch bekommen hatten, einigte sich diese auf die Kandidatur des Pfarrers von Ottenbach.

Inzwischen waren aber die Dinge in unserer Gemeinde schief gelaufen. Im Blick auf die Pfarrwahl hatte die Pflege den Mietern gekündigt, die das der Kirchgemeinde gehörende Haus bewohnten. Nachdem sie ausgezogen waren, suchte mich Vikar Barth



auf, um mir die Frage zu unterbreiten, ob er nicht der Einfachheit halber ein Zimmer in diesem Haus beziehen könnte. Ich erteilte die Erlaubnis mit der Einschränkung, dass unter keinen Umständen die Familie nachgezogen werden dürfe.

Einige Tage später wurde mir gemeldet, dass ein Möbelwagen vorgefahren sei und Pfarrer Barth nun mit seiner Frau und zahlreichen Kindern das Haus in Beschlag genommen habe. Ich zitierte Vikar Barth zu mir. Er gab offen zu, dass er wissentlich sein Wort gebrochen habe. Aber er habe für seine obdachlose Familie keinen anderen Ausweg gesehen. Bald wurde ich inne, dass Vikar Barth auch sein schriftlich gegebenes Wort nicht hielt. Er weibelte im Dorf für sich, appellierte an das christliche Gewissen der Untertentfelder und gewann einen einflussreichen Freund, der ihm versprach, eine Kandidatur Barth der offiziellen Nomination entgegensustellen.

Pfarrer Oehninger aus Ottenbach hielt am 21. Juni in unserer Gemeinde seine Probepredigt. Am 24. Juni fand die Kirchgemeindeversammlung statt, in welcher die Kirchenpflege ihren Wahlvorschlag begründete. Leider konnte ich die Versammlung nicht leiten, da ich eine Kantonsschulklasse auf der Schulreise zu begleiten hatte. Vizepräsident Amsler sah sich plötzlich vor die unangenehme Situation gestellt, Vorwürfe an die Adresse der Kirchenpflege zu parieren, die alle darauf hinausliefen, dass es unchristlich, ja unmenschlich sei, eine Familie auf die Strasse zu stellen. Es war begreiflicherweise nicht leicht, den Anwesenden begreiflich zu machen, warum die Pflege einen bestanden Mann nicht zur Wahl empfehlen konnte, da Vikar Barth bis anhin seine Sache recht gemacht hatte. Überdies war Dr. Amsler zu fair, um vor aller Öffentlichkeit die Informationen, die die Kirchenpflege bezüglich Familienzerrüttung Barth besass, auszubreiten. Der Stein war ins Rollen gekommen. Er rollte leider zu Ungunsten von Pfarrer Oehninger. Vikar Barth wurde in der Urnenabstimmung gewählt.

Ein Unstern stand über dieser Wahl. Es begann mit der Installationsfeier. Die Einladungen waren an Behörden und umliegende Kirchgemeinden geschrieben worden. Die Aktuarin hatte sie zu-

erst mir und dann dem Vizepräsidenten zur Unterzeichnung gebracht. Dr. Amsler beauftragte seinen Sohn Hans damit, die Briefe zur Post zu bringen. Am Tage der Installation warteten Pfarrfamilie und Kirchenpflege im Restaurant vergeblich auf die geladenen Gäste. Es sah nach Komplott oder Verschwörung aus. Schliesslich entdeckte man, dass Hans Amsler die Briefe in seinem Zimmer in einer Schublade vergessen hatte.

Ein paar Wochen später wurde ich noch vor Morgengrauen telefonisch geweckt. Nachbarn hatten die Pfarrfrau laut schreiend im Nachthemd Richtung Feuerwehrweiher davonrennen sehen. Das Schlimmste konnte zwar verhütet werden, aber der Gemeinde wurde nun einiges klar. Was sollte ich tun? Pfarrer Barth bat mich um eine Unterredung. Er würde mir den ganzen Vorfall erklären. In meinem Studierzimmer sagte er mir, was ich in groben Umrissen bereits wusste, und dann fügte er bei, dass die nun folgenden Aussagen unter das Siegel des Seelsorgerlichen Geheimnisses fallen sollten. Was mir gebeichtet wurde, war derart gravierend und gleichzeitig niederdrückend, dass ich mich von diesem Augenblick an in eine unhaltbare Lage versetzt sah. Ich hätte mich gewissermassen in zwei Hälften aufspalten müssen, einerseits in den Kirchenpflegepräsidenten, der ungefähr das wusste, was jedermann mittlerweile zur Kenntnis gebracht worden war – denn die Pfarrfrau hatte nicht geschwiegen – und andererseits in den Beichtiger, der in den Abgrund gesehen hatte. Ich wollte und konnte diese Doppelrolle nicht spielen und demissionierte. Dr. Amsler, der mein Nachfolger wurde, übernahm die heikle Aufgabe, Pfarrer Barth zur freiwilligen Aufgabe des Pfarramtes in Unterentfelden zu bewegen. Unter dem Druck des Freundes, der Vikar Barth zur Wahl verholfen, aber dann seinen Missgriff erkannt hatte, gab er schliesslich nach. Wahrlich, eine erschütternde Tragödie für die betroffene Familie und ein schlechter Start für die junge Kirchgemeinde!

Das Jahr 1959 mit seinen Krankheitsgeschichten wurde zum entscheidenden Wendepunkt. Von diesem Zeitabschnitt an verarztete Dr. Bauer die ganze Familie. Dank seiner Methode spielte die Distanz Unterentfelden-Landquart keine wesentliche Rolle, denn

nach den Fastenkuren wurden wir mit homöopathischen Medikamenten versehen; waren sie aufgebraucht, hatten wir Dr. Bauer anzurufen, über unser Befinden Auskunft zu geben, und daraufhin erfolgte ein neuer Nachschub von Pülverchen oder Kügelchen. In ausserordentlichen Fällen – etwa beim Nahen einer Grippewelle – durfte man ebenfalls telephonieren. Das Heilmittel wurde postwendend ins Haus geschickt. Es dürfte klar sein, dass die Fastenkuren und die telephonische Nachbehandlung von der Ärzteschaft in Landquart und Umgebung mit etwelcher Skepsis betrachtet wurden. Auch Neid mochte bei abschätzigen Urteilen zu Gevatter stehen, denn Dr. Bauer war von hilfeschuchenden Patienten nicht nur aus allen Winkeln der Schweiz, sondern auch aus Deutschland und Italien überschwemmt. Auch wenn man vorbestellt in seiner Praxis eintraf, waren Wartezeiten von 2 bis 3 Stunden keine Seltenheit, zumal sein Organisationstalent nicht über jeden Zweifel erhaben schien. Auch fehlte ihm ein gewisses psychologisches Einfühlungsvermögen. Erika behauptete sogar, ihm sei eine generelle Abneigung gegen das weibliche Geschlecht eigen. Aber seine Erfolge waren phänomenal. Er selber lebte wie ein Asket. Seine Nahrung bestand aus kanarischen Bananen, Gartenfrüchten, rohem Eigelb, kalter Vorzugsmilch und speziell ausgesuchtem Käse. Sein Arbeitstag begann morgens um 4 Uhr – anlässlich meiner ersten Fastenkur war ich auf diesen Zeitpunkt zur Totaluntersuchung aufgeboten worden –, ab 6 Uhr bis 8 Uhr durfte man telephonieren. Anschliessend wurden die im Wartsaal sich ansammelnden Patienten verarztet, darauf erfolgte der Besuch der in der ganzen Gegend bei Privaten oder im Kloster von Zizers Fastenden. Um das karge Mittagessen einzunehmen, genügte eine Viertel- oder eine halbe Stunde. Ab 13 Uhr stauten sich im Wartezimmer erneut die Leute. Nach sieben Uhr schloss sich eine zweite Besuchsrunde bei den Fastenpatienten an. Über die neuesten medizinischen Forschungsergebnisse war Dr. Bauer trotzdem im Bild, denn Berichte über Ärztetagungen und medizinische Fachliteratur bildeten seine Abendlektüre. Manchmal reservierte er die Morgenstunden von 4-6 Uhr dafür. In den Augen «Normaler» war er ein Sektierer, über den man lächelte. Aber niemand konnte seine bedingungslose Hingabe an leidende Menschen in

Frage stellen. Im Übrigen war er mit seinen Patienten sehr streng. Wer das Rauchen nicht aufgeben wollte, wurde überhaupt nicht behandelt. Alkoholgenuss oder üppige Mahlzeiten waren tabu. Ich persönlich erklärte mich bereit, während der Fasterei die wichtigsten Werke über Homöopathie zu studieren. Auch wollte ich genau über die Vorgänge informiert werden, die im Körper während der dreiwöchigen Kur ablaufen. Das schätzte Dr. Bauer sehr. Bei seinen abendlichen Besuchen blieb er oft lange in meinem Zimmer sitzen und diskutierte mit mir. Irgendwie trafen wir uns, weil ich, seitdem wir in Unterentfelden einen grossen Pflanzgarten besaßen, die dynamisch-biologische Methode anwandte. Lange bevor der Begriff Recycling zum Modewort wurde, arbeiteten die Anhänger dieser Methode nach dem Prinzip des natürlichen Kreislaufes. In Unterentfelden stellte ich meinen Kompost mit einem Präparat aus dem Kloster Fulda selber her. Nach zwei Jahren Arbeit befand sich meine Pflanzung im biologischen Gleichgewicht. Ich konnte auf Kunstdünger und chemische Schädlingsbekämpfung verzichten. Selbstverständlich war ich bereit, den Vögeln, die sich in meinem Lebhag tummelten, rund 10% von meiner Ernte abzutreten. Aber auch so hatten wir noch immer genug. Besucher, die von meiner Arbeitsweise nichts wussten, rühmten spontan das einzigartige Aroma meiner Früchte und Gemüse. In diesem Zusammenhang sei festgehalten, dass auch etliche hochgestellte Köpfe der Basler Chemie zu den Patienten von Dr. Bauer gehörten. Kurz, Dr. Bauer und ich verstanden uns immer besser. Nur in einem Punkt divergierten wir. Da er von seinen Patienten verlangte, dass sie ihren Speisezettel nach seinem Vorbild umkrepeln sollten, stellte ich die Frage, wie er sich dies in meinem Fall vorstelle, der ich an so und so vielen Tagungen und Banketten teilnehmen müsse und auch privat – etwa an Donnerstagen im Seminar Wettingen – zum Mittagessen eingeladen werde. «Bringen Sie ihre Karotten und Gurken und die Vorzugsmilch mit und schauen Sie zu, wie die andern sich vergiften», war Dr. Bauers Antwort. «Diejenigen, die dies nicht tolerieren, deren Bekanntschaft ist für Sie kein Gewinn». Ich hatte den Mut nicht, Dr. Bauers Anweisung zu folgen.

Jedoch im Laufe der Jahre habe ich regelmässig drei Wochen unter seiner Aufsicht gefastet, und im Kreis unserer Familie bemühten wir uns, den Speisezettel im Sinn Dr. Bauers zu gestalten. Ich bin überzeugt, dass Erikas und meine erstaunliche Arbeitskapazität von daher erklärbar wird. Wir beide belasteten unseren Verdauungsapparat nur minim. So wurde Energie für den Bereich des Geistes frei. Es waren aber nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder, die durch Dr. Bauers Behandlung entscheidende Impulse mit auf ihren Weg bekamen. Zunächst Matthias. Gegen Ende der Bezirksschulzeit verlor er mehr und mehr seinen Elan. Wir trafen ihn oft wie erschöpft ausgestreckt am Boden liegend an. Wir dachten an Wachstums müdigkeit. Doch auf die Dauer beunruhigte uns die merkwürdige Apathie. Was nach Beendigung der Bezirksschule geschehen sollte, wusste er nicht zu sagen. Ob Eintritt in die Kantonsschule, der Beginn einer Lehre – nichts interessierte ihn. Spezielle Hobbys hatte er keine entwickelt. Sportlich war er nie gewesen, mit einer Ausnahme: zusammen mit seinem Vater fuhr er sehr gern und kühn Ski. Aber Kameraden hatte er keine, mit denen er Fussball spielte oder Velotouren unternehmen wollte. Sein grosses Vergnügen waren Solovelofahrten durch die Waldwege Unterentfeldens über Wurzeln, Stock und Stein. Bücher sagten ihm wenig. Was tun? In ihrer Ratlosigkeit konsultierten die Eltern den staatlichen Berufsberater. Der Bericht lautete niederschmetternd: Intelligenzquotient derart tief, dass vom Beginn einer Lehre eher abzuraten sei. Man empfehle eine Anlehre bei Brown Boveri in Baden. Wir waren entsetzt. Seminardirektor Schaefer in Wettingen wies uns an einen guten privaten Berater in Zürich. Anlässlich der ersten Konsultation offerierte dieser – für gutes Geld natürlich – This zuerst einen Kaffee und leitete das Gespräch mit der jovialen Frage ein: «Junger Mann, was würdest Du tun, wenn Du über eine Million Franken verfügen könntest?» This: «Das ist eine abwegige Frage. Ich werde sowieso nie über eine Million Franken verfügen». Damit war der Misserfolg der Besprechung vorprogrammiert. Wir verzichteten auf weitere Fahrten nach Zürich.

Diese Situation von This war der Grund, warum wir ihn an jene bereits erwähnte erste Konsultation zu Dr. Bauer mit seiner Mutter zusammen nach Landquart genommen hatten. Nach der Untersuchung meinte der Arzt: «Ich sehe es; ich sehe es. Dem jungen Mann kann geholfen werden. Aber auch ihm kann ich eine Fastenkur – wenn auch nur von 14 Tagen Dauer – nicht ersparen». So waren, denn Mutter und Sohn ab 14. Juli 1959 gleichzeitig Fastenpatienten gewesen. This hielt sich tapfer. Kur, Medikamente und die neue Kost krepelten ihn völlig um. Die Prüfung in die Kantonsschule Aarau im März 1960 bestand er spielend.

Verweilen wir gerade bei diesem Jahr 1960! Im März und im Oktober nahm ich an Konferenzen in England teil. Der September sah mich in Amsterdam und Rotterdam. Im November hielt ich mich in Berlin auf, wo ich am Rand einer Tagung selbstverständlich Familie Arlt einen Besuch abstattete. Überdies hatte ich meinen Eltern eine Autoreise offeriert. Es war dies ein Geschenk zum fünfundsiebzehnten Geburtstag der beiden. So fuhr ich denn vom 2. bis 6. Oktober mit Vater und Mutter über die Schwarzwaldhochstrasse ins Moselgebiet bis Trier. Es folgte ein Abstecher nach Luxemburg, und schliesslich ging es via Saarland wieder Helvetien zu. Ich darf wohl sagen, dass meine Eltern diese – von mir sorgfältig vorbereitete – Tour und ihren Sohn dazu sehr genossen haben.

Als absoluter Höhepunkt jedoch sei die unvergessliche Fahrt, die die ganze Familie bis nach Schweden brachte, in den Annalen festgehalten. Den Studebaker liessen wir von einem uns gut bekannten Mechaniker in Obererinsbach umbauen» Die heute selbstverständlich gewordenen Liegesitze kannte man damals noch nicht. Mechaniker Lüthy aber konstruierte solche für uns nach Mass. Somit war es möglich, die Söhne im Zweierzelt bei Übernachtungen unterzubringen, währenddem die Eltern bequem ausgestreckt im geräumigen Wagen schliefen. Vom 13. Juli bis 7. August dauerte die Fahrt, eingeschlossen 14 Tage Ferienaufenthalt im Weekend-Haus der Pfarrerfamilie Isidor Sundberg.

Es war ein regnerischer, launenhafter Sommer mit vielen Wolkenbrüchen. Ja, in Schweden herrschte praktisch während der 14

Tage, die wir im Blockhaus von Munkstrand verbrachten, ein Dauerregen, so dass wir uns nur für kurze Zeit im Seelein, dessen Temperatur um 15 Grad herumpendelte, «erfrischten». Mehr als einmal sahen wir uns gezwungen zu heizen!

Einige wenige Glanzlichter der Reise seien hier vor dem Vergessenwerden bewahrt. In Strasbourg-Bischheim waren wir bei Pfarrer Rosenstiehl über Nacht. Ich hatte den lebenswürdigen, allzeit versöhnlichen Mann im «Arbeitskreis für evangelische Information in Europa» kennen und schätzen gelernt. Seine Gattin gab uns nach dem Abendessen interessante Einblicke in das Arbeitsgebiet ihres Mannes, der gerade im Militärdienst abwesend war.

Die Lüneburger-Heide, wo wir auf einem hübschen Zeltplatz unserer Biwak aufschlugen, gefiel uns allen so gut, dass wir bereits Pläne schmiedeten für die kommenden Sommerferien. In Hamburg stellten wir den Studebaker am Stadtrand ab, mieteten einen Taxi, der eine Stunde lang mit uns Sight-Seeing machte. Am Hafen bestiegen wir ein Boot. Die überaus eindruckliche Rundfahrt zeigte uns viel Ungewohntes. Mit dem Tram liessen wir uns in die Gegend zurückbringen, wo unser Auto abgestellt war. Wir hatten die liebe Mühe, es im Gewirr der Strassen zu entdecken.

Husum schlossen wir besonders ins Herz. Nicht nur im Hause Theodor Storms, sondern im ganzen Städtchen glaubten wir etwas von dessen Geist zu verspüren.

Über eine Stunde verweilten wir im Schlossmuseum Gottorf zu Schleswig. Ich interessierte mich vor allem für die ausgezeichnet präsentierten Funde, die sich über den immensen Zeitraum von 15'000 bis 8'000 vor Christus erstreckten. Die Söhne begeisterten sich dagegen für das 12 Meter lange Wikingerschiff aus der Zeit 400 nach Christus. Die gut erhaltenen Moorleichen liessen uns alle etwas erschauern.

Odensee in Dänemark wurde zu Christian Andersens Ehren aufgesucht. Auch die Kathedrale gefiel uns sehr. In Aarhus besuchten wir den Dom, um die von Albert Schweitzer restaurierte Orgel zu sehen. Welch ein Glück! Wir sahen sie nicht nur, wir hörten sie auch. Zufälligerweise übte der Organist.

Das Freilichtmuseum bildete die grosse Attraktion für die Buben. Etwa 50 Häuser, wie sie im 17. Jahrhundert in Jütland gebaut wurden, waren hier versammelt. Wir staunten über die schmalen und kurzen Bettgestelle. Offenbar waren die Menschen damals im Durchschnitt wesentlich kleiner als heute.

Die Überfahrt auf dem Fährschiff von Frederikshavn nach Göteborg fand bei untergehender Sonne statt. In Schweden um 22 Uhr angelangt, hatte der Chauffeur zunächst etwelche Mühe mit dem Linksverkehr. Wir fanden das uns empfohlene Hotel in der Postgatan. Es war besetzt. Verzweifelt fuhren wir Richtung Trollhättan weiter. Nirgends war ein Hotel zu sehen. Schliesslich wurde um 23 Uhr 45 am Strassenrand das Zelt aufgestellt. Alle waren zu müde, um noch die Liegesitze zu montieren. Vater und This sanken im Zelt auf die Luftmatratzen, Mutter und Christian lagen quer auf den Autositzen.

In Ludvika angekommen, suchten wir unsere Freunde, das Ehepaar Isidor Sundberg auf. Wir trafen dort Erika Heuberger aus der Schweiz und einen finnischen Freund des Pfarrerpaares. Nach einer kurzen Stärkung ging's weiter zum Weekendhaus auf Munkstrand.

Eines Tages wurden wir nach Borlänge eingeladen. Sven Laurell, der Schwiegersohn des Ehepaares Sundberg, amtete dort als Pfarrer. Seine Frau, Magda Laurell, entpuppte sich als talentierte Porträtmalerin. Spontan bestellte Erika bei ihr ein Bild von Roger. Sie versprach, ein solches nach einer Foto zu konterfeien. Es hängt heute in St. Michel. Böse Zungen behaupten, Magda habe die Züge ihres Mannes in das Gesicht Rogers hineinprojiziert. Sei dem, wie ihm wolle. Die meisten Porträts sind bekanntlich Idealisiert.

Auf der nicht enden wollenden Fahrt durch die Wälder zwischen Munkstrand und Borlänge hat Christian einen Elch gesehen. Wir haben ihn noch lange wegen seiner grossen Phantasie geneckt. Die Rückreise führte uns via Helsingfors nach Kopenhagen. Wie ganz anders fühlten wir uns in Dänemark. Die Leute waren viel freundlicher und entgegenkommender als in Schweden. In Dänemark



wurde uns warm ums Herz, in Schweden froren wir äusserlich und innerlich – nicht bei unseren Gastgebern und nicht bei Magda und Sven. Aber in den Läden wurden wir unfreundlich bedient. Niemand gab sich die geringste Mühe, uns über die sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten hinwegzuhelfen.

In Deutschland kämpften wir uns durch einen fürchterlichen Platzregen zum Dom von Lübeck durch. Auch hier legten wir das Gelöbnis ab, bei besserem Wetter wiederzukommen. Die Stadt atmete einen besonderen Geist. Ohne Zwischenfall erreichten wir die «Erlimatt».

Nicht vergessen bleibe, dass am Palmsonntag des Jahres 1960 die Konfirmation von This in Aarau stattgefunden hat. Anwesend waren die beiden Grosseltern paare, Jakob und Martha Bosshart, Frau Züst und der Pate Teddy Wegmann, die Patin Meta Engel, ihr Gatte Werner und ihre Söhne Robert, Fredi und Thomas.

Am Abend kreuzten Ursula und Joachim Amsler auf, begleitet von unseren Schaffhauser-Freunden, Melcher und Lisebethe Werner, Heier und Schwölle Rost.

Das wohl schönste Konfirmationsgeschenk dürfte für This in den Autofahrstunden bestanden haben, die Vater dem noch nicht ganz 16-jährigen auf einsamen Waldwegen Unterentfeldens erteilte. Im Blick auf die oben geschilderte Schwedenreise hielt es das Familienoberhaupt für angebracht, den heissen Wunsch des Sohnes zu erfüllen.

Im Falle eines Falles hätte ein dritter Lenker entscheidend Hilfe leisten können. Am Tage nach der Konfirmation begann Roger freiwillig auf eigene Faust ein achttägliches Totalfasten, um die Sünden reichlicher Mahlzeiten abzubüssen. Die daraufhin erfolgte Reaktion Dr. Bauers am Telefon: «Wunderbar, wunderbar!».

Auch der traurigste Tag des Jahres 1960 bleibe nicht vergessen. Am 25. August verunfallte Hans Amsler zusammen mit einem Kameraden in der Gegend des Distelberges unweit der Wohnung von Dr. Amsler mit dem Velo schwer. Der herbeigeeilte Arzt stellte einen Schädelbasisbruch und einen doppelten Arm- und Beinbruch fest. Hanslis Kamerad war mit leichteren Verletzungen davongee-

kommen. Im Spital gelang es nicht, Hans aus seiner tiefen Bewusstlosigkeit heraus zu führen. Tag für Tag hofften die Eltern auf ein Wunder. Am 6. September verliess uns Hans für immer, ohne aus dem Koma erwacht zu sein. Die seelische Erschütterung der Mutter Hanslis hielt über Monate hindurch an. In ihre Trauer versponnen, irrte sie oft stundenlang in den Wäldern von Unterentfelden umher. Sie fand nie mehr zu ihrer einstigen Spontaneität und Ungezwungenheit zurück.

Das Jahr 1961 zeichnete sich durch eine gewisse Turbulenz und eine neue Weichenstellung aus. Vorab ist der immer mehr anschwellende Besucherstrom zu erwähnen, den die Hausfrau und Sekretärin oft kaum bewältigen und verkraften konnte. Es erschienen Bekannte, Freunde, ehemalige Schüler und Schülerinnen, ganze Schulklassen zu sogenannten offenen Abenden, Mitarbeiter der Reformierten Schweiz aus dem In- und Ausland, Graphiker, Autoren, Fotografen, dies besonders darum, weil unsere Zeitschrift einen völlig neuen «Look» durch die Mitarbeit eines tüchtigen Inseratenacquisiteurs bekommen hatte.

Auch meine Eltern suchten über die Wochenenden regelmässig unsere «Erlimatt» auf, hatten sie doch im benachbarten Suhr eine Zweitwohnung gemietet. Ferner besuchten uns erneut Dr. Arlts aus Berlin; auch Isidor Sundberg mit Gattin aus Schweden und der Kunsthistoriker Dr. Rotermond aus Göttingen zählten zu unseren Gästen. Eines Tages stellte Hans Graf, der eine schwere Scheidung hinter sich hatte, uns Esther Müller aus Oberentfelden vor und gestand, dass sie beide im Monat September zu heiraten beabsichtigten.

Eine zusätzliche Arbeit mit internationalem Zuschnitt wurde mir durch den Besuch von Pfarrer Gugolz zuteil. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, in der Schweiz einen Ableger der Austauschorganisation «International Christian Youth Exchange» (I.C.Y. E.) aufzubauen. Er suchte deshalb einen Mitarbeiter, der die nötigen Kontakte zu den Mittelschulen herstellen könnte. Da an den von mir betreuten Schulen der «American Field Service» (AFS) gut eingeführt war, aber regelmässig die Anmeldungen bei

weitem nicht zu berücksichtigen vermochte, erklärte ich mich bereit, diesen auf christlicher Basis arbeitenden parallelen Austausch zu unterstützen.

So bescherte denn auch 1961 uns manche Reise. Im April fuhr unsere Familie mit einer Schülergruppe nach Taizé. Im Mai fand in Wien eine Tagung des «Arbeitskreises für evangelische Information in Europa» statt, an die Erika mich begleitete. Es war nicht immer leicht, allen Verpflichtungen gerecht zu werden, aber unsere ausgezeichnete Teamarbeit und ein gewisses Organisationstalent halfen uns, auch komplizierte Situationen zu meistern. So hielt ich am 30. April in Bubikon Predigt und Kinderlehre. Von dort aus fuhren Erika und ich direkt weiter Richtung Arlberg-Wien. Am 5. Mai auf der Rückfahrt von Wien erledigten wir in der Druckerei Huber in Frauenfeld den Umbruch unserer Zeitschrift!

Im Juli hatte ich eine Schülergruppe des I.C.Y.E. nach Brüssel zum Abflug in die USA zu begleiten. Im August nahm ich in Taizé an der bereits erwähnten denkwürdigen Konferenz mit den katholischen Bischöfen teil.

Die «World Association for Christian Broadcasting» hatte beschlossen, eine 5-tägige Konferenz im Monat September im Lande des «European Representative» abzuhalten. Das hiess, dass die Hauptarbeit der Organisation dieser Tagung auf meinen Schultern lastete. Wohl gingen mir Mitglieder der deutschschweizerischen kirchlichen Radiokommission an die Hand. Aber es galt, ein verlockendes Programm zusammenzustellen, das hohen Ansprüchen genügen würde. Die offiziellen Empfänge durch Behördenvertreter, kirchliche Instanzen und Medienschaffende waren zu arrangieren. Ich hatte zwei Konferenztage in Zürich vorgesehen, einen in Genf – Flug mit Swissair hin und zurück – und anderthalb Tage in St. Gallen. Kaum war die Konferenz erfolgreich beendet, kam Betttag in Sicht, an welchem ich über Beromünster eine Ansprache zu halten hatte.

Im Oktober reiste die ganze Familie nach München. Es war zwar keine reine Vergnügungsfahrt. Bei Erika hatten sich die Grenzen

von Dr. Bauers Kunst gezeigt. Meine Gattin war keine gute Fasterin. Totalfasten hatte sie gar nie versucht, aber auch das blossе Früchtefasten – Bananen und Gurken – bekam ihr nicht. Depressionen waren regelmässig die Folgen. Frau Pfarrer Müller hatte uns deshalb den Rat erteilt, Dr. Trampler in München aufzusuchen. In der Zeit vom 8.-15. Oktober fanden 17 Sitzungen für Erika statt. Leider war auch hier der Erfolg nicht von Dauer. Rückblickend lässt sich wohl festhalten, dass ein besseres Ergebnis dieser Behandlungen auch kaum zu erwarten stand, denn Erikas Belastungen standen im krassen Missverhältnis zu ihrer zarten Konstitution. Und dies gerade im Jahre 1961: wie viel Unvorhergesehenes häufte sich an! Im Januar fiel This im Turnen unglücklich vom Pferd. Man stellte einen Abriss der Elle fest. Der Arm wurde in Gips gelegt. This war somit an der Teilnahme des Skilagers verhindert. Irgendwie musste ihm Ersatz geboten werden. Das war Mutters Aufgabe. Die nächste Hiobsbotschaft kam aus Biel. Bei unserer Rückkehr aus Taizé am 15. April lag unter der aufgelaufenen Post die Todesanzeige von Schwager Werner Engel. Er hatte auf einer Geschäftsreise in Paris einen Herzschlag erlitten. Am 16. reiste Erika zur Beerdigung nach Biel, um ihre Schwester zu trösten. In den darauf folgenden Wochen und Monaten wurde es einfach nötig, diese Fahrten, so oft es zeitlich zu machen war, zu wiederholen. Meta, die sehr tapfer war, aber nun plötzlich mit ihren drei Buben und dem Geschäft allein dastand, brauchte den schwesterlichen Zuspruch unbedingt. Darüber hinaus aber wurden Erika und ich im Jahre 1961 dadurch seelisch ausserordentlich belastet, dass ein Stellenwechsel in der Luft lag. Einerseits war das Dossier «Brückenbauer» pendent, andererseits lag eine Anfrage vor, ob Roger bereit wäre, eine Dozentur für Neues Testament in Yaounde (Kamerun) zu übernehmen. Zum dritten hatte die Kirchengemeinde Stäfa, wo eine Pfarrstelle frei wurde, ihre Fühler ausgestreckt.

Die Tätigkeit beim «Brückenbauer» lockte mich am meisten, nicht zuletzt darum, weil wir in diesem Fall unser schönes Heim nicht hätten aufgeben müssen. So trat ich denn im Juli in

Zürich die «Schnupperlehre» an, die – wie ich bereits geschildert habe – rasch zu Ende ging.

Die Verhandlungen bezüglich Yaoundé waren ins Stocken gekommen, da die Missionsgesellschaften der Romandie, welche zusammen mit der theologischen Fakultät der Universität Genf die Verantwortung für dieses Projekt trugen, ohne Nachricht aus Kamerun blieben. Anders verhielt es sich mit Stäfa. Die Pfarrwahlkommission hatte meine Schulstunden in Wettingen besucht, anschliessend war sie in meiner Predigt vom 30. April in Bubikon anwesend, schliesslich erschien sie am 3. Juni in der «Erlimatt», um uns zu testen. Als am 22. Juli das Experiment «Brückenbauer» seinen negativen Abschluss fand, sagte ich in Stäfa zu. Das Ergebnis der Urnen-Wahl, die auf den 10. September angesetzt war, wurde mir noch, während ich die Tagung der «World Association for Christian Broadcasting» präsierte, mitgeteilt. Somit stand für unsere Buben ein Schulwechsel bevor. Christians künftigen Lehrer kannten wir bereits, war er doch Mitglied der Stäfener Pfarrwahl-Kommission gewesen. Mit Matthias war es schwieriger. Wir reisten nach Wetzikon und wurden vom Rektor der dortigen Kantonsschule zu einer Unterredung empfangen, da sich für diesen Schulwechsel Probleme stellten, kannte doch der Kanton Zürich im Gegensatz zum Kanton Aargau die siebeneinhalbjährige Gymnasialzeit, währenddem im Kanton Aargau an vier Jahre Bezirksschule sich vier Jahre Kantonsschule anschlossen. Rektor Altweg erklärte uns: «Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder tritt Matthias in die Klasse ein, in die er altersmässig gehört. In diesem Fall ist er mit seinen Kenntnissen ein halbes Jahr im Rückstand. Wir haben noch nie erlebt, dass jemand in der Lage war, dieses Manko aufzuholen. Die andere Lösung: Matthias tritt in die untere Klasse ein. Er hätte unter diesen Umständen einen komfortablen Vorsprung, der ihm den Übergang an eine neue Schule und das Einleben in einen neuen Klassenverband erleichtern würde».

Wir entschlossen uns für die Variante eins, wobei Matthias eine Probezeit von einem Vierteljahr zugebilligt wurde, in welchem er den fehlenden Stoff aufzuarbeiten hätte.

Da This am 23. Oktober in Wetzikon anfangen musste, der Umzug nach Stäfa aber erst Ende November erfolgen konnte, da das neue Pfarrhaus nicht früher bezugsbereit war, suchten wir für unseren Sohn eine Unterkunft mit Pension in Wetzikon, wobei die «Pen- darin sich erschöpfte, dass This Gelegenheit geboten wurde, seine Dr. Bauer-Kost weiterzuführen. Pfarrer Coulin machte ein nettes Zimmer frei und stellte mit Erstaunen fest, wie eisern This seine Karotten, Gurken, Bananen und Äpfel samt Vorzugsmilch am Tisch, wo verlockende Düfte zur Decke stiegen, verzehrte.

Der Erfolg gab Dr. Bauer und This recht. Am 23. März des folgenden Jahres wurde unser Sohn in Wetzikon definitiv aufgenommen. Ohne Schwierigkeiten bestand er später mit seiner Klasse zusammen – ein halbes Jahr vor seinen Aarauer Mitschülern – die Matur.

Doch ich bin vorausgeeilt. Die Wahl nach Stäfa stellte uns vor die Frage, ob wir unseren Sitz in Unterentfelden vermieten oder verkaufen sollten. Wir entschlossen uns für Vermieten. Dann begann Keuli – wenigstens im Geist – zu packen. Da Christian im Klavierspiel einige Fortschritte gemacht hatte, verkaufte Keuli kurzerhand den «Frentzel», auf dem ich seinerzeit meine ersten Noten in Töne verwandelt hatte. Sie war der Meinung, dass in ein neues Haus auch ein neues Instrument gehöre. Noch vor der Münchner-Reise kauften wir bei Hug in Zürich – beraten vom Stäfner Organisten und Klavierlehrer Pfenninger – einen Bechstein-Flügel, der direkt ins Pfarrhau's geliefert wurde. Mit dem Lagerhaus Aarau wurde der Umzugstermin auf Ende November festgelegt.

Ausgerechnet in dieser Umbruch- und Aufbruch-Situation bestieg ich am 29. Oktober das Flugzeug nach Bombay, um an der Weltkirchenkonferenz in New Delhi teilzunehmen. Dort, in New Delhi, träumte mir zwar, Keuli habe in meiner Abwesenheit auf eigene Faust gezügelt. Es gibt Träume, die nicht Schäume sind. In der Tat, bei meiner Rückkehr gestand mir meine Gattin auf dem Flughafen Kloten, wir würden direkt nach Stäfa fahren; die Übersiedelung sei bereits am 15. November bei bestem Wetter erfolgt.

Am Sonntag, den 3. Dezember, fand die feierliche Installation statt. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Doch darf ein kurzer Bericht über meine Indienfahrt am Schluss dieses Kapitels nicht fehlen.

Weltkirchenkonferenzen gehören zu den Grossereignissen, die nicht nur im kirchlichen Bereich, sondern weit darüber hinaus Beachtung finden. Dies war 1961 ganz besonders der Fall, weil auf der Traktandenliste unter anderem die Aufnahme der russisch-orthodoxen Kirche in den oekumenischen Rat der Kirchen figurierte. Natürlich war nicht die russische Untergrundkirche oder Märtyrerkirche gemeint, sondern jene, die ihren Frieden mit dem Staat im sogenannten vaterländischen Krieg gemacht hatte und die seither, wie weiland ihre Vorgängerin unter den Zaren, ein gehorsames Werkzeug der Staatsmacht geworden war. Zwei Tendenzen waren im Laufe der vorbereitenden Gespräche sichtbar geworden: die Befürworter einer Aufnahme fochten mit dem Argument, dass ein möglichst weitgespannter Fächer der Mitgliedskirchen wünschbar sei, unter Hintanstellung aller übrigen Bedenken. Die Gegner warnten vor einer unwillkommenen Infiltration, weil die Zukunft zeigen werde, dass die russische Kirche

nur dann für ihre Delegierten das Visum erhalte, wenn sie sich bereit erkläre, als verlängerter Arm des Staates im Schosse der Genfer Institution zu wirken. Damit bekam die Weltkirchenkonferenz in Delhi eine politische Dimension, die der Konferenz ein ganz besonderes Gewicht verleihen sollte.

Die «World Association for Christian Broadcasting» tagte aus zwei Gründen gleichzeitig in New Delhi. Einerseits hatte sie sich zu einem nicht mehr wegzudenkenden Partner des Weltkirchenrates entwickelt, sachverständig für Medienfragen, wie sie es war. Andererseits nahmen die in Delhi versammelten Repräsentanten der «World Association» die Gelegenheit wahr, die Delegierten aus Asien und Afrika zu informieren und ihnen nahe zu legen, auch in ihren Kirchen Spezialisten für kirchliche Medienarbeit zu ernennen und mit

ausbilden zu lassen. Diese Bemühungen gingen nicht ins Leere. In den darauf folgenden Jahren gelang es, in beiden Kontinenten

einen beachtlichen Kreis von kirchlichen Mediensachverständigen ins Leben zu rufen.

Indien war 1961 für viele Europäer noch ein Land voller Geheimnisse und Rätsel. Darum schien es mir richtig zu sein, die weite Reise nicht im Nonstop «Konferenz retour» zu machen. Freund Jakob Bosshart hatte, als er von meinen Plänen Wind bekam, einen ganz grossen Batzen gespendet, der es mir möglich machte, einen schönen Teil des Kontinents zu sehen. Der Zufall wollte es, dass Esther Müller aus Oberentfelden, die inzwischen Frau Graf geworden war, kurz vorher ein halbes Jahr in Indien zugebracht hatte. Sie beriet mich und verschaffte mir eine wertvolle Kontaktadresse in Bombay. Dr. Ratan Sukheswala, Professor für Geologie am St. Xavier College in Bombay, erklärte sich nicht nur bereit, mich am Flugplatz abzuholen, sondern für die ersten Tage in seinem Heim zu beherbergen.

Am 29. Oktober begleiteten mich meine Familie und die Zürcher Eltern auf den Flugplatz Kloten. Doch unser Vogel hob sich nicht in die Lüfte. Infolge eines Defektes wurden wir eingeladen, auszusteigen und ein Nachtessen im Restaurant einzunehmen. Anschliessend führte man uns ins Gartenhotel Winterthur zum Übernachten. Erika war nicht wenig erstaunt, als ich ihr von dort aus nach Unterentfelden telefonierte.

Frühmorgens erfolgte der Abflug über Beirut nach Karachi. Schon in Beirut dauerte der Aufenthalt länger als vorgesehen, und in Karachi erklärte das Personal, dass eine weitere Reparatur vorgenommen werden müsse. Wir wurden ins Hotel gebracht. Der Schlaf war kurz. Um 3 Uhr morgens weckte man uns. Mit etwas gemischten Gefühlen bestiegen die meisten von uns das Flugzeug. Doch glücklich erreichten wir Bombay. Ratan Sukheswala winkte mir zu. e Man hatte in Bombay am Tage vorher die Information durchgegeben, dass wir mit grosser Verspätung eintreffen würden.

Die Fahrt vom Flughafen per Taxi in die Stadt machte mir unmissverständlich klar, dass ich mich in einer völlig andern Welt mit anderen Wertvorstellungen befand. Das menschliche Le-



ben galt so wenig, dass der Fahrer rücksichtslos sein Tempo beibehielt, auch wenn Menschen auf der Strasse gingen. Wie Hühner wurden sie aus dem Weg gescheucht. Wehe dem, der nicht schnell genug das Weite suchte!

Die Familie Sukheswala gehörte der Parsi-Religion an. Es war für mich äusserst interessant, die Parsi-Bräuche kennen zu lernen, zumal ich das Glück hatte, an eine Parsi-Hochzeit mitgenommen zu werden, wo man mich überall als «High Priest from Switzerland» vorstellte.

Dr. Sukheswala zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten Bombays. Die Vespa-Fahrten – ich auf dem Sozius-Sitz – jagten mir oft den baren Schreck in die Knochen.

Von Bombay aus führte mich die Bahn zu den Buddha-Heiligtümern von Sanchi, dann gings über Jaipur-Agra nach Delhi. Einen absoluten Höhepunkt bildete der Abstecher zum Taj Mahal, einem Denkmal, das die vollendete Harmonie verkörpert, errichtet zur Erinnerung an eine geliebte tote Frau.

Auf der Rückreise verbrachte ich nochmals zwei Tage bei Ratan und seiner Frau Perin. Wir sind gute Freunde geworden. Beide haben uns in Stäfa besucht, und unser Sohn Christian und seine Frau Barbara waren auf ihrer Indien-Ceylonreise deren Gäste. Auch nach dem frühen Tod Perins sind die Kontakte nicht abgebrochen. Einmal im Jahr gehen Briefe hin und her.

## Pfarramt in Stäfa 1961 – 1965

Stäfa (auch Stäfen, franz. Estavayer) ist durch Goethes Besuch der literarischen Welt bekannt. An die erlauchte Visite erinnern übrigens die Goethestrasse, ein Gothestübchen und ein Goethe-Bänkli, von welchem aus der See in seiner ruhigen Majestät weit überblickbar ist. Weinkenner rühmen den Klevner, der an den Hängen und in den Mulden, die der Sonne und dem Föhn zugewendet sind, reift. Ein Dorfzentrum bestand 1961 nicht. Das Gemeindehaus lag in Bahnhofnähe. Die Kirche und das benachbarte Schulhaus Kirchbühl thronten jedoch eine gute Gehviertelstunde vom Bahnhof entfernt am schönsten Punkt des Ortes. Das Dorf ist aus sogenannten Wachten, die heute eingemeindet sind, zusammengewachsen. Die alten Namen sind geblieben: Uelikon, Redlikon, Mies, Dorf und Uerikon. Die Kirche hat der historischen Entwicklung insofern Rechnung getragen, indem noch 1961/62 Bibelstunden in Uelikon und in Redlikon abgehalten wurden. In der Ritterhauskapelle Uerikon jedoch fand einmal im Monat ein Abendgottesdienst statt.

Als wir das Amt antraten, befand sich die Gemeinde in einem Übergangsstadium. Noch hatten in den Behörden die alten, eingewachsenen Stäfner das Sagen. Der Zuzug aus der Stadt war aber bereits kräftig im Gang. Nicht nur die politische Gemeinde, auch die Kirche stand vor der nicht leichten Aufgabe, die Neuankömmlinge zu integrieren. Die Einwohnerzahl stieg sprunghaft an. Die Bodenpreise folgten nach. Das kirchliche Leben war stark von der Tradition geprägt. Mein Vorgänger, Pfarrer Pfaff und Frau, entsprachen weitgehend dem verbreiteten Pfarrerbild: Herr Pfarrer war leutselig und dienstbereit, Frau Pfarrer arbeitete in der Zürichseetracht im Garten. Sein Kollege, Pfarrer Hunziker, stammte aus einer Theologenfamilie. Ihm lag der Amtsstil im Blut. Zudem hatte Stäfa bis anhin wenig Pfarrerwechsel gekannt. Pfarrer Pfaff und dessen Vorgänger hatten der Gemeinde über Dezennien gedient. So ging alles seinen guten Gang.

Ich selber musste mich gehörig umstellen. Neben Gottesdienst und Kasualien brachte der pfarramtliche Alltag Aufgaben, deren

ich seit Langem entwöhnt war: Bibelstunden, Altersnachmittage, Betreuung des Missionsvereins, Religionsunterricht auf der Sekundär- und Realschulstufe, Konfirmandenunterricht, Führung von Konfirmandenlagern, Arbeit mit der «Jungen Kirche». Keuli hatte sich besonders des Missionskränzchens anzunehmen und wurde selbstverständlich zum Mitsingen im Kirchenchor erwartet.

Bald merkte ich, dass kirchlich Stäfa eigentlich aus zwei Gemeinden bestand. Jeder Pfarrer hatte sozusagen seine «Hausmacht». So bestanden zwei Missionskränzchen, zwei Seelsorgekreise; auch die in der Gemeinde liegenden Heime gehörten zur «Domäne» des einen oder des andern Pfarrherrn. Wo man aber hätte aufteilen sollen, zum Beispiel in der sonntäglichen Kinderlehre, blieb man beim Alten. Ich musste kapitulieren und den pädagogischen Unsinn mitmachen, rund 200 spritzige und quicklebendige in der Kirche versammelte Kinder zu «unterrichten». Dass der Sigrist wie ein Polizist dauernd die Reihen auf und nieder schreitend für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte, sei nur nebenbei erwähnt. Darin bestand ja das Dilemma des Neulings: sollte er sich als reibungslos funktionierendes Rädchen dem Bestehenden einordnen oder ausbrechen und damit unerfreuliche Auseinandersetzungen heraufbeschwören? Neben der Arbeit an der «Reformierten Schweiz», die ich mit Einwilligung der Kirchenpf lege 'weiter führ te , blieb mir weder Zeit noch Kraft, jenen Weg einzuschlagen, der mir eher konform gewesen wäre. Ich musste mich damit begnügen, neben den traditionellen Geleisen dann und wann etwas auf die Beine zu stellen, was mir wirklich Freude machte. So vereinbarte ich mit dem Kinobesitzer, dass er mir an seinen flauen Tagen von Zeit zu Zeit sein Etablissement zur Verfügung stellte. Ich zeigte gute Filme, in die ich eine Einführung gab und auch anschliessend zur Diskussion des Gesehenen bereit war, während der Eigentümer des Kinos die Eintritte kasieren konnte. Wir verlangten nämlich die üblichen Preise, weil das, was nichts kostet, nichts wert ist.

Als eine Sängerin schwarzer Hautfarbe bei einer Stäfener Familie zu Gast war, organisierte ich mit ihr zusammen einen Abend

mit Negro-Spirituals. Der Erfolg war so gross, dass wir aus Platzmangel Leute abweisen mussten.

Gern war ich mit der «Jungen Kirche» zusammen. Einige ihrer Mitglieder setzten sich aktiv ein und liessen sich gewinnen, selber – natürlich unter meiner Mithilfe – in der Kapelle Uerikon liturgische Gottesdienste mit moderner Musik und Kerzenlicht ganz im Sinne von Taizé zu gestalten. Das war 1961/62 unerhört und wirbelte viel Staub auf. Heute werden Konfirmationen in diesem Stil als Novum angepriesen. Auch thematische Kurse, für die ein bescheidener Obolus zu entrichten war, führte ich im Winterhalbjahr ein. Der Kurs «Mensch und Arbeit» war ausserordentlich gut besucht.

Hie und da liess ich eine Schauspielgruppe aus Deutschland in der Kirche auftreten. Zwei oder drei Mal boten sie Werke dar, die Erica von Schulthess verfasst hatte. Auf diesem Weg lernte ich die Autorin, die in Zürich-Witikon wohnhaft war, und ihren Gatten kennen. Keuli und ich waren in der Folge oft bei dem sehr kultivierten und künstlerisch interessierten Paar eingeladen. Frau von Schulthess entpuppte sich nicht nur als grosszügige Mäzenin, die junge Talente förderte; sie hatte selber als Bildhauerin und Schriftstellerin Beachtliches geschaffen. Ihren Roman «Der Ring der Liebe» schätze ich sehr.

Die obigen Passagen spiegeln leider die Wirklichkeit der damaligen Situation der Kirchgemeinde. Obwohl ich mich bemühte, mit meinem Kollegen loyal zusammen zu arbeiten, liess es sich nicht vermeiden, dass gewisse Anlässe unter dem Patronat Hunziker, andere unter der Fahne Ley über die Bühne liefen.

Nachdem ich am 3. Dezember 1961 installiert worden war, hatte ich in der Anlaufzeit keine Musse, mich langen Überlegungen hinzugeben. Die Vorweihnachtszeit, Weihnachten und Neujahr liessen uns kaum zum Aufatmen kommen.

Der 3. Januar bescherte uns Berge von Schnee. Das Auto blieb in der Garage blockiert. Zum Umbruch in Frauenfeld und zum Hebräisch-Unterricht in Aarau konnte ich nur mit der Bahn gelangen.

Für Besuche im Opernhaus oder Schauspielhaus blieb uns – entgegen unseren Hoffnungen – keine Zeit. In der ganzen Saison reichte es nur dazu, die eindruckliche Wiedergabe von Shakespeare's «Romeo und Julia» in englischer Sprache zu geniessen. Private Reisen musste man sich geradezu abstehlen, wollte man das Pfarrhaus nicht verwaist lassen. So fuhr Keuli zu ihrer Schwester nach Biel nur dann, wenn ich in Stäfa hüten konnte. Die Umstellung war für uns beide gross.

Zur Taufe von Michael Graf am 11. Februar reiste ich allein nach Aarau. Michael war der Erstgeborene. Durch ein Versehen im Spital hatte man unterlassen, die Massnahmen, die bei Rhesuskindern nötig sind, rechtzeitig vorzukehren. Michael war infolgedessen cerebral gelähmt. Hans und Esther baten mich, die Patenschaft zu übernehmen, was ich von Herzen gern tat.

Fröhlicher war eine Feier am 20. Mai. Keuli fuhr allein zur Taufe von Martin Züst nach St. Gallen. Unsere Freundin aus der Wintersinger-Zeit hatte nach zwei Mädchen einem Stammhalter das Leben geschenkt. Keuli wurde zu Martins Patin erkoren.

Allerlei Sorgen blieben uns nicht erspart. Am 15. März verunfallte This im Turnen. Er musste am Kinn genäht werden. Am 20. März bekam Christian einen Anfall von Tetanie durch Hyperfiltration des Gehirns. Der Arzt musste notfallmässig herbeigerufen werden. Ein paar Tage später lag Keuli mit einer schweren Grippe im Bett. Doch von Ausspannen konnte nicht die Rede sein. Erst in den Sommerferien liess sich die gewissenhafte Hausmutter überreden, ein paar Tage in der «Krone» in Malans zuzubringen, um von dort aus Dr. Bauer so oft, wie nötig, konsultieren zu können. Doch hielt sie das Alleinsein nicht aus. Nach Ablauf von drei Tagen trat Keuli die Heimreise an!

Am 5. Oktober musste Vater Linder ins Bezirksspital Affoltern a.A. eingeliefert werden. Nach einiger Zeit wurde er entlassen mit der Auflage, regelmässig zu Bluttransfusionen zu erscheinen. Am 16. November wurde er erneut hospitalisiert. Im Dezember hat er uns für immer verlassen.

Auch die Hiobsnachricht, dass Robert Engel im Militärdienst mit einem Jeep verunglückt sei, hat uns in Aufregung versetzt. Glücklicherweise erwiesen sich die Verletzungen als nicht allzu schwer. Nur eine gute Nachricht traf 1962 ein. This wurde am 23. März definitiv in die Kantonsschule Wetzikon aufgenommen. Um seinen grossartigen Einsatz zu belohnen, schickten wir ihn vom 5. - 19. April nach England. Unser Freund vom «Arbeitskreis für evangelische Information in Europa», Mark Gibbs, hatte für eine gute Unterkunft gesorgt und ihn auch in sein Cottage eingeladen. Ein paar Monate später erstand ich von einem Gemeindeglied einen gebrauchten «Deux chevaux». Sobald This die Fahrprüfung hinter sich gebracht hatte, stellte ich ihm das Auto für den Schulweg nach Wetzikon zur Verfügung.

Da mir nur vier Wochen Ferien zustanden, gab es für die Familie weder gemeinsamen Frühlings- noch Sommerurlaub. Dafür entschlossen wir uns, im Herbst für 14 Tage nach der Insel Ischia zu reisen. Mit der Bahn ging's nach Neapel und von dort mit dem Schiff nach Forio. Wegen des starken Wellengangs waren wir genötigt, auf hoher See in eine Fischerbarke umzusteigen, die uns an Land brachte. Man stelle sich Keulis Ängste vor! Aber auch mir war es nicht ganz geheuer. Wir hatten dem Rat eines Aarauer-Freundes Folge geleistet und in einer Pension eine Wohnung gemietet. Es waren zwei dunkle muffige Räume, schlecht equipiert. Auch das Wetter spielte uns einen Streich. Selten schien die Sonne den ganzen Tag. Oft fiel Regen, oder dann stürmte es heftig. Trotzdem badeten wir ausgiebig im Meer. Christian kannte keine Furcht, weder vor dem Wasser noch vor den Zurechtweisungen der Eltern. Auch Keuli wagte sich ins salzige Nass, und zwar an ihrem Geburtstag. Seit zwei Jahren war dies das erste Bad in der Öffentlichkeit! Zwei Mal haben wir die Rundfahrt um die Insel mit dem Bus gemacht und unterwegs gegessen, um die schlechte Verpflegung in der Pension zu kompensieren. Auch die «Reformierte Schweiz» sorgte für Abwechslung. Die Druckerei hatte uns die Maquette zur Korrektur nachgeschickt. Per Express ging sie zurück nach Frauenfeld. Um doch noch einen Lichtblick zu setzen, leisteten wir uns die Heim-

reise im Schlafwagen, und ab Mailand fuhren wir im TEE-Zug durch den Gotthard; im Speisewagen liessen wir uns ein feudales Morgenessen servieren.

Schon Ende 1962 wussten wir beide, dass die Übernahme eines Pfarramtes eine Fehlentscheidung gewesen war. Keuli war nicht glücklich, weil ihr die Rolle einer Pfarrfrau nicht lag. In ihrer grossen Gewissenhaftigkeit sah sie immer nur die Arbeit, die sie oder ich notgedrungenerweise hatten liegen lassen müssen. Ich selber litt ebenfalls unter der Uferlosigkeit der Aufgabe. In der kleinen Gemeinde Wintersingen war man mit dem Pensum, das man sich gesteckt hatte, irgendwie fertig geworden. In Aarau waren die Grenzen ebenfalls festgelegt. Hatte man die Pflichtstunden erteilt und die Vorbereitungsarbeiten geleistet, durfte man ein gutes Gewissen haben. Aber in Stäfa sah man dauernd die Leute vor sich, die man hätte besuchen sollen: Kranke, Alte, Neuzugezogene und vor allem Seelsorgefälle. Denn gerade diese erwiesen sich als ungemein zeitraubend. Dank meiner Schulung, die ich in den USA bekommen hatte, war mir völlig klar, dass in vielen Fällen niemals eine (einzige) Aussprache genügen würde. Ich hatte nicht den Mut, die vielen Randsiedler – denn gerade sie kamen an meine Pfarrhaustür – einfach an einen berufsmässigen Psychologen zu weisen. Diese Randsiedler, die von der Institution Kirche nicht mehr viel erwarteten, hatten zu mir persönlich Vertrauen gefasst. Sollte ich sie im Stiche lassen? Die andern, die Frommen, diejenigen, die so vieles besser zu wissen glaubten als der Theologe, machten mir oft schwer zu schaffen.

Zur Uferlosigkeit der Aufgabe gesellte sich erneut die Einsamkeit. Freunde fanden wir in Stäfa keine. Sie zeigten sich erst, nachdem wir demissioniert hatten. Einzig mit dem Kirchenpflegepräsidenten bestand ein Vertrauensverhältnis. Er stärkte mir überall den Rücken. Aber er war seinerseits auch nicht frei. Die Gemeinde hatte nicht einen Pfarrer, sondern deren zwei. Wohl schuf eine 4-tägige Fahrt mit 21 Gemeindegliedern nach Taizé engere Kontakte. Aber ich war ihr Pfarrer und Seelsorger. Das schuf die Distanz, die Keuli und ich für nötig und richtig

ansahen. Ein Pfarrer, der mit ausgewählten Gemeindegliedern oder der gesamten Kirchenpflege auf «Du» steht, ist für mich undenkbar. In dieser Beziehung bleibe ich ein treuer Schüler meines Lehrmeisters Walter Hoch.

Von dieser inneren Einsamkeit wurde selbstredend nichts sichtbar. Im Gegenteil, es war ein Kommen und Gehen von lieben Gästen in unserem Haus. Mark Gibbs aus England, Bob, Esther und Dr. Robeira aus Brasilien, Dr. Rasch vom Evangelischen Pressedienst Hannover, Ratan und Perin aus Indien und nicht zuletzt Otto Varga, mein Jugendfreund aus Ungarn, der sich – wie schon erwähnt – in England niedergelassen hatte: Sie alle schenkten uns ihre Freundschaft und Zuneigung.

Auch mit einzelnen Mitarbeitern der «Reformierten Schweiz» kam es zu persönlichen Kontakten, die anregend und erholsam waren: mit Engelina von Burg und ihrem Gatten, mit dem Maler Willy Fries, mit Walter Bernays, dem Briefkastenonkel beim Tagesanzeiger, der hinter seinen Witzeleien und Kalauern seine verletzte Seele versteckte; ganz besonders aber verbunden waren wir mit Erica von Schulthess. Regelmässig kamen auch langjährige Freunde nach Stäfa: Dr. Fritz Tanner und seine Frau Rosie, Karl Müller und seine Frau Wisle, Dr. Joachim Amsler und seine Frau Ursula, Mario Walter und seine Frau Ruth, die ich überredet hatte, Stäfen als Wohnort zu wählen.

Mit den Verwandten von meiner Seite intensivierten sich die Kontakte. Ich denke an meine Cousine Hannelore mit ihrem Gatten Hans aus Basel, an die Cousine Denise mit ihrem Gatten Edouard aus Paris, an meine Cousine Jacqueline mit ihrem Gatten Jean aus Bern, an Onkel Albert mit seiner Frau Milly, an Cousin Walter Kohler und dessen Tochter Christine aus Zürich.

Aber all diese schönen und wertvollen Beziehungen gaben uns nicht das Gefühl des Eingebettet-Seins in unserer nächsten Umgebung. Taizé als geistige Heimat verwandelte sich und schlug einen Kurs ein, dem ich innerlich nicht folgen mochte, so dass es zur Entfremdung kam. Was tun? Ich brauchte einen Freundeskreis, eine neue geistige Heimat.



War es Zufall, dass ich mich an unseren ehemaligen Nachbarn in Unterentfelden erinnerte? Er war Freimaurer und hatte mir seinerzeit Literatur über den Orden zum Lesen gegeben und mich zum Beitritt eingeladen. Aber damals war ich noch nicht bereit.

Nun aber schien die Zeit gekommen. Ich tat den ersten Schritt und setzte mich mit dem Bruder von Ursula Amsler in Verbindung, von dem ich wusste, dass er einer Zürcher Loge angehörte. Er kannte mich, da ich seinerzeit seine zwei Kinder, deren Taufe nachgeholt werden sollte, im Rahmen einer häuslichen Feier in die Kirche aufgenommen hatte.

So kam der Stein ins Rollen. Ich hatte mich dem Meister vom Stuhl vorzustellen, dann dem Präparator. Nach einiger Zeit wurde ich aufgefordert, ein schriftliches Aufnahmegesuch, begleitet von einem eingehenden Curriculum vitae einzureichen, wenn ich mich mit den mir zugestellten Grundsätzen, die auch die Verpflichtung enthielten, an den Anlässen nicht ohne Grund zu fehlen, einverstanden erklären könne. Mir war auch mitgeteilt worden, dass einige Monate verstreichen würden, bis mir die Entscheidung der Loge eröffnet werde. Im Juni 1963 erhielt ich den Bescheid, dass ich an der Sommerjohannisfeier als Freimaurerlehrling aufgenommen werde. Als Pate sei Prof. Dr. theol. Victor Maag bestimmt worden.

Am besagten Datum begab ich mich – nicht ohne Herzklopfen – in der vorgeschriebenen schwarzen Gewandung auf den Lindenhof in Zürich. Die feierliche Einweihung in den 1. Grad verwirrte mich durch die Fülle der Eindrücke. Noch konnte ich nicht ermessen, dass ich tatsächlich die geistige Heimat gefunden hatte, nach der ich mich sehnte; Doch damals schon beglückte mich der Dreiklang: Weisheit, Stärke, Schönheit. Was ich im Laufe der Jahre lernte und bekam, wird später zu Papier zu bringen sein. Vorerst sei lediglich die äussere Laufbahn festgehalten. Am Sommerjohannisfest war ich Mitglied der ehrwürdigen Loge «Modestia cum Libertate» im Orient von Zürich geworden; sie zählte ungefähr 200 Brüder und war die älteste der auf dem Lindenhof arbeitenden Logen; die Urkunden bezeugen, dass sie 1771 gegründet worden ist.

Im Februar 1965 beförderte man mich zum Gesellen und 1966 zum Meister, nachdem die obligatorischen Instruktionen durch den zweiten Vorsteher (Victor Maag) besucht und die verlangten schriftlichen Arbeiten abgeliefert worden waren. Von 1968 bis 1973 amtierte ich als Redner, von 1975-1977 als zugeordneter Meister vom Stuhl, und von 1977-1981 wurde ich durch das Vertrauen der Brüder Meister vom Stuhl; das ist die höchste Beamtung in der Loge.

In der Hochgradfreimaurerei gehörte ich dem «alten und angenommenen schottischen Ritus» an. Ich erreichte darin den 32. Grad. Vier Jahre lang wirkte ich als Weiser Meister des Kapitels «Humanitas» im Tal der Limmat zu Zürich mit Jurisdiktion über die Ritter des 18. Grades von Aarau, Luzern, Chur, St. Gallen, Winterthur und Zürich.

Alle Ämter beglückten mich. Die Zelebration der Rituale als Meister vom Stuhl und als Weiser Meister zählten zu den erhabensten Erfahrungen meines Lebens. Ich konnte mich mit dem gesprochenen Wort und der Symbolik völlig identifizieren.

Der Januar des Jahres 1963 bescherte uns die «Seegfrörni» mit den damit verbundenen Vergnügungen. Zu Fuss, mit Schlittschuhen, Christian sogar einmal auf Skiern, gelangten wir ans linke Ufer und retour. Es waren herrliche, gesunde Wintertage. Übrigens hatte sich auch unser Jüngster zu einem ausgezeichneten Skifahrer entwickelt, dem keine Abfahrt steil genug sein konnte. Mit seinem Vater trainierte er auf dem Stoos und im Toggenburg.

Auch kurze Reisen liessen sich 1963 in unser Pensum einbauen. Keuli und ich fuhren zu einer Tagung des «Arbeitskreises für evangelische Information in Europa» nach Hannover. Die Sommerferien verbrachten wir beide in Freudenstadt, wo wir uns von Dr. Glaser, der uns von Dr. Bauer empfohlen worden war, in 10 Sitzungen entspannen liessen, wobei ich insofern «sündigte», als ich via Offenburg-Basel eine Gruppe Austauschschüler «schnell» nach Brüssel auf den dortigen Flugplatz brachte. Der September sah uns über ein Wochenende in der Provence. In St.

Michel d'Euzet (Gard) besichtigten wir ein Haus – eine halbe Ruine –, die verkäuflich war. Wir hatten von diesem Objekt Wind durch Dr. Gysi, Arzt in Erlenbach, bekommen, war er doch während acht Tagen im Süden Frankreichs auf der Suche nach einem Feriensitz herumgereist. Dabei stachen ihm zwei Objekte in die Nase. Das grössere in Carsan erwarb er. Das kleinere in St. Michel besichtigten wir bei fürchterlichem Regenwetter. Das Haus befand sich in einem erbärmlichen Zustand, aber Wasser und Elektrizität waren vorhanden. Der Preis lockte. Wir sagten zu. So kamen Keuli und die Buben zu einer zweiten Provencereise im Oktober zur Beurkundung des Kaufvertrages vor dem Notar. Keuli startete mit Buben, Hund, dem Kaufpreis in bar und bis zum Dach mit Möbeln, Farbkesseln, Werkzeugen und Proviant vollgeladenem Studebaker um 05 Uhr 40, wobei die Reisetasche mit Pyjamas und dem Rasierapparat von This in der Garage vergessen blieben. Noch gab es keine Autobahnen. Todmüde erreichten nach 644 Kilometer Fahrt alle um 19 Uhr St. Michel. Herr Courtil hatte vergessen, den Schlüssel zum Haus im Café abzugeben. Er musste erst telephonisch (mit Hand bedientem Telephon!) in Roquemaure aufgeboten werden. Warme Speisen wurden – nach damaliger französischer Sitte – im Café keine serviert. So blieb den Reisenden nichts anderes übrig, als nach Übergabe des Schlüssels im kalten Haus mit dem kalten Proviant vorlieb zu nehmen.

Keuli leistete mit den Buben grossartige Pionierarbeit. Ein Zimmer wurde renoviert – Wände abgekratzt und frisch gestrichen – und ein Badezimmer installiert durch italienische Maurer, die schwarz arbeiteten. Es war das zweite Badezimmer im Dorf. Ausser dem Maire besorgten alle Bewohner ihre Notdurft an einem stillen Örtchen in der Scheune oder im Hof, wie dies auch bei meinen Grosseltern in Oberwil der Fall gewesen war.

Leider hatten die Maurer kein schweizerisches Tempo vorgelegt, so dass die «Pioniere» nicht in den Genuss der neuen Faszilitäten gelangten. Auch Karl Müller, der mit seiner Familie die Ferien in Les St. Maries de la Mer verbracht hatte und überraschenderweise am 10. Oktober mit Sack und Pack samt zugelaufenem Hund, den sie zärtlich «Tsiganeli» nannten, und einer le-

benden Schlange in einem Sack auf dem Gepäckträger in St. Michel aufkreuzte, musste sich mit dem Garten begnügen. Dass Familie Müller sich um 21 Uhr in St. Michel verabschiedete, um in einem Strich die Nacht hindurch nach Rheinfelden zu fahren, wobei Karl – alleiniger Besitzer eines Führerausweises – mit Kaffee und Aufputzmitteln munter gemacht wurde, sei ebenfalls für die Nachwelt festgehalten.

Am 20. Oktober kehrten die «Pioniere», die sich in der Cèze von Kopf bis Fuss gereinigt und in Bagnols vom Coiffeur eine Frisur à la Française hatten applizieren lassen, guter Dinge nach Hause zurück, wobei sich This, der die ganze Strecke bis Genf selber am Steuer gegessen war, als zuverlässiger Chauffeur erwies.

In den knapp drei Wochen hatte das Häuschen, das damals aus Wohnküche mit Cheminée und zwei Zimmern bestand, ein neues Gesicht bekommen. Es strahlte einen gewissen Zauber aus, dem sich kaum jemand entziehen konnte; dies bestätigten die Eintragungen in unserem Gästebuch; wir vermieteten nämlich ab 1964 unseren Feriensitz an Schweizer, für wenig Geld natürlich, das uns aber half, ihn im Laufe der Zeit in ein kleines Bijou zu verwandeln. Dass dieses Haus 1965 in unserem Leben eine ganz entscheidende Wende herbeiführen sollte, ahnte damals niemand.

Ich meinerseits hatte 1963 viel von der Welt gesehen. Im April besuchte ich die Schlösser an der Loire. Dann folgte anfangs Mai die Konferenz der «World Association for Christian Broadcasting» in Nairobi. Auf der Hinreise machte ich in Kairo Halt, um die Schätze aus dem Grab Tut-en-Chamons zu bewundern und die Pyramiden von Gizeh zu sehen.

Nairobi! Kenya befand sich damals am Vorabend der Unabhängigkeit. Man hätte in der Umgebung die prächtigsten Landsitze für einen Pappenstiel kaufen können. Viele Engländer, der weiteren Entwicklung nicht trauend, waren bereits weggezogen oder standen- im Begriff, das unruhige Land zu verlassen.

Mir machte, obwohl man an einer achttägigen Konferenz wenig zu sehen bekommt, Afrika einen tiefen Eindruck. Der abrupte Wechsel vom Tag zur Nacht, die gewalttätigen Entladungen in Blitz

und Donner und Wolkenbrüchen, die gespannte Atmosphäre in der Stadt erinnerten an kaum gebändigte Urkräfte, die auch in der eigenen Seele schlummern.

Die Rückreise führte mich nach Athen. Hier gab es solche Gegensätze nicht. Die Akropolis, die ich tagsüber und in einer Vollmond-Nacht besuchte, strahlte Harmonie und Ruhe aus. Der Ausflug nach Mykene und Epidauros durch blühende Rosenfelder erfüllte mich mit homerischem Frieden.

In Kloten landeten wir zu früh. Als Keuli und die Kinder endlich eintrafen, präsentierte mir Christian seinen neuen Kameraden, den er mit Mühe an der Leine zurückbehalten konnte: Tyrass, einen jungen, quicklebendigen Dalmatiner. Das war der Hund, der dann im Herbst die Familie nach St. Michel begleitete und dem es beim Bad in der Cèze und an der Sonne auf der Terrasse mindestens so gut gefiel wie seinem jungen Gebieter.

Im September hatte This sein Maturitätszeugnis in Empfang nehmen können. Die Frage, welche Studienrichtung nun an der Universität zu wählen wäre, machte uns allen Kopfzerbrechen. This verspürte keine besondere Neigung für irgendein Fach. Eine Zeitlang liebäugelte er mit dem Gedanken, in den USA zu studieren. Eine Aussprache mit Keulis Schwester, die seit dem Tode von Vater Linder regelmässig Grämi in der Schweiz besuchte, war nicht sehr ermutigend. Eine Schweizer Ausbildung sei besser, meinte sie. Die Vereinigten Staaten kämen dann für Post Graduate Studies in Frage. Da wir This in keiner Weise beeinflussen wollten, musste er schliesslich selber die Entscheidung fällen. Er immatrikulierte sich an der Phil.I.-Fakultät der Universität Zürich mit dem Hauptfach Psychologie. Nebenbei half er mir bei meiner Arbeit im Rahmen des «International Christian Youth Exchange», dessen Präsident ich war. This machte ich verantwortlich für die Finanzen.

Aber nicht alles war Licht im Jahre 1963. Wenig erfreulich begann der Frühling, indem dem Pfarrhaus direkt gegenüber – ausgerechnet im Blumenfeld der Gärtnerei Frickart – ein Trax erschien, der eine riesige Baugrube für ein künftiges Verwal-

tungsgebäude der Ventilator AG aushob. Da sich in diese infolge Bergdruckes eine bachähnliche Fontäne zu ergiessen begann, wurden wir des zweifelhaften Vergnügens teilhaftig, bei Tag und Nacht das Rattern einer Wasserpumpe zu «geniessen», vom später einsetzenden Baulärm ganz zu schweigen. Der moderne Glasbau, dessen braun getönte Scheiben den Blick von Aussen nach Innen verwehrten, aber in umgekehrter Richtung die Sicht auf den Garten des Pfarrhauses und dessen Südfront frei gaben, wurde zu einem höchst unangenehmen Vis-à-vis. Zudem verdeckte der Neubau die Sicht auf den See.

Noch unerfreulicher verliefen die Verhandlungen im Schosse der deutsch-schweizerischen kirchlichen Radiokommission. Die Absicht bestand, ein Filmpfarramt zu schaffen, das von den deutschschweizerischen Landeskirchen zu finanzieren wäre. Der Beauftragte hätte zunächst im Halbamt angestellt werden sollen. Es setzte ein ganz übles Seilziehen im Blick auf eine Kandidatur Roger Ley ein, so dass ich es vorzog, mein Amt als Kommissionspräsident niederzulegen. Konsequenterweise gab ich darauf hin auch die Charge des «European Representative» von «World Association of Christian Broadcasting» an die deutschen Delegierten weiter.

Auch mit der «Reformierten Schweiz» wollte es auflagenmässig nicht im wünschbaren Ausmass vorangehen. Obwohl die Monatszeitschrift – besonders in' Deutschland – hohes Ansehen genoss und mich Journalisten vom Fach zu Stil und Aufmachung beglückwünschten, stagnierte die Abonnentenzahl. Offenbar war die «Reformierte Schweiz» für kirchliche Kreise der Schweiz zu modern und zu weltoffen, allen Proklamationen von «Ausbrechen aus dem kirchlichen Ghetto» zum Trotz.

Die Druckerei Huber in Frauenfeld stieg in dem Sinne aus dem Unternehmen aus, als das Public-Relationsunternehmen W.M. Graf in Zürich die Verlagsrechte übernahm. Huber und Co. besorgte weiterhin den Druck. Am 23. September 1963 unterzeichnete ich den Anstellungsvertrag mit W.M. Graf.

Doch wenden wir uns nochmals den hellen Aspekten des Jahres zu! Das Schauspielhaus Zürich brachte «Der Unbestechliche» von Hugo von Hofmannsthal, «Maria Magdalena» von Friedrich Hebbel, ein Drama, das uns etwas antiquiert anmutete, ferner «Torquato Tasso» von Goethe. Der absolute Höhepunkt hiess «Nathan der Weise» von Lessing. Ein uns unvergesslicher Nathan wurde von Mathias Wiemann verkörpert.

Auch 1964 führte der Winter ein strenges Regiment. This und ich, die wir am 2. Neujahrstag nach St. Michel gefahren waren, konstatierten ab Valence vereiste Stellen auf der N7, die Lastwagen mit Anhängern zum Verhängnis geworden waren. Manche lagen umgekippt längs der Strasse in den Feldern.

Am Ziel angelangt, fanden Vater und Sohn ein völlig ausgekühltes Haus vor. Es blieb ihnen keine andere Wahl, als in alle verfügbaren Hüllen zu schlüpfen und mit Handschuhen versehen in den Schlafsack zu steigen. Die Saga, die die Bewohner von St. Michel im Herbst den Pionieren aufgetischt hatten, dass man an Weihnachten im Freien das Mittagessen einnehmen könne, hatte vorerst einer ganz andern Realität Platz machen müssen.

Am 6. Januar begann ich ein dreiwöchiges Totalfasten in Landquart. Dr. Bauer hatte mit einem ärztlichen Zeugnis den erforderlichen Urlaub erwirkt. Seiner Meinung nach erforderte die seelische Belastung, der ich im Pfarramt ausgesetzt war, imperativ ein radikales Abschalten. In der Tat, die Uferlosigkeit der Aufgabe machte mir schwer zu schaffen. Zusätzlich trugen zwei mich tief treffende Dämpfer seitens kirchlicher Behörden zur Verschärfung der Situation bei.

Am 4. Juli hatte die Einweihung des fertig erstellten Verwaltungsgebäudes der Ventilator AG stattgefunden. Die Direktion hatte mich angefragt, ob ich als Nachbar trotz dem Ungemach, das mir der Bau bereitet habe, zusammen mit dem katholischen Generalvikar Teobaldi den Anwesenden jene Botschaft auf den Weg geben würde, die das Arbeiten erst sinnvoll werden lasse. Sie – die in diesem Gebäude Tätigen – seien schliesslich auch Christen. Ich verschloss mich dieser Bitte, die mich freute, nicht,

besprach mich aber mit dem Präsidenten der Kirchenpflege, ob meine Mitwirkung opportun sei, da sich der Pfarrer von Katholisch-Stäfa nie sehr kooperativ gezeigt habe. Präsident Buchmann mass diesem Umstand kein Gewicht zu. So verkündigte ich denn am Einweihungstag auf dem Areal der Ventilator AG im Freien die christliche Botschaft in einer auf den besonderen Anlass zugeschnittenen Homilie. Generalvikar Teobaldi sprach das Gebet. Die «Zürichsee-Zeitung» berichtete über den Anlass. Nicht lange darauf wurde die Kirchenpflege Stäfa von der Bezirkskirchenpflege des Bezirks Meilen schriftlich angefragt, ob diese Ansprache, die man für deplaziert halte, im Einverständnis mit der Kirchenpflege erfolgt oder ob Pfarrer Ley eigenmächtig vorgegangen sei. Präsident Buchmanns Antwort liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Im Zusammenhang damit gab er mir auch Kenntnis von einer Demarche des kantonalen Kirchenrates. Dieser war nicht lange nach meinem Amtsantritt an die Kirchenpflege Stäfa gelangt mit der Anfrage, ob die Kirchenpflege wisse, dass Pfarrer Ley sich als Redaktor der «Reformierten Schweiz» betätige. Wenn ja, ob sie nicht glaube, dass diese Nebenbeschäftigung der Gemeindegemeinschaft abträglich sei und deshalb Pfarrer Ley untersagt werden solle?

Da ich in den Verhandlungen, die meiner Wahl nach Stäfa vorausgegangen waren, die Beibehaltung der Redaktion der «Reformierten Schweiz» zur *conditio sine qua non* gemacht hatte, lautete die Antwort der Kirchenpflege anders, als die Oberbehörde dies wohl erwartet hatte. Die Pflege betonte nämlich, dass sie von Anfang an von Pfarrer Ley informiert worden sei und dass sie diese Arbeit als für die Gemeinde wertvoll und fruchtbringend ansehe. Daraufhin hatte sich der Kirchenrat des Kantons Zürich an den Regierungsrat gewandt mit dem Ersuchen, es sei auf Grund des Beamtenstatuts Pfarrer Ley diese Nebenbeschäftigung zu verbieten. Der Regierungsrat stellte sich in seiner Antwort auf den Standpunkt, dass in solchen Fragen in erster Linie auf das Urteil der Gemeinde abzustellen sei. Da diese die fragliche Nebenbeschäftigung aber durchaus im positiven Sinne würdige, könne man – auch mit Rücksicht auf die Gemeindeautonomie – dem Ersuchen des Kirchenrates nicht stattgeben.



Diese Haltung der kirchlichen Oberbehörden liess in mir den Entschluss reifen, so bald wie möglich aus dem Pfarramt auszustei- gen. Erst viel später wurde mir klar, dass diese zwei Demarchen, die hinter meinem Rücken erfolgt waren, nur als Auslöser wirkten. Für sich allein genommen hätten sie wohl kaum genügt, mich nach einer andern Aufgabe Ausschau halten zu lassen. Da ich aber bereits in einer Konfliktsituation steckte, deren eigentliche Dimension mir damals nicht bewusst war, wogen sie schwer, sehr schwer.

Heute weiss ich, dass ich unter dem Konflikt «Beruf – Berufung» litt. Meine Berufung war mir seit der Kantonsschülerzeit klar. Ich konnte mir ein Leben nur auf religiöser Basis vorstellen. Das Bibelwort «In Dir leben, weben und sind wir» war und blieb mir Gewissheit und Lebensgrund. Das Bedürfnis, in Einklang und Harmonie mit den Göttlichen Kräften zu stehen, konnte elementarer nicht sein. Darum komme ich um die Feststellung nicht herum, so paradox dies tönen mag: Religion als Beruf wurde für mich zur Bedrohung. Berufsmässiges Reden über Gott, berufsmässiges Ausüben christlicher Tugenden, berufsmässiges Betenmüssen auch dann, wenn die innere Einstimmung fehlte, widersprach meinem wahren Wesen. Ich fühlte mich gefangen, wo ich doch freiwillig und in Freiheit meiner Berufung folgen wollte.

Darum begann ich meine Fühler nach verschiedenen Seiten auszustrecken. Dabei musste ich die schmerzliche Erfahrung machen, dass man einem Pfarrer, der «sein schönes Amt» aufgeben will, nicht traute. Ich konnte diesen Misstrauischen nicht einmal gram sein, war ich doch selber nicht imstande, zwingende Gründe für einen Berufswechsel anzugeben. Die Tatsachen sprachen eindeutig dagegen: in der Gemeinde klappte alles, der Predigtbesuch war sehr gut, äusserlich fehlte uns nichts. Darum konnte ich auch im Demissionsschreiben später keine plausible Begründung formulieren, und allen jenen, die mich fragten, warum ich fortgehen wolle, wusste ich kaum zu antworten. In Wahrheit hätte ich sagen müssen: Es geht um mein Seelenheil. Aber wer hätte dies verstanden, wo ich dies selber nur undeutlich spürte?

Die Erfahrungen bezüglich Stellensuche waren – schlicht gesagt – niederschmetternd: Auf ein Inserat hin, das ich erscheinen liess, bot mir eine Firma einen Posten als Texter an. Monatslohn 1200 Franken. Ein Pensum von 12 Stunden Latein an einer Zürcher Privatschule hätte mir 1'000 Franken pro Monat eingebracht. Echte Hoffnung gab mir eine Unterredung, die mir der Direktor des Schweizerischen Fernsehens, Dr. Guido Frei, gewährte. Für die Abteilung «Familie und Religion» wurde ein Leiter gesucht. Die Besoldung wäre ungefähr meinem Stäfener Salär gleichgekommen. Dr. Frei kam zum Schluss, dass ich alle wünschbaren Voraussetzungen für die erwähnte Stelle mitbringe – auch meine weitgespannten Beziehungen zu den europäischen Rundfunk- und Fernsehanstalten beeindruckten meinen Gesprächspartner –, der mich mit der Versicherung verabschiedete, dass ich bald Bescheid erhalten würde: Meine Kandidatur müsse natürlich noch von den ihm vorgesetzten Instanzen genehmigt werden. Mittlerweile solle ich die üblichen Unterlagen einreichen, was ich umgehend tat. Diese Unterredung war am 14. Dezember 1964 erfolgt. Eine Antwort bekam ich nie. Eines Tages las ich, dass die Stelle durch einen Lehrer X.Y. besetzt worden sei. Dieser hatte das richtige Parteibüchlein besessen. Ich verlangte meine Unterlagen zurück. Sie wurden mir wortlos zusammen mit denjenigen eines andern Bewerbers, den ich gut kannte, zugeschickt!

Von meiner inneren Bedrängnis wusste – ausser Keuli natürlich – niemand. Nur das Ehepaar Tanner, das die Machenschaften innerhalb der Deutschschweizerischen kirchlichen Radiokommission mitbekommen hatte, wurde von mir ins Vertrauen gezogen. Fritz Tanner, der in jener Zeit regelmässig am Fernsehen auftrat, war es dann auch gewesen, der mir das Rendez-vous mit Dr. Frei vermittelt hatte.

Rückblickend wundere ich mich, dass das Jahr 1964 trotz der seelischen Belastungen äusserlich wie jedes andere verlaufen ist. Da gab es die Reisen in die Provence. Das neu erworbene Häuschen wirkte auf die ganze Familie wie ein Magnet. So hielten wir uns in den Frühlingsferien dort auf, vertieften unsere Kontakte mit den beiden Nachbarn, die betagte Witwer waren,

Originale in ihrer Art, Bauern, die mit uns ein gepflegtes Französisch sprachen und die Formen lateinischer Courtoisie beherrschten, und geistig gar nicht eingerostet waren. Die Abende verbrachten sie meist gemeinsam, um die klassischen Konzerte von Radio de la Suisse Romande zu hören. Monsieur Emil Michel versorgte uns dann und wann mit Eiern, die er verschämt aus seiner Hosentasche hervorholte. Justin Beaussier steckte uns beim Abschied eine Flasche selbstgebrannten Marc zu. Selbstverständlich halfen sie uns mit Werkzeugen, Schubkarren, Äxten und Leitern aus.

Das schöne Frühlingswetter benutzten wir, um die nähere und weitere Umgebung von St. Michel kennen zu lernen; in Avignon besuchten wir den Palais du Pape, in Organge das Antike Theater, im Gebiet der Ardèche die Tropfstein-Höhle von Aven d'Orgnac, den sogenannten Gran Canyon, und natürlich Les Sts. Maries de la Mer, da Christian unbedingt baden wollte – kaltes Wasser hin oder her.

Im September reisten Keuli und This mit dem Porsche des Sohnes für gute zwei Wochen südwärts. Als Zusatz zum Cheminée wurde ein kleiner Petrolofen für das Badezimmer angeschafft. Keuli entdeckte im Nachbardorf La Roque s. Cèze ein kleines Restaurant, das von einem peintre-poète-aubergiste geführt wurde, dessen Frau aus Aarap stammte. Trotzdem – oder vielleicht deswegen? – liebte Monsieur Palou die Schweizer nicht.

Auch Keuli wurde von der Muse geküsst. Sie begann am Ufer der Cèze Bilder zu malen. Auf der Heimreise machten Mutter und Sohn Halt in Biel, um Meta zu besuchen, die im Spital lag.

Auch ich und Hund Tyrass durften im Oktober für knapp zwei Wochen nach St. Michel fahren, wo der Meister die Arbeit der Pioniere weiterführte und fern von Telephon, «Klienten» und Sorgen das einfache Leben genoss.

In das 'Leben von This brachte das Jahr 1964 einige Bewegung. So hatte er sich nach einem Semester Psychologie-Studium, das ihn

nicht zu befriedigen vermochte, entschlossen, zur Juristerei überzuwechseln. Gleichzeitig suchte er einen Job mit der Begründung, er müsse sich doch mit etwas Vernünftigem beschäftigen, da die Examina ohnehin in weiter Ferne lägen. Er fand eine Anstellung beim Schweizerischen Bankverein in Zürich, die sich ab 1965 zu einer Halbtagsstelle entwickelte. Darin liegt auch die Auflösung des Rätsels, wie ein alter – aber noch immer fahrtüchtiger – Porsche finanziert wurde, der im Herzen von This die Stelle einer Geliebten einnahm, wobei nicht unterschlagen sei, dass der Sohn diesen Porsche dem Vater für die oben erwähnte Fahrt nach St. Michel grosszügig zur Verfügung gestellt hatte.

Umgekehrt delegierte der Vater den Sohn an eine Sitzung des Christlichen Schüleraustausches nach New York. This benutzte die Gelegenheit, diese Reise auf 14 Tage auszudehnen, verfügte er ja über eigene Mittel. Er besuchte Plüdi in Californien und stiess bis Alaska vor.

Hier ist wohl der Ort, im Blick auf die beiden Söhne das komplexe Verhältnis zur Schule innerhalb der Familie Ley zu beleuchten. Keuli war als Kind das, was man Schul-Fan nennen würde. Immer spielte sie mit Nachbarskindern «Lehrerlis», wobei natürlich sie die Unterrichtende war. Die Primarschule besuchte sie liebend gern. Auch den Übertritt in die Töcherschule schaffte sie. Dann aber stolperte sie am Latein – oder besser gesagt am Lateinlehrer –, den sie so sehr fürchtete, dass ihr in seinen Stunden die Armbanduhr stehen blieb. Da einige Mitschülerinnen privat Lateinstunden nahmen, zählte Keuli zur Gruppe der Schlechteren, was sie so sehr beeindruckte, dass sie bei den Probearbeiten wie zugenagelt war. Im Zeugnis stand eine 3. Daraufhin suchte der Rektor in einer Aussprache mit Keulis Mutter, dieser klarzumachen, dass Keuli offensichtlich überfordert sei. Obwohl der Notenstand in den übrigen Fächern absolut genügend war, legte er ihr nahe, Keuli aus der Schule zu nehmen. So geschah es auch. Keuli trat in die Freie Evangelische Schule an der Waldmannstrasse über. Sie hat in der Folge noch lange darunter gelitten, dass sie ihren Traum, Lehrerin zu

werden, nicht hatte realisieren können. Eine spätere Genugtuung wurde ihr insofern zuteil, als sie im Bezirk Affoltern a.A. zur Visitatorin und zum Mitglied des Bezirksschulrates gewählt wurde, ein Amt, das sie mit Hingabe, Geschick und Eifer versah.

Ich hingegen durchlief problemlos alle Schulstufen bis zur Maturität. In der Primarschule hatte ich mich gelangweilt, später interessierten mich praktisch alle Fächer. Kurz, ich hatte ein völlig ungebrochenes Verhältnis zu der Institution Schule.

Nicht so die Kinder des Ehepaars Ley. Von der Schulschwierigkeit des Sohnes Matthias war früher die Rede gewesen. Jetzt sind diejenigen des Sohnes Christian zu beschreiben. Christian hatte sich unter der verständnisvollen Schulführung von Lehrer Schäfer in Stäfa einigermaßen den unvermeidlichen Zwängen gefügt. Aber ab der vierten Primarklasse setzten Widerstände teils gegen den Lehrer, teils gegen die Institution ein, die verlangte, dass man «viel unnützes Zeug» zu lernen hatte. Die Situation verschlimmerte sich derart, dass sein Lehrer uns mitteilen musste, ein Übertritt in die Kantonsschule komme für Christian nicht in Frage. Da wir wohl wussten, dass es nicht an der nötigen Intelligenz fehlte, verhandelten wir mit der «Neuen Elternschule», einer privaten Institution am Zeltweg in Zürich. Christian konnte am 17. August dort eintreten. In einem in der Nähe gelegenen Altersheim liess sich ein Mittagstisch für ihn finden.

Freunde aus Stäfa sorgten dafür, dass in der Bahn das Bürschlein sich einigermaßen gesittet betrug. Den Akupunktoren Dr. Bauers und der Geduld und dem Geschick der Lehrkraft am Zeltweg war es zuzuschreiben, dass Christian im Frühjahr die Aufnahmeprüfung in die Kantonsschule Wetzikon bestand. Er hatte die regulären Prüfungstermine zwar infolge Keuchhustens nicht einhalten können. In einer Nachprüfung, die vom 18.-22. März 1965 stattfand, schaffte er es spielend. Ebenso spielend wurde er nach einem halben Jahr in Wetzikon entlassen, da er den «Ernst des Lebens» überhaupt nicht erfasst hatte und seelenruhig an einem Bächlein träumend vergessen konnte, dass er im

Klassenzimmer hätte erscheinen sollen. Seine Schullaufbahn fand infolgedessen in Stäfens Sekundarschule ihre Fortsetzung, wo Christian sich sofort an zwei Kameraden anschloss, die seine Auffassung von der Bedeutungslosigkeit schlechter Noten, und der Irrelevanz der Hausaufgaben teilten. Ihn interessierte die Hundedressur viel mehr, wobei ihm tatsächlich erstaunliche Erfolge winkten. Tyrass wurde in einem Springgarten für Pferde zu einem wahren Zirkushund erzogen. Basteln und Pröbeln waren die zweite grosse Leidenschaft unseres Sohnes. Wehe der Putzfrau, wenn sie in Christians Zimmer Ordnung schaffen wollte. Wir konnten seine Natur nicht ändern. Er war und blieb der geborene Autodidakt. Wir fielen zwar nicht aus allen Wolken, obwohl wir im Geheimen gehofft hatten, die Leistungen Christians würden genügen, um den Übertritt in das Lehrerseminar Küssnacht zu schaffen, als Sekundarlehrer Trümpler, ein ganz hervorragender Pädagoge, uns im Spätsommer zu wissen gab, dem sei nicht so. Christian fehle sowohl Interesse wie Einsatz und Arbeitseifer. Was tun?

Wir erinnerten uns an die guten Erfahrungen, die Bekannte aus Unterentfelden mit der Berufswahlschule des Instituts Juventus in Zürich gemacht hatten. Die Schulleitung, mit der wir unser Problem besprachen, versicherte uns, dass die erfahrenen Lehrer der Berufswahlschule schon weit schwierigere Fälle gemeistert hätten. Also sagten wir zu. Somit begann Christian das Winterquartal nicht mehr mit seiner dritten Sekundarklasse, sondern machte erneut den Weg Zürich-Stäfa retour. Da die Berufswahlschule eine Kantine im Untergeschoss führte, war – wie wir glaubten – das Verpflegungsproblem gelöst. Wir kauften die nötigen Mahlzeitentickets. Christian kehrte jeweils guter Dinge aus Zürich zurück, wusste aber merkwürdig ausführlich vom Angebot in den Kaufhäusern zu berichten. Auf unsere Frage, woher denn solche Kenntnisse stammten, gab er zur Antwort, es gäbe eben hie und da Stunden, die ausfielen, und nicht immer brauche er die ganze Mittagszeit für das Essen in der Kantine.

Als Erika, wie abgemacht, nach Halbzeit auf dem Rektorat vorsprach, verschlug ihr der Bescheid, den sie erhielt, die Sprache. per Schulleiter gab offen zu, es sei den Lehrern nicht ge-

lungen, unsern Sohn zum Arbeiten anzuhalten. Bei ihm sei Hopfen und Malz verloren, ein einmaliger Fall in ihrer Schule.

Wieder stellte sich die Frage, was tun? Nach Konsultation eines Berufsberaters liess sich Christian endlich überzeugen, dass eine kaufmännische Lehre am ehesten in Frage käme. Via Berufsberatung wurde ihm eine Lehrstelle in der Firma Hoval, Heizungen, in Meilen, verschafft.

Doch ich bin vorausgeeilt. Den unbestrittenen Höhepunkt des Jahres 1964 stellte die Tagung der «World Association for Christian Broadcasting» in Arnoldsheim (Taunus) dar. Erika begleitete mich. Als Tagungsleiter war ich stark angespannt. Man holte mich ins Studio Wiesbaden zu einem Fernsehinterview. Dann gab es einen offiziellen Empfang durch die Hessische Landesregierung. Einen halben Tag verbrachten die Konferenzteilnehmer aus ganz Europa als Gäste in den Senderäumen des Hessischen Rundfunks und in Frankfurt und Umgebung, wo wir in Assmannshausen am Rhein in erlesener Umgebung zum Abendessen geladen waren.

In jene Zeit fielen auch die ersten Kontakte, die seitens der Europa-Union mit mir aufgenommen wurden. Diese Organisation plante den Ausbau ihres Mitteilungsblattes, das in ein regelmässig erscheinendes Monatsheft – dreisprachig – umgewandelt werden sollte. Da durch meine Tätigkeit der Gedanke eines vereinigten Europa mir durchaus nahe lag, war ich nicht abgeneigt, die mir angebotene Redaktion anzunehmen. Natürlich war die Honorierung nicht fürstlich, aber für den ins Auge gefassten Aufstieg aus dem Pfarramt war mir jede Einnahmequelle willkommen. Am 29. Juli erfolgte meine Wahl zum Redaktor. Ich hatte als Vorbedingung eine «Schonzeit» von 5 Monaten eingehandelt; ich brauchte diese, um dem Blatt ein neues Gewand massgemäss zu schneidern. Überdies galt es, die geeigneten Mitarbeiter zu suchen.

Noch 1964 war Herr Schelling, unser Mieter in Unterentfelden, an mich mit der Frage herangetreten, ob ich ihm die Liegenschaft käuflich abtreten würde. Da Erika erklärte, sie möchte

nie mehr in den Kanton Aargau zurückkehren, willigte ich – keineswegs leichten Herzens – in den Verkauf ein. Mit dem Erlös leisteten wir die Anzahlung an ein Mehrfamilienhaus im Kanton Thurgau unweit einer geplanten Autobahnausfahrt, die zwar bis zum heutigen Tag nicht realisiert worden ist.

Inzwischen hatten sich alle Hoffnungen auf einen Berufswechsel zerschlagen. Die Notiz von der Wahl des Lehrers X.Y. zum Leiter der Abteilung «Familie und Religion» am Fernsehen versetzte mich in einen schockähnlichen Zustand. Vergleichbar einem Traumwandler handelte ich – verrückt und unverantwortlich –, würde ein Aussenstehender sagen. Ende Januar demissionierte ich als Pfarrer von Stäfa. Ich hatte nichts in den Händen. Wir konnten lediglich mit der unsicheren Basis «Reformierte Schweiz» und den bescheidenen Einkünften, die die Redaktion der Zeitschrift «europa» brachte, rechnen. Dazu kamen die Mietzins-einnahmen des 6-Familienhauses, das wir erstanden hatten.

Die Demission wurde von niemandem verstanden. Die Kirchenpflege begriff nicht, dass ich nach knapp dreieinhalb Jahren die schöne Zürichseegemeinde aufgeben wollte. Auf die Frage, was wir denn unternehmen würden, wusste ich keine Antwort. Nur eines war uns klar: wir gedachten, Stäfa als Wohngemeinde beizubehalten, wenn immer dies möglich wäre, um den bösen Zungen, die es überall gibt, die Stirne zu bieten.

Es gelang uns denn auch, eine preisgünstige Wohnung zu finden, ein Einfamilienhaus in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, drei Stockwerke hoch, mit Ofenheizung, aber in seiner Art irgendwie auf uns zugeschnitten. Doch auch dieser Trank enthielt einen Wermutstropfen. Die bisherige Mieterin beeilte sich keineswegs, das Haus zu verlassen, so dass ich den Canossagang zur Kirchenpflege anzutreten hatte mit der Frage, ob wir nicht im Pfarrhaus wohnen bleiben könnten – gegen Entrichtung eines Mietzinses natürlich –, da geraume Zeit verstreichen dürfte, bis ein neuer Pfarrer gewählt sein würde. Die Bleibe wurde uns auf Zusehen hin bewilligt.



Eine weitere Konsequenz des Rücktrittes stellte die Mitteilung dar, dass ich auf das Datum des 1. Mai der Mitgliedschaft der kantonalen Beamtenversicherungs- und Gemeindepensionskasse verlustig gehe. Ferner inspizierte ein Funktionär der Bezirkskirchenpflege das Pfarrhaus, um ein Schlussprotokoll aufzunehmen. Die Neutapezierung und Bemalung von Christians Zimmer ging komplett zu unseren Lasten.

Ich glaube, dass wir – Erika und ich – nur durchgehalten haben, weil uns ein tröstlicher Traum begleitete. Erika hatte geträumt, dass ich am Autosteuer durch eine schmale gewinkelte Gasse rückwärtsfahren musste, wobei sie vom Rückfenster aus blickend die Anweisungen gab. Plötzlich standen Barrieren im Weg. Sie räumte diese weg. Auch ein ihr unbekannter Herr half dabei. So gelangten wir glücklich aus der Sackgasse.

Vielleicht war es dieser Traum, der mir den Mut gab, zu Rektor Surbeck, der seinerzeit Klassenlehrer von This an der Kantonschule Wetzikon gewesen war, zu fahren, in der Hoffnung, es könnten vielleicht ein paar Religionsstunden zu übernehmen sein. Nachdem ich ihm meine Situation offen dargelegt hatte, meinte er trocken: «Es ist gut, dass Sie jetzt gekommen sind. Verschiedene Reststunden habe ich nirgends unterbringen können; also da wären 6 Religionsstunden, 4 Lateinstunden, 8 Geschichtsstunden, 2 Deutschstunden und drei Stunden fakultatives Latein, macht zusammen 25 Stunden. Das wäre ein volles Pensum. Sind Sie einverstanden?» Natürlich war ich es. Somit wurde ich als Lehrbeauftragter vom Frühjahr 1965 bis Frühjahr 1966 an der Kantonsschule Wetzikon angestellt. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Darum regte ich mich nicht auf, als ich auf der Rückfahrt von einem Schneepflug gerammt wurde, der mit der Karosserie meines Studebakers gar nicht glimpflich umging.

Auch die harte Kritik, die der Sekretär der Europa-Union, Dr. Thomas Räber, an der ersten von mir redigierten Nummer der Zeitschrift «europa», die Ende Januar herausgekommen war, übte, war unter diesen Umständen eher zu verkraften. Dr. Räber hatte vor mir das Mitteilungsblatt betreut und war von Anfang an kei-

neswegs beglückt gewesen, dass nun einem Neuling die Redaktion der «europa» übertragen worden war. In seiner kleinlichen Schulmeisterei schwang schlecht verborgener Neid mit, der die ganze Atmosphäre vergiftete.

Von alledem unbeschwert waren und blieben die Söhne. This flog im März nach Berlin, Christian erhielt am 22. des gleichen Monats den positiven Bescheid aus Wetzikon, und vom 4. April an verbrachte die ganze Familie – mit Hund, aber ohne mich – die Frühlingsferien in St. Michel. Am Ostersonntag kehrte sie nach Stäfa zurück, denn an Ostern hielt ich meine Abschiedspredigt. Aber auch ich kam zu meinem Recht. Noch am gleichen Abend flog ich in Kloten ab nach Tel Aviv, um an einer Konferenz der «World Association for Christian Broadcasting» in Jerusalem teilzunehmen.

Dass ich dem Heiligen Land mit besonderen Erwartungen entgegen sah, versteht sich von selbst, hatte mich doch das Theologiestudium mit der Geschichte Palästinas vertraut und «Jerusalem, die Schöne», lieb gemacht. Keine zweite Stadt auf Erden kann mit Jerusalem verglichen werden. Mekka ist der Wallfahrtsort des Islam, Rom das Herz eines Teiles der Christenheit, aber Jerusalem steht über allen: Christen finden dort den Garten Gethsemane und die Begräbniskirche; die Jünger Mohammeds besuchen die Omar-Mosche, und die Juden sehen im ehemaligen Zion den Ort, der Mittelpunkt des aus allen vier Winden durch Gottes Gnade heimgeführten Volkes Israel sein wird.

1965 war dieses Jerusalem noch eine geteilte Stadt. Ein Stück Niemandsland trennte hermetisch den arabischen vom jüdischen Teil. Nur einmal im Jahr – zur Osterzeit – durften Araber christlichen Glaubens durch das sogenannte Mandelbaum-Tor, das gar kein Tor war, vom arabischen Boden aus jüdisch-Jerusalem betreten, um die heiligen Stätten aufzusuchen und dort zu beten.

Ich selber landete in Tel Aviv am Osterabend, dem 18. April. Am andern Morgen fuhr ich nach Jerusalem, das von Besuchern wimmelte, hatte doch das jüdische Passahfest am Vortag seinen An-

fang genommen. Wie gut verstand ich dieses Volk, das nichts vergessen wollte, weder die Opfer, die die Errichtung eines eigenen Staates gefordert hatte – am Strassenrand hatte man mit Absicht die Überreste zerstörter Kampfwagen liegen lassen – noch die **6 Millionen Juden**, die zwischen 1939 und 1945 ermordet worden waren. Die Erinnerungs- und Mahnstätte an die Leiden und den Tod dieser Menschen war Schwur und Gelübde zugleich, dass das Volk der Juden niemals mehr als bloss geduldete Minderheit unter andern Völkern leben werde.

Die Begräbniskirche, die die Rivalität und Unbrüderlichkeit unter den Christen augenfällig blosstellte, stiess mich ab. Lange verweilte ich dagegen im Garten Gethsemane. Inmitten uralter Olivenbäume spürte ich – ähnlich wie ein paar Tage nachher auf den Feldern von Bethlehem – den Genius Loci.

Da unsere Konferenz im jordanischen Teil der Stadt über die Bühne gehen sollte, hatte mir das Zürcher Reisebüro empfohlen, ein Beiblatt in meinen Schweizerpass zu legen, das beim Betreten Israels von den Beamten abgestempelt werden würde, ein Beiblatt, das ich dann aber am Schluss meines Aufenthaltes in Israel nach dem Passieren der jüdischen Kontrolle wegwerfen müsse, da es unmöglich sei, nach Jordanien einzureisen – trotz Visum –, wenn im Pass jüdische Stempel figurierten. Ausdrücklich versicherte man mir, dass auf diese Weise das Überqueren des Niemandlandes und die Einreise in Jordanien via Mandelbaumtor absolut unproblematisch sei. Weit gefehlt. Obwohl ich die Empfehlung des Reisebüros haarklein befolgte, wurde ich stutzig, als ich beim jüdischen Posten Richtung Mandelbaumtor keinen Menschen sah, der nach dem jordanischen Teil hinübermarschieren wollte. Noch mehr wunderte ich mich, dass der jüdische Beamte mit eigenartiger Betonung mir «Good luck» wünschte. Mutterseelenallein überquerte ich nun den besagten Streifen, um am andern Ende von einem tobenden jordanischen Offizier in Empfang genommen zu werden. In gebrochenem Englisch fragte er mich, was mir einfallt, durch diese Todeszone zu bummeln. Hier sei kein Grenzübergang, sondern eine «Military Zone». Sofort

hätte ich umzukehren und via Zypern nach Jordanien einzureisen, Ich erklärte ihm, dass ich noch heute an einer internationalen Konferenz im jordanischen Teil der Stadt teilzunehmen hätte, die von seinem Landsmann X.Y. präsiert werde. Er solle deshalb mindestens in das Konferenz-Zentrum anläuten und seinen Landsmann informieren. Nach langem Zögern willigte er ein, liess mich aber unter militärischer Bewachung einsperren. Ich hatte Glück. Bald erschien der mir gut bekannte Konferenzpräsident persönlich und verhandelte mit dem Offizier. Schliesslich erklärte man mir, dass es nötig sei, trotz meines Visums eine Spezialerlaubnis einzuholen, da ich auf nicht reguläre Weise einreisen wolle. Nach zweistündiger Warterei – immer noch streng bewacht – erschien mein Freund triumphierend mit dem Papier in der Hand. Aber noch war der Offizier nicht zufrieden. Es fehle noch mein Taufschein, der Beweis also, dass ich Christ sei. Da wurde ich wütend und zeigte auf meinen Berufseintrag im Pass «Pfarrer» mit der Bemerkung: «That means «Christian» in German language». Nun konnten wir gehen. Angelangt im Konferenzhotel wurde ich wie ein Meerwunder bestaunt. Jedermann war im Bild, da der Konferenzbeginn meinerwegen durch die Abwesenheit des Präsidenten verzögert worden war. Jedermann bewunderte die Kühnheit des Schweizers, der unbehelligt vom jüdischen Teil der Stadt in den jordanischen spazierte war. «Yes, good luck!»

Nach Konferenzschluss gönnte ich mir ein Bad im Toten Meer und besuchte Jericho. Es folgte der Flug nach Beirut, wo mir Zeit blieb, einen Abstecher nach Sidon und Tyrus zu machen und die exzellente Küche der Hauptstadt, die man mit Recht damals noch Kleinparis nannte, zu geniessen. Am Sonntag, dem 25. April, traf ich im Laufe des Nachmittags via München in Kloten ein. Am Montag trat ich mein neues Amt als Lehrer in Wetzikon an. Unter den Schülern im Religionsunterricht befand sich auch mein Sohn Christian.

## Als Privatleute in Stäfa 1965 – 1973

Ab 26. April 1965 änderten sich Lebensrhythmus und Tätigkeiten entscheidend. Nur der äussere Rahmen blieb bestehen. Wir lebten als Mieter weiterhin im Pfarrhaus, aber wir waren nicht mehr Pfarrersleute. Ein unsichtbarer Druck war von uns allen gewichen.

Christian durfte, wenn es sich einrichten liess, mit seinem Vater in die Kantonsschule nach Wetzikon fahren. Erika nahm am 8. Juni ihre Arbeit als Korrektorin (zum Stundenlohn von fünf Franken) an der «Zürichsee Zeitung» auf. Somit war die ganze Familie – This hatte sich in Hedingen bei seiner Grossmutter einlogiert – recht früh auf den Beinen, begann doch, die Schule um 7 Uhr 30 und Erikas Präsenz im Büro um 7 Uhr. In den ersten Wochen bildete die vormalige Frau Pfarrer in den Räumen der Druckerei eine kleine Sensation.

Ähnliche Verwunderung erregte zunächst das Auftauchen des Ex-Pfarrers von Stäfa im Lehrerzimmer von Wetzikon, aber auch unter der Schülerschaft. In den Klassen, die ich unterrichtete, sassden doch etliche Stäfener, die mich von der Kinderlehre oder vom Konfirmandenunterricht her kannten. Der parkierte Studebaker inmitten der Lehrerautos, der im Laufe des Jahres durch ein noch eleganteres Modell ersetzt wurde, dem man die Secondhand-Herkunft nicht unbedingt ansah, sorgte zusätzlich für ein gewisses Aufsehen.

Wir selber realisierten jedoch kaum, wie sehr wir aus dem Rahmen fielen. Im Gegenteil! Im schönen Gefühl, nun endlich keinem bestimmten Berufsbild mehr genügen zu müssen, luden wir Gäste zu einem Konzert ins Pfarrhaus ein. Solist war Ernst Pfenninger, seines Zeichens Organist an der Kirche Stäfa und Inhaber eines Klavierkonzertdiploms.

Auch Erikas Schwester aus Californien weilte bei uns zu Besuch. Ihr Mann Eric, der von Jugend auf an Zucker erkrankt war, hatte am 29. Januar 1965, an seinem Arbeitstisch sitzend, einen tödlichen Herzinfarkt erlitten. Um Distanz zu gewinnen, war Irma

in die Heimat gereist, wo sie sich bald bei ihrer Mutter in Hedingen, bald bei Schwester Meta in Biel, bald bei uns in Stäfa aufhielt. So wurde denn auch die glückliche Idee geboren, die drei Schwestern könnten zusammen eine Reise nach Rom unternehmen. Sie verlebten dort tatsächlich drei herrliche, unbeschwerete Tage, die durch einen Besuch des Vatikans unter Führung eines Schweizergardisten, den Meta angesprochen und mit vielen guten Worten dazu überredet hatte, gekrönt worden sind.

Ende Mai begleiteten Mutter Linder, Erika und Meta den Gast aus Californien zur Einschiffung nach Cherbourg. Wie sich's gehörte, fuhr Meta ihren Jaguar mit Bravour und trug sich im feudalen Hotel in Cherbourg unter der Rubrik «Alter» als «éternelle jeune» ein. Die «Queen Elisabeth I» brachte Irma wohlbehalten über den Atlantik nach den USA zurück.

Es ist durchaus möglich, dass unsere Unbekümmertheit die Kirchenpflege zur Mitteilung veranlasst hat, wir hätten in den Sommerferien das Pfarrhaus zu räumen, dies, obwohl jedermann wusste, dass mein Nachfolger erst anfangs Oktober sein Amt in Stäfa antreten würde.

Da die Mieterin der Liegenschaft Kreuzstrasse 9 nicht gesonnen war, das Haus vor dem 1. Oktober zu verlassen, sahen wir uns gezwungen, eine Zwischenlösung zu suchen. Durch ein Entgegenkommen des Gemeindepräsidenten Fritz Gohl fanden wir Unterschlupf in einer Zweizimmerwohnung im Haus «Zur Harmonie», das der Gemeinde Stäfa gehörte. Keuli besorgte den Umzug unter tatkräftiger Mithilfe zweier Söhne des Kirchgemeindepräsidenten, während ich als Präsident von ICYE in Oslo die Neuorganisation des Schüleraustausches zwischen Europa und USA in die Wege zu leiten hatte.

Bei meiner Rückkehr blieb mir nichts übrig, als Keulis grossartige Leistung zu bewundern. In den zwei Zimmern war alles vorhanden., was wir für die restlichen 2½ Monate zum Leben brauchten: Sämtliches Redaktionsmaterial für die «Reformierte Schweiz» und die Zeitschrift «europa», aber auch Bücher und No-

tizen für den Schulunterricht lagen fein säuberlich unter den Betten aufgestapelt. Im Korridor beim voll beladenen Kleiderständer war des Hundes Tyrass Domizil. Den Rest unserer Habe hatte das Transportunternehmen «Weiti-Furrer» mit Einwilligung unseres Nachfolgers im Keller des Pfarrhauses aufgetürmt.

Am 16. Juli begleitete This die Schweizerischen Austauschschüler nach New York, um anschliessend zwei Monate in den USA zu bleiben. Am selben Tag brachten Keuli und ich unseren Christian nach Meggen, wo unser Sohn, der den Anforderungen der Kantonschule nicht genügt hatte, im Schosse der Familie meiner Cousine Hannelore während der Sommerferien Französisch zum Einstieg in die Sekundarschule hätte lernen sollen. Von Meggen aus führen wir zu meinen Eltern nach Bern, wo wir übernachteten. «Übernachten» ist als Euphemismus zu betrachten, denn schon morgens um 4 Uhr verliessen wir die Bundeshauptstadt, um nach St. Michel zu reisen, wo wir wohlbehalten um 13 Uhr eintrafen. Der Eintrag im Gästebuch von St. Michel spricht für sich selber: «Keuli und ich (17. Juli bis 31. Juli) zusammen mit Hund Tyrass. Keuli liess sich vom Kunstmaler Heinz Rhode aus Hamburg porträtieren. Die Zeit verflog im Sturm. Wir können nur eines sagen: «Sorry, viel zu kurz».

Doch nur allzu rasch sollte sich der sonnige Provence-Himmel mit düsterem Grau verschleiern. Vor den Sommerferien hatte die Kantonsschule Wetzikon eine Geschichtslehrerstelle zur Besetzung ausgeschrieben. Im Einverständnis mit Rektor Surbeck meldete ich mich an und legte die üblichen Zeugnisse bei. Zu meinem Leidwesen musste mir der Rektor zu Beginn des Herbstquartals die Unterlagen zurückgeben. Nach Meinung der Fachlehrer genügte meine Dissertation, die in den «Quellen und Abhandlungen zur Schweizerischen Reformationsgeschichte» erschienen war, nicht. Ich hatte eben kein zünftiges Geschichtsstudium vorzuweisen.

Auch die Arbeit im Rahmen der Europa-Union war und blieb ungefreut. Dr. Räber vorenthielt mir wesentliche Informationen und liess keine Gelegenheit vorbeigehen, die von mir redigierte

Zeitschrift zu bemängeln. An den Tagungen war ich nicht besser dran als irgendein gewöhnliches Mitglied, hatte es Dr. Räber doch verstanden, mich von den Verhandlungen des Vorstandes, wo man mir mindestens einen Beobachterstatus hätte zugestehen müssen, fernzuhalten. Ich gebe zu, dass mich die Einarbeit in mein umfangreiches Schulpensum sehr in Anspruch nahm, so dass mir Zeit und Lust fehlten, mir mit der erforderlichen Ellbogentaktik den einem Redaktor zukommenden Platz zu erkämpfen.

Doch gab es auch Lichtblicke. Am Freitag, den 1. Oktober, erfolgte unser Einzug ins Haus «Sonnenblick», Kreuzstrasse 9, dies zwar nicht ohne Komplikationen, hatte man doch im Zuge des Ausbaus des Bahnhofes Stäfa auf Doppelspur den Vorgarten unseres Miethauses vollständig abgegraben und die Strasse unmittelbar an die Südfront der Liegenschaft verschoben, so dass der Hauseingang nur auf einem provisorisch errichteten Brettersteg erreicht werden konnte. Wahrlich keine leichte Aufgabe für die Züglequipe, den schweren Bechstein auf sich biegender Planken von der Strasse aus in die Höhe der Haustür zu hieven!

Am Samstag wurde in aller Eile mit dem Auspacken begonnen.

Am Sonntag taufte ich in Uerikon David Walter, das Söhnlein des uns befreundeten Ehepaares Mario und Ruth Walter-Singer. Im Restaurant «Metzg» fand das Taufessen statt, zu dem wir geladen waren.

Der Montag und Dienstag sah uns erneut am Auspacken und Einrichten, wobei wir mit der linken Hand eine Nummer der «europa» für den Druck vorzubereiten hatten. Keuli liess die Waschmaschine auf Hochtouren laufen, hatten wir doch in der «Harmonie» nie grosse Wäsche machen können! Überdies galt es, den Studebaker mit allem Nötigen zu beladen, da für den Mittwoch die Abreise nach St. Michel geplant war. Glücklicherweise wurden wir vom schönen Wetter begünstigt, und programmgemäss starteten wir und nahmen mein Patenkind, Susanne Fischer, in Olten in Empfang. Via Bern, wo wir bei meinen Eltern zum Z'vleri geladen waren, ging es Lausanne zu. Im Anstieg zum Châlet-à-Gobet begann jedoch der Studebaker zu kochen. Im Schritttempo und unter



Nachschub von Wasser gelangten wir zum Campingplatz am See. Alle fünf Insassen: Keuli, ich, Christian, Susanne und Tyrass verbrachten im vollgepackten Wagen eine leidliche Nacht.

Morgens in der Frühe wurde die Grossgarage «Montchoisi» aufgesucht. Befund: das Kühlersystem musste ausgebaut und überholt werden. Wir packten unsere Siebensachen in Schachteln, Taschen und Koffern und fuhren mit Familienbillett via Genf-Lyon nach Avignon per Bahn. Dank Zugsverspätung war in der päpstlichen Stadt der Bus abgefahren. Es blieb uns keine andere Wahl, als uns mit dem Taxi nach St. Michel bringen zu lassen.

Glücklicherweise hatte der Chauffeur Verständnis für so viel Gepäck, Hund und vier Personen....

Am 11. Oktober brachte der französische Postbote die Maquette der «europa» ins Haus. Keuli und ich korrigierten den ganzen Tag. Im Gänsemarsch ging es um 17 Uhr aufs Postbureau St. Gervais, wo die kostbare Fracht per Express in die Schweiz zurückspediert wurde. Trotz alledem. Es waren schöne und unvergessliche acht Ferientage gewesen.

Ein weiterer Lichtblick: Noch vor den Herbstferien war eine Geschichtslehrerstelle an der Töcherschule Zürich Stadelhofen zur Besetzung ausgeschrieben worden. Im Einvernehmen mit Rektor Surbeck meldete ich mich an. Daraufhin wurde ich von Zeit zu Zeit von Mitgliedern der Wahlkommission in Wetzikon besucht, schliesslich auch zu zwei Probelektionen eingeladen. Ob wohl der damalige Prorektor der Schule, Robert Hegetschweiler, gehaut hat, wie ermutigend seine Worte für mich waren, die er nach den Lektionen an mich richtete? Lange, lange Wochen verstrichen ohne Nachricht. Endlich, einen Tag vor Weihnachten, telefonierte Rektor Flury, dass ich zum Hauptlehrer für Geschichte gewählt worden sei.

Es war gut so, denn am 27. November hatte eine Aussprache ergeben, dass eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Dr. Räber und mir nicht möglich sei. Mit Datum April 1966 trat ich als Redaktor der «europa» zurück. Auch die «Reformierte Schweiz» hatte ihr Erscheinen eingestellt.

Am 8. Januar 1966 erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung» die Notiz von meiner Wahl zum Hauptlehrer für Geschichte an der Töchterschule Zürich. Am gleichen Tag waren Keuli und ich zu einem Nachtessen bei Dr. Fritz Nehrwein eingeladen. Er war uns nur dem Namen nach bekannt, hatte er doch mit seiner Familie vom 1.-18. August 1965 unser Häuschen in St. Michel gemietet. Dr. Nehrweins Einladung war die Bemerkung beigefügt, er möchte uns Bilder, die er in der Provence gemalt habe, zeigen.

Keuli und ich werden diesen Abend nie vergessen. Wir stürzten von einer Überraschung in die andere. Dr. Nehrwein entpuppte sich als begabter Hobby-Maler, der den Aufenthalt in St. Michel benützt hatte, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen. Er lobte nicht nur die Ambiance unseres Häuschens, sondern zeigte sich beeindruckt von den Bildern, die die Wände zierte und von denen er glaubte, dass der Hausherr dafür verantwortlich zeichne. Welch glücklicher Irrtum, denn diesem – so stellte es sich heraus – sollte ich die Wahl an die Töchterschule zu verdanken haben! Dr. Fritz Nehrwein war nicht nur Hobby-Maler, sondern auch Zürcher Kantonsrat, der der sozialdemokratischen Fraktion angehörte. Mehr noch: er präsierte die Wahlkommission der Töchterschule, deren Aufsichtskommission er ebenfalls vorstand. Mit kurzen Worten schilderte er uns den Wahlvorgang: 12 Bewerber hatten sich angemeldet, darunter auch der bereits als Hilfslehrer für Geschichte an der Schule Amtierende. Ein mit der ersten Sichtung betrautes Mitglied der Wahlkommission hatte die Aufgabe übernommen, eine vorläufige Sortierung vorzunehmen. Links lagen die Kandidaten, die in Frage kommen könnten, rechts die übrigen. Als Dr. Nehrwein die Beige rechts schnell durchblätterte, fiel ihm der Name Roger Ley in die Augen. «Den Mann muss ich doch kennen, wo bin ich ihm schon begegnet?» Plötzlich leuchtete vor seinem inneren Auge St. Michel auf. Er legte die Anmeldung Ley auf die linke Seite: «Der Mann interessiert mich. Ich muss ihn kennen lernen. Zwar ist er schon 47 Jahre alt, aber trotzdem...» Zu den Probelektionen wurden schliesslich drei Kandidaten eingeladen, darunter auch der an der Schule amtierende Hilfslehrer Rey. Das Ergebnis war eindeutig. Die Lek-

tionen Leys schwangen obenauf. Obwohl die Fachexpertin den Hilfslehrer Rey begünstigte, lautete nach gewalteter Diskussion das Urteil der Kommissionsmehrheit: «Ley ist besser als Rey». Ley wurde daraufhin der Aufsichtskommission zur Wahl vorgeschlagen. Trotz eines Störmanövers, das die Expertin – unterstützt vom Rektor der Schule – inszenierte, wurde Ley gewählt. Dank St. Michel. Dank Keulis Bildern.

Am Schluss dieses denkwürdigen Besuches schenkte uns Dr. Nehrwein eine von ihm gemalte Ansicht unseres Häuschens.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen der Dankbarkeit ich während der Sportferien einen Monat später nach St. Michel gefahren bin. Auch mich küsste die Muse. Ich malte zwar keine Bilder, aber ich schrieb letzte Artikel für die «europa», für den «Schweizerischen Feuilletondienst» und die Beförderungsarbeit für die Loge mit dem Titel: «Symbolik und der moderne Mensch».

In den darauf folgenden Frühlingsferien zementierte ich mein erstes mauerisches Oeuvre: eine Treppe zur Terrasse hinter dem Haus. Es war ein mit Mängeln behaftetes Werk, aber solid, das mir Mut machte, mich später in der Branche der Werkmaureri zu vervollkommen. Gleichzeitig schlug der ansässige Maurer ein Loch in die Wand, damit vom Haus aus der direkte Zugang zur Terrasse möglich wurde. Noch während unseres Werkens erreichte uns die Nachricht, dass an Ostern mein Vater notfallmässig in den Spital habe eingeliefert werden müssen. Im Eiltempo wurden in St. Michel die Türe gesetzt und die elektrischen Leitungen verlegt. In Bern angelangt erfuhren wir, dass der diensthabende Arzt zunächst auf eine Blinddarmentzündung getippt hatte. Die Operation stellte dann die Fehldiagnose klar. Der am Ostermontag erschienene Chefarzt konstatierte einen Riss in der Speiseröhre. Die sofort eingeleitete zweite Operation schien von Erfolg begleitet • zu sein. Mein Vater erholte sich rasch. Am 22. April verschlechterte sich sein Zustand jedoch rapid. Am 23. besuchten wir ihn. Er ging sehr gefasst der dritten Operation entgegen, war sich aber wohl doch im Klaren, wie schlimm es um ihn stand.

Am 25. April begann ich meine Tätigkeit an der Töchterschule Zürich. Am 27. April starb mein Vater. Sein Tod ging mir sehr nahe. Obwohl wir einander innerlich nie nahe gekommen waren, hatte ich ihn geliebt. Ich wusste wohl, dass er sein Lebensziel nicht erreicht hatte. Sein Traum, Unternehmer zu werden, war nicht in Erfüllung gegangen. So hoffte er, sich in mir verwirklichen zu können. Dass ich ihn enttäuscht haben muss, scheint mir fast Gewissheit zu sein.

Einen Monat nach seinem Tod verschied sein Bruder Hugo, der sich als Ältester seinerzeit Werners sehr angenommen hatte. Doch der Jüngere wollte sich nicht gängeln lassen – so interpretierte wenigstens er die Fürsorge Hugos – und war seinen eigenen Weg gegangen. Ich habe es sehr bedauert, dass diese zwei Brüder, die beide ihre grossen Qualitäten hatten, sich – trotz meinen diskreten Bemühungen – zeitlebens aus dem Weg gegangen sind.

Noch ein drittes Mal begegnete uns der Tod. Wiederum nach Monatsfrist wurde Dorli Heck in Zumikon zu Grabe getragen. In unserer Aarauzeit hatten wir im Rahmen unseres Kränzchens mit dem Pfarrerehepaar Heck von Erlinsbach sehr guten Kontakt gehabt, so dass uns der Hinschied der lebhaften und lebensbejahenden jungen Frau schmerzte.

Europäische Delegierte der Schüleraustauschorganisation ICYE hatten an der Tagung vom Sommer 1965 in Oslo den Wunsch ausgesprochen, es sei in Zukunft den europäischen Partnern zu gestatten, auch unter sich – also im europäischen Raum – Austauschaktionen in die Wege zu leiten. Diese Anregung war auf positives Echo gestossen. Als es aber an die Realisierung derartiger Pläne ging, zeigte es sich, dass dafür die nötige finanzielle Basis fehlte. Der Austausch Europa – USA war bisher praktisch ausschliesslich von den Amerikanern bezahlt worden, soweit die Auslagen nicht durch Eltern und Gastgeberfamilien gedeckt werden konnten.

Als anlässlich einer Konferenz in Genf am 7. Mal Projekte vorgelegt wurden, die jedem verantwortungsbewussten Denken ins Ge-

sicht schlugen – man redete von Schüleraustausch mit Island und Lateinamerika –, gaben Matthias und ich unserem Bedauern Ausdruck, diesen neuen Kurs nicht gutheissen zu können. Wir zogen uns in der Folge von ICYE zurück. Um Matthias, der als Kassier unserer schweizerischen Organisation – selbstverständlich ohne Entlohnung – gute Dienste geleistet hatte, meine Anerkennung auszudrücken, verschaffte ich ihm eine der sehr begehrten Volontärstellen beim Hessischen Rundfunk. Dies war möglich, weil ich mit dem Intendanten persönlich befreundet war. So verliess uns denn This Ende Juli für drei Monate, um in Frankfurt am Main in die verschiedenen Sparten eines grossen Rundfunkunternehmens eingeführt zu werden. Seine Krönung fand der Aufenthalt in der Abteilung «Nachrichtenredaktion». Während der Nachtsendezeit durfte This – 22jährig! – selbständig diese Redaktion betreuen. Er hatte viel gelernt und irgendwie den Gout für praktische Tätigkeit bekommen. Jedenfalls suchte er aus eigener Initiative einen Job. Ab 1. November arbeitete er – wie bereits früher erwähnt – halbtags neben seinem Jusstudium als Angestellter des Schweizerischen Bankvereins am Bellevue in Zürich.

Da Keuli auch in den Sommerferien die Druckfahnen der «Zürichsee-Zeitung» zu korrigieren hatte, mussten wir uns damit begnügen, zu Dritt an einem verlängerten Wochenende einen Bummel durchs Zürcher-Oberland zu machen, was nicht nur den Eltern, sondern auch Christian und Tyrass viel Spass bereitete. Dagegen reichte es im Herbst zu einem Abstecher nach St. Michel, den Christian wie folgt im Gästebuch kommentierte: «Vater und Sohn krampfen im Garten, Mutter hat zwei Bilder verbrochen, zwei Mal wurde in «Les Saintes Maries» gebadet, ein Mal durfte der Sohn reiten und wurde von den Mücken aufgefressen, durch «Uhrologe» Lehrer Gysi wurde eine Standuhr in Le Pont St. Esprit erstanden und für 800 Francs auf Kredit gekauft.»

Es sei hier nachgetragen, dass die Eltern – im Blick auf eine eventuelle Laufbahn als Volksschullehrer – besagtem Christian erneut Klavierstunden erteilen liessen, und zwar bei dem ausgezeichneten Musiker Puttkammer, dem trotz pädagogischem Können und Geschick genau so wenig Erfolg beschieden war wie seinerzeit dem Stäfener Pianisten Ernst Pfenniger.

Inzwischen kam es in Hedingen zur entscheidenden Wendung. Mitte» August erklärte Keulis Mutter, sie sehe sich ausserstande, den Haushalt allein zu führen. Sie werde die Wohnung vermieten und nach Stäfa in ein Altersheim umziehen. Bis ein Platz frei werde, gedenke sie, im Hotel «Sonne» zu wohnen.

Keulis Aufgabe bestand darin, die Übersiedlung zu organisieren. Mutter Linder wurde im Privataltersheim «Sunneschy» in Stäfa angemeldet.

Nachdem die redaktionelle Tätigkeit an der «Reformierten Schweiz» und der «europa» dahingefallen war, meldete sich bei mir der Wunsch, das Geschichtsstudium nachzuholen, immer imperativer. So immatrikulierte ich mich am 15. November an der Phil. I Fakultät in Zürich, um neben der Schultätigkeit ein achtsemestriges Geschichtsstudium zu beginnen. Bei Professor Beck belegte ich die Vorlesung «Westroms Schicksal in Spätantike und Frühmittelalter», bei Professor Peyer «Probleme des 15. Jahrhunderts», bei Professor von Muralt «Bismarck I. Teil» und bei Professor Schwarz «Kultur der Barockzeit».

Am 1.»Dezember 1966 feierten Keuli und ich den 25. Hochzeitstag mit einem Besuch des Schauspielhauses in Zürich.

Für das Jahr 1967 lassen sich drei Schwerpunkte markieren: St. Michel, San Diego und Marburg.

Für die Frühlingsferien hatte ich meine Mutter in unser Häuschen eingeladen. Mit einem von Ruedi Luchsinger zur Verfügung gestellten Volkswagen holte ich die 72-jährige Dame in Bern ab. Sie überstand die Fahrt nach St. Michel in bester Verfassung. Während acht Tagen führte ich ihr sämtliche Sehenswürdigkeiten der Provence vor, die sie mit einer Gründlichkeit besichtigte, die mir allen Respekt abnötigte. Die Aufführung der Komödie «Nos folles années» vom Ostermontag in der Opéra von Avignon krönte den Aufenthalt. Mit dem Volkswagen ging's zurück nach Genf, wo ein Treffen mit meiner Familie vereinbart worden war. Die Wagen wurden getauscht. This fuhr mit meiner Mutter per Volkswagen nach Bern, ich mit dem Studebaker, in welchem Keuli, Christian und Tyrass Platz genommen hatten, nach St. Michel.

Im Sommer probten wir erstmals getrennte Ferien. Keuli wollte die wiederholten Einladungen ihrer verwitweten Schwester, nach San Diego zu kommen, nicht länger ausschlagen. Da der Schweizerische Lehrerverein einen wohlfeilen Charterflug von Stuttgart nach New York ausgeschrieben hatte, packte sie die Gelegenheit beim Schopf und wagte die weite Reise. Vom 15. Juli bis zum 3. August war sie in La Yolla (Vorort von San Diego) bei ihrer Schwester zu Gast. Reisen nach Los Angeles und San Francisco wechselten mit interessanten Partys. Zum ersten Mal begegnete Keuli auch Plüdis Schwiegermutter, Frau Weiss, die die beiden Schwestern sehr verwöhnte. Während meine Gattin auf dem neuen Kontinent endlich einmal wohlverdiente Ferientage genießen konnte, verbrachten Christian und ich einen ausnehmend heissen Sommer in St. Michel. Ufeber Brissago-Arona-Turin-Nizza-St. Raphael hatten wir die Provence angesteuert. Ausgiebig wurde dem Badesport in der Cèze gefrönt, oder man räkelt sich im Liegestuhl, den Halbschatten suchend, mit einem Buch in der Hand. An den Abenden – tagsüber machten die lähmende Hitze und der Wassermangel ein intensives Arbeiten unmöglich – wurde tüchtig zementiert und die Terrasse hinter dem Haus in einen komfortablen Sitzplatz umgemodelt. Bald erschien auch Pfarrer Müllers Jüngster, Thomas, bei uns – er war bis Orange mit der Bahn gereist –, und zwischenhinein besuchten uns This und Herr Lehnmann für vier Tage, so dass der Herrenhaushalt vollkommen war. Trotzdem haben wir uns viereinhalb Wochen lang ausgezeichnet gepflegt. Als Belohnung für die wertvolle Mithilfe offerierte ich Thomas und Christian eine Reise in die Tarnschlucht. Unvergesslich bleibt die halsbrecherische Abfahrt von der Höhe der Causse Mejean hinunter nach La Malène: auf einer Strecke von knapp 5 Kilometern rutschten und krochen wir auf einem schmalen, mit Geröll bestückten Strässlein von 1050 Meter auf 450 hinunter. Als ich den schweren Studebaker endlich wieder auf normaler Strasse parkieren konnte, war mein Kommentar meinen Mitfahrern aus dem Herzen gesprochen: «Nie mehr eine Route wählen, die in der Karte als «descente déconseillée» markiert ist».

Um This bei der – von uns als notwendig erachteten – Abnabelung nachzuhelfen, überredeten wir ihn, ein Auslandsemester in Marburg ins Auge zu fassen. Ziemlich lustlos entschloss er sich zu diesem Schritt. Über die Weihnachtsferien kehrte er nach Hause zurück, und als ihn Mutter und Christian im Februar des folgenden Jahres in der Universitätsstadt mit einem Besuch überraschten, sahen sie wohl, das Matthias keinen Anschluss gefunden – oder gesucht? – hatte. Das Heimweh machte ihm schwer zu schaffen.

Zu vermelden bleibt noch, dass ich im Oktober mit dem neu erstandenen SAAB-Zweitakter für zwei Tage in St. Michel auftauchte, um das Haus für die Überwinterung zu rüsten. Bei dieser Gelegenheit kaufte ich die angrenzende Remise mit Umschwung, wobei ich von Keuli wegen des Preises wenig Dank erntete.

Der Schein trügt, wenn man glaubt, das Jahr 1967 sei zur Hauptsache aus Ferien zusammengesetzt gewesen. Im Gegenteil! Das Einarbeiten in meine neue Tätigkeit verlangte meinen ganzen Einsatz. Aber die Arbeit beglückte mich, obwohl ich schon im ersten Jahr eine Maturitätsprüfung durchzuführen hatte mit einer Klasse, deren Vorkenntnisse mir nicht bekannt waren, und obwohl meine Kollegin vom Fach alles tat, um meinen Einstieg in das Lehrerkollegium zu erschweren. Nebenher ging das Studium an der Universität weiter, wobei ich in der Wahl der Vorlesungen natürlich in dem Sinne eingeschränkt war, dass nur jene belegt werden konnten, die in meine Freistunden fielen. Oft gab es ein hektisches Hin und Her, die Rämistrasse auf und nieder.

So hörte ich denn im Sommer 1967 bei Professor Stadler «Geschichte des Kommunismus in der Zwischenkriegszeit», bei Professor Ganz «Probleme in der Entwicklung der schweizerischen Eidgenossenschaft 1920-1945», bei Professor Halperin «Der wirtschaftliche Aufstieg Japans» und bei Dr. E. Bucher «Einführung in die Schweizergeschichte des 19. Jahrhunderts». Im Wintersemester 1967/68 belegte ich bei Professor Beck «Das mittelalterliche Kaisertum I. Teil», bei Professor von Albertini «Französische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert» und beim Archäologen Professor Vogt «Die wichtigsten Kulturen und Völker Euro-



pas in der zeit vom 9.-5. Jahrhundert v. Chr.». Dann und wann gab es erstaunte Blicke seitens jüngerer Studenten, oft fragende Blicke seitens der Professoren, wenn ich die Testate einholte. Aber niemand richtete eine Frage an mich..

Meine früheren Nebenbeschäftigungen hatte ich aufgegeben. Nur das Präsidium der Hauspflege Stäfa führte ich weiter, um den Kontakt mit der Gemeinde nicht ganz abzubrechen. Dem Journalismus jedoch hielt ich die Treue, indem ich weiterhin für den Schweiz. Feuilletondienst schrieb – wie immer unter dem Pseudonym Fritz Freiherr – und auch am Schweizerspiegel mitarbeitete. In diesem Zusammenhang liess sich eine Frage beantworten, die meine Freunde dann und wann an mich richteten. Sie zielte darauf ab, ob ich denn meine pfarramtliche Tätigkeit nicht doch vermesse. Dies war nicht der Fall, da diese, wenigstens teilweise, in anderer Form weiterging: Samstag für Samstag erschien in der Zürichsee-Zeitung eine Sonntagsbetrachtung aus meiner Feder. Da auch diese mit Fritz Freiherr signiert war, ahnte niemand, dass ich anstelle der Stäfener Kanzel über eine andere «Bühne» verfügte, die es mir ermöglichte, zu einer weit grösseren Gemeinde zu sprechen.

Auch meine sich vertiefende Integration in die Loge «Modestia cum Libertate» wäre mit einer Beantwortung obiger Frage in Beziehung zu setzen. 1966 wurde mir der Meistergrad erteilt. Ich war somit mit Brauchtum, Symbolik und Weltanschauung der Freimaurerei vertraut geworden. Nicht nur der Dreiklang «Weisheit, Stärke und Schönheit» – die Säulen, auf denen das Geistesgebäude der Freimaurerei ruht – beglückte mich, sondern auch die Rituale in ihrer vollkommenen Ausgewogenheit von Rationalität und Emotionalität. Als ich 1968 mit dem Amt des Redners betraut wurde, wuchs ich naturgemäss noch intensiver in das freimaurerische Gedankengut hinein, war es doch die Aufgabe des Redners, an den Tempelarbeiten ausgewählte Stellen des Rituals zu interpretieren und in den Kontext der Gegenwart zu stellen. Ohne Zweifel hat auch die Redaktion der Schrift «200 Jahre Modestia cum Libertate 1771 – 1971» und meine Mitautorschaft an diesem Jubiläumsbuch dazu beigetragen, das Wesen der Freimaurerei so

zu erfassen, dass ich die Aufgabe des Redners, das Gewissen der Loge zu sein, zur vollen Befriedigung meiner Brüder erfüllen konnte. Mehr und mehr lernte ich die hierarchische Struktur unseres Ordens schätzen, die die Berufenen mit jener Autorität bekleidet, die ein Abrutschen einer Gesellschaft in einen gestaltlosen Brei verhindert.

Die Wahl zum Meister vom Stuhl kam meiner wahren Berufung entgegen. Die Leitung der Tempelarbeiten beglückte mich tief, da ich den Mitfeiernden das schenken konnte, wonach sich jeder Mensch in Grunde genommen sehnt: für das Herz Mut, für die Seele Nahrung und für den Geist Bereicherung. Das gleiche Vorrecht wurde mir zuteil, als ich durch das Vertrauen der Brüder zum «Weisen Meister» des Hochgradkapitels «Humanitas» eingesetzt wurde.

Ich will und kann aber nicht verschweigen, dass trotz Einbettung in der Loge und trotz ehrlicher Auseinandersetzung mit den Fragen von Leben und Sterben der 50. Geburtstag für mich eine Schockwirkung hatte. Ganz plötzlich wurde mir bewusst, dass mein Leben den Zenit überschritten hatte und dass Expandieren nicht mehr möglich sei. Mit sehr gemischten Gefühlen habe ich darum an der Feier, zu der Keuli die befreundeten Ehepaare Heusser, Tanner und Pfr. Müller eingeladen hatte, im «Grünen Glas» in Zürich mitgemacht. Ein neues Grundgefühl nahm von mir Besitz: die Trauer um unwiederbringlich verloren gegangene Gelegenheiten.

Auch Keuli hatte ihren Kummer: der Gesundheitszustand ihrer Schwester Meta verschlimmerte sich zusehends. Bald wurde klar, dass eine Rettung von der tödlichen Krankheit unwahrscheinlich sein würde. Bis zu ihrem Tod am 21. Mai 1968 hat Keuli brieflich ihrer Schwester Mut gemacht und sie neben ihrer Arbeit, wenn immer möglich, in Biel besucht.

Für einen weiteren Kummer sorgte Christian. Er hatte überhaupt keinen Berufswunsch. So entschied man sich denn – wie schon erwähnt – nach einigen Konsultationen beim Berufsberater für eine kaufmännische Lehre in der Firma Hoval in Meilen. Auch hier

entwickelte Christian wenig Eifer; die Stunden in der Kaufmännischen Schule waren ihm eine Qual. Fast Abend für Abend kämpfte seine Mutter mit dem widerborstigen Sohn, um wenigstens die KV-Aufgaben unter Dach zu bringen. Im Geschäft fühlte er sich nur in der Abteilung «Aussendienst» glücklich, wo er Kunden und Kundinnen telefonisch beraten konnte; seine väterliche Stimme tröstete manche verzweifelte Hausfrau. Noch etwas anderes sagte unserem Jüngsten zu: In einem Nachbardorf von St. Michel – St. Alexandre – war eine Pferde-Ranch eröffnet worden. Täglich machte Christian seine «promenade à cheval». Diese Tradition fand später in den Sommerferien ihre Fortsetzung, aber diesmal in unmittelbarer Nähe, in La Roque sur Cèze. Christian hatte dort einen «pied noir» entdeckt, einen aus Algerien nach Frankreich zurückgekehrten Siedler, der die verfallene Domäne «Moulin de Cors» bewohnbar gemacht hatte und mit seiner Familie zusammen eine kleine Bar betrieb und daneben Pferde an Touristen ausmietete. Als ehemaliger Leader einer Musikband besass Robert Astier eine Kinoorgel. Welch eine Attraktion für Christian! Mit seinen spärlichen Brocken Französisch handelte unser Sohn einen Spezialpreis für Reitstunden ein, und als er auf der Kinoorgel – mehr improvisierend als den Noten folgend – den Bandleader, der natürlich ausgezeichnet Trompete spielte, begleitete, war die Freundschaft besiegelt. Tag für Tag marschierte Christian zu «seinen Pferden». Robert Astier machte mit ihm immer grössere Ausritte, und eines Tages erschien Christian allein hoch zu Ross, mit Camarguehut auf dem Kopf, vor unserer Haustür. So begann seine grosse Leidenschaft – oder anders ausgedrückt – seine erste Liebe. Von nun an hatte Christian auch einen Berufswunsch: Jockey.

Um unsere angegriffene Gesundheit etwas aufzumöbeln, entschlossen sich meine Gattin und ich zu einer freiwilligen Fastenkur in Landquart; für mich setzte Dr. Bauer 14 Tage fest, für Keuli 3 Wochen, wobei auch Akupunkturbehandlung eingeschlossen war.

Da die Tätigkeit auf der Korrektur-Abteilung Keulis Augen zu sehr anstrengte, trat meine Gattin in die Firma Orell Füssli

Annoncen in Zürich ein. This wohnte wiederum in Hedingen, Christian befand sich tagsüber im Geschäft oder in der Schule. So liess sich die Übernahme dieser Halbtagsarbeit gut verkraften. Die ausgeschriebene Stelle schien verlockend zu sein. Es war von redaktioneller Mitarbeit und selbständig zu erledigender Korrespondenz die Rede. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Es handelte sich um völlig unkreative Schreibarbeit, die irgendein Tippfräulein ebenso gut hätte erledigen können. Keuli trat am 1. Mai die Arbeit an und kündigte den uninteressanten Job auf Ende Oktober.

Im Herbstquartal 1968 erlebte unsere Schule «Life» ein Stück Zeitgeschichte. Im Zusammenhang mit dem Einmarsch der Warschauerpaktgruppen unter Führung Sowjetruslands in die Tschechoslowakei hatte ein Flüchtlingsstrom unser Land erreicht, der um Asyl ersuchte. Meiner Gymnasialklasse, für die ich als Klassenlehrer verantwortlich war, wurden sieben Tschechinnen zugeteilt. Die Aufgabe, diese Mädchen, die über sehr unterschiedliche Deutschkenntnisse verfügten, zu integrieren, war nicht einfach. Doch der grosse Arbeitswille der neuen Schülerinnen erleichterte vieles.

An der Universität hörte ich im Sommersemester 1968 Professor Ernst Meyer «Geschichte des Altertums im Überblick», Professor von Albertini «Allgemeine europäische Geschichte» und Professor Sllberschmidt «Allgemeine Wirtschaftsgeschichte: Das Zeitalter der Industrialisierung». Das Klima an der Alma Mater verschlechterte sich. Die Vorlesungen wurden durch Megaphondurchsagen aus dem Lichthof gestört. Dann und wann ertönte die Internationale, und die Anschlagbretter überbordeten. Flugblätter lagen massenweise herum oder wurden mehr oder weniger aufdringlich an den Mann oder die Frau gebracht. Wie war es zu dieser immer weiter um sich greifenden Revolte gekommen, deren Wellen auch unsere Schule streiften?

Eine Analyse der sogenannten Jugend-Revolte, die im Jahre 1968 auch in unserem Land zu Gewalttätigkeiten führte – man denke an den Globus-Krawall – ist nicht einfach. Mehrere Rinnsale haben sich zu einem reissenden Strom vereinigt, der den Dammbbruch be-

wirkte. Meine Analyse erhebt nicht den Anspruch, vollständig oder wissenschaftlich fundiert zu sein; sie gibt meine rein persönliche Schau der Dinge wieder.

Die ersten Ansätze sind in den USA zu suchen. In Kalifornien haben die «Blumenkinder» von sich reden gemacht: junge Menschen verzichteten auf Karriere und Geldmachen; sie propagierten das einfache, natürliche Leben. Es handelte sich dabei um einen doppelten Protest. Es ging einerseits gegen übersteigerte Zivilisation mit deren Technik und Wettbewerbszwängen, andererseits gegen Profitstreben und Stress. Unter dem Einfluss des kalifornischen Philosophen, Herbert Marcuse, geriet ein Teil der Blumenkinder in das marxistische Fahrwasser und begeisterte sich für antikapitalistische Parolen. Marcuse forderte die «Abschaffung der entfremdeten, auf einem autoritär-demokratischen Leistungsprinzip beruhenden Arbeit». An die Stelle des Karriere-Menschen sollte ein neuer Menschentypus von «ästhetisch-erotischer Existenzweise» gesetzt werden. Eine solche wurde von den Blumenkindern in vielfältiger, meist harmloser Form – basierend auf dem monatlichen Check der verwirrten Eltern – verwirklicht.

Wenn diese jungen Leute heute in ihrem ursprünglichen «Gewand» kaum mehr anzutreffen sind, haben sie ihrer Zeit doch eine nicht mehr wegzudenkende wertvolle Erbschaft hinterlassen: Musik und Tanz seien nicht einfach der Unterhaltungsindustrie zu überlassen, noch dürften sie exklusive Ausdrucksform einer kulturellen Oberschicht im Konzertsaal und auf der Bühne bleiben, sondern Musik und Tanz sollten als Grundelemente menschlicher Existenz verstanden und als solche dem menschlichen Dasein integriert werden, da beide, die musikalische und tänzerische Betätigung, dem intellektuellen, handwerklichen oder industriellen Arbeiten völlig ebenbürtig seien.

Andererseits ist die traurige Tatsache nicht zu übersehen, dass ein Teil der Blumenkinder in die Drogenszene abrutschte. Im Zusammenhang mit der von Marcuse postulierten ästhetisch-erotischen Existenzweise fanden Leute, wie etwa der Drogenapostel Leary, ihre Jünger. Das neue Evangelium bestand in der Verheißung einer durch Drogen erzielten Bewusstseinsweiterung. Sol-

ehe Vorwegnahme paradiesischer Wonnen wurde nicht wenigen zum Verhängnis, begünstigten doch die von Leary und anderen angepriesenen «Trips» die Flucht aus den harten Realitäten des Lebens. Am Ende der «Wonnen» stand meist die Drogensucht, wobei weiche Stoffe bald durch immer härtere ersetzt worden sind.

Dass dieser kalifornische Bazillus, der Protest gegen das Establishment und dessen Wertskalen, die ganze USA ansteckte, ist bekannt. Er infizierte vor allem die Studenten. Dass die Bewegung konkrete politische Ziele anvisiert hätte, lässt sich nicht belegen. Erst als das amerikanische Engagement in Vietnam keine raschen Erfolge brachte und mehr und mehr Studenten zum aktiven Militärdienst aufgeboten wurden, manifestierte sich an den Universitäten auch ein politisch relevanter Widerstand. Viele Studenten solidarisierten sich in öffentlichen Demonstrationen mit dem Vietcong oder entzogen sich dem militärischen Aufgebot – oft aktiv von Professoren unterstützt – durch eine temporäre Flucht ins Ausland. Im Endergebnis schwenkte also der ursprüngliche Protest einer jungen Generation gegen Establishment und Überzivilisation auf einen politisch brisanten Kurs ein. In den Augen dieser Generation war es das Establishment, das die Schuld am «schmutzigen Krieg» trug und das nun im Begriff stand, in Vietnam eine wertvolle eigenständige Kultur zu zerstören, eine Kultur, die man in naiver Weise als volksnaher und echter einstufte als die amerikanische.

In Europa fand dieser Protest starken Widerhall, wobei selbstverständlich Vietnam nur einen Teilaspekt des Ganzen bildete. Schon lange hatte ein Malaise unter der jungen europäischen Generation um sich gegriffen, ein Malaise, das diese jedoch kaum begrifflich zu artikulieren wusste. Doch was man selbst nicht aussprechen konnte, predigten andere, etwa Bunuel in seinen Filmen: «Man kann in dieser Gesellschaft nicht leben. Der Himmel ist verschlossen. Das Christliche ist absurd. Gar nichts hat einen Sinn.» So festigte sich bei den jungen Menschen nach und nach das Gefühl der Ohnmacht ungekannten Gewalten gegenüber. Ihr Lieblingswort lautete: «Manipulation». Man redete sich ein, allüberall manipuliert zu werden durch Reklame, durch die

Springer Presse, durch Behörden, Vorgesetzte und Eltern. Ein weiteres Schlagwort hiess «Zwänge». Überall witterte man solche: Sachzwänge, strukturelle Zwänge, aber auch listige Versuche, den Menschen zu vereinnahmen: Staat, Parteien, Wissenschaft, Militär und Polizei wurden auf die Anklagebank gesetzt.

Was tun? Um die Antwort war man nicht verlegen. Es galt, die Zwänge zu entlarven und die herrschende Ausbeutung des Menschen durch den Menschen bewusst zu machen. An die Stelle von Über- und Unterordnung sollte die Diskussion treten, am besten im Rahmen eines Kollektivs. Autorität in jeder Form war an und für sich suspekt und wurde als der Menschenwürde abträglich beurteilt.

Einem aufmerksamen Beobachter konnte ein schizophrenes Verhalten der Protestler nicht entgehen. Einerseits gab man sich skeptisch der Technik gegenüber. Manche Jungen kultivierten gar eine Art Technik-Feindlichkeit. Andererseits benutzten dieselben Protestler ohne Hemmungen ihr «Töffli» oder den fahrenden Untersatz. In der eigenen Bude gehörte die Hi-Fi-Anlage zur selbstverständlichen Ausrüstung. Eine ähnliche Bewusstseinspaltung zeigte die junge Generation auch der modernen Industriegesellschaft – lies Kapitalismus – gegenüber. In der Theorie wurde diese verdammt, als unmenschlich und ausbeuterisch charakterisiert. Doch genoss man deren Produkte unbedenklich und profitierte von deren Einrichtungen ohne Scham, angefangen von Legitimationskarten, Stipendien, Jugendabonnements usw. Dennoch sei nicht bestritten: im mannigfachen Protest dieser Génération manifestierte sich eine Not. Diese bestand in einem Manko. Zwar produzierte die moderne Industriegesellschaft reichlich Brot und aurti Kuchen; sie verschaffte materielle Güter in Hülle und Fülle, aber sie wusste keine befriedigende Antwort auf die Sinnfrage, sie erfand kein Heilmittel gegen den dauernden, erosionsartig verlaufenden Kommunikationsverlust, hervorgerufen durch eine sogenannte Versachlichung zwischenmenschlicher Beziehungen.

So suchte die junge Generation vergeblich nach seelischer Geborgenheit, nach menschlicher Wärme und Liebe. Das beweisen die

Versuche, dieses Manko selber zu decken durch Einrichtungen, die in vielen Fällen scheiterten: Geborgenheit und Wärme in Wohngemeinschaften zu vermitteln und Liebe in sexueller Selbstvergessenheit.

Der ursprünglich weitgehend unpolitische Prozess bekam bald seine eindeutig rote Farbe. Dem listenreichen, ausbeuterischen Kapitalismus wurde ein idealer Marxismus gegenübergestellt. In diesem Zusammenhang entdeckten die Studenten den (ausgebeuteten) Arbeiter, doch nur in der Theorie. Sie erkannten die Unmöglichkeit des Zwiegespannes «Studenten und Arbeiter» nicht, weil sie nicht sahen, dass nur ihnen der Wohlstand suspekt war (waren sie selber ja in ihrer grossen Mehrheit als Wohlstandskinder aufgewachsen!), den Arbeitern aber nicht. Diese verlangten nicht die Abschaffung des Wohlstandes, sondern ihren vollen Anteil daran.

Die Diskrepanz zwischen Arbeitern und Studenten trat am augenfälligsten in den 68er Maiunruhen in Frankreich in Erscheinung. Der Studentenführer Cohn-Bendit propagierte die «Autogestion». Die Betriebe sollten denen gehören, die darin arbeiten, und die so gebildeten Kollektive hätten in eigener Regie zu produzieren. Die Studenten jubelten Cohn-Bendit zu; die organisierten Arbeiter verhielten sich reserviert; die französische kommunistische Partei sagte NEIN.

Dass in der Schweiz – zum mindesten konnte ich dies für die Universität Zürich selber beobachten – der studentische Protest von ' einer entschlossenen Minderheit rasch und sehr zielbewusst nach links manipuliert wurde, liess sich leicht nachweisen. Die Schritte, die dazu führten: zunächst wurde das allgemeine Maaise mit einer anti-kapitalistischen Spitze versehen. Der profitorientierte, ausbeuterische, die Massen manipulierende und eine Scheindemokratie betreibende Kapitalismus wurde als der gemeinsame Feind der grossen Mehrheit hingestellt. In einer weiteren Phase propagierte man die Gleichung Kapitalismus = Faschismus. Somit war die Bahn frei, anlässlich einer grossaufgemachten antifaschistischen Woche die marxistischen Erzwäter in Grossformat im Lichthof der Uni Zürich zu zeigen. Die



Unaufgeklärten sollten endlich zur Kenntnis nehmen, dass es letztlich Marx und Lenin zu verdanken war, dass der Faschismus hatte zertrümmert werden können. Der logische Schluss lag auf der Hand: wer gegen Faschismus kämpfen will, muss im Kapitalismus seinen Gegner erkennen. Dass der Faschismus in seinen Ursprüngen nichts, aber auch gar nichts mit Kapitalismus zu tun hatte, wurde selbstverständlich nicht nur in dieser antifaschistischen Woche verschwiegen. Auch in einem Seminar über das Thema «Das faschistische Italien», das ich im Wintersemester 1968/69 belegt hatte, verstand es die der PdA angehörende Assistentin von Prof. von Albertini, Frau Esther Modena, meisterhaft, die sozialistische Vergangenheit Mussolinis zu unterschlagen, obwohl der nachmalige Duce nicht bloss Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, sondern auch Chefredaktor der sozialistischen Zeitung «Avanti» gewesen war. Dafür wurde die Rolle des Kommunisten Amendola unermüdlich von allen Seiten herausgestrichen; er und die Kommunisten Italiens sahen sich als unerschrockene Kämpfer gegen den Drachen Faschismus porträtiert.

Diese zwei Beispiele mögen für viele andere stehen. In der ganzen Schweiz erlebte man, dass mittels der ursprünglich so verpönten Manipulation die studentische Protestbewegung einer militanten linksextremen Minderheit dienstbar gemacht werden konnte.

Dass sich viele Studierende ins Schlepptau der linken Militanten nehmen liessen, war bestimmt unter anderem dem Umstand zuzuschreiben, dass – wenigstens an der Universität Zürich – teilweise prekäre Verhältnisse herrschten. Dazu gehörten überfüllte Hörsäle; manche Studenten mussten sich mit Stehplätzen begnügen (ein Kunststück, in dieser Position Notizen zu machen), manche waren genötigt, am Boden oder auf den Fenstersimsen Platz zu nehmen. Beanstandet wurden von Letztsemestrigen die langen Wartezeiten; die Professoren waren mit der Überprüfung der vielen Lizenz- und Doktorarbeiten glatt überfordert. Auch die um sich greifende Sitte, für die Testaterteilung ältere Studenten einzusetzen, die mit Unterschriftstempel den Be-

such der Vorlesungen bescheinigten, förderte keineswegs den persönlichen Kontakt zwischen Professor und Student und diskreditierte in den Augen seriöser Studenten das Ansehen der Alma Mater, da offenkundig war, dass auch Testathefte von Kommilitonen abgestempelt wurden, die aus Gründen politischer Aktivität kaum je zur Vorlesung erschienen waren.

Unter solchen Bedingungen lockte es mich nicht, länger als unbedingt nötig in den Hallen der Universität zu verweilen. Aber ich wollte lernen, und darum gehörte ich zu den regelmässigsten Vorlesungsbesuchern. Abgesehen vom bereits erwähnten Faschismus-Seminar bei Professor von Albertini belegte ich im Wintersemester 1968/69 bei Professor von Muralt «Vorgeschichte und Geschichte des Ersten Weltkrieges» und «Die Schweiz im 18. Jahrhundert». Das Sommersemester 1969 sah mich bei Professor Maier «Der Zerfall der römischen Republik», bei Professor Beck «Die Entstehung der achtörtigen Eidgenossenschaft», bei Dr. Ernst Kux «Wandlungen im Ostblock seit 1945» und bei Professor Ganz «Geschichte der Schweiz von 1874 bis 1920». Im Winter 1969/70 belegte ich bei Dr. Peter Frei «Geschichte des Mittelmeerraumes im 6. Jahrhundert v. Chr.», bei Professor von Albertini «Zeitgeschichte II: 1939-1962» und bei Prof. Maier «Griechische Geschichte im Zeitalter der Polis und der Perserkriege».

In St. Michel waren im Jahre 1969 drei Höhepunkte zu verzeichnen. Der 1. August stellte in doppelter Hinsicht einen solchen dar, erklomm doch unser Zweitakter Saab mit seinen 100'084 km mühelos den Mont Ventoux (Höhe 1909 m). Christian und ich hatten um 01.30 Uhr unser schlafendes Dorf verlassen; wir erreichten um 03.50 Uhr die luftige Höhe. Es herrschte eisige Kälte. Sommerlich gekleidet, wie wir waren, blieb uns nichts anderes übrig, als im Auto den Sonnenaufgang, der für wenige Minuten nach 04.00 Uhr vorausgesagt war, abzuwarten. Das Schauspiel war grossartig, obwohl leider eine Dunstdecke die Niederungen verhüllte. Schlotternd und völlig durchgefroren traten wir die Rückfahrt an.

Den Abend dieses 1. August feierten wir – zur Freude auch der Nachbarn – mit Feuerwerk. Christian hatte, unseren Sitzplatz mit Lampions und leuchtenden Kerzen geschmückt.

Einen zweiten Höhepunkt stellte zweifellos die dreitägige Fahrt (17. – 20. September) dreier Damen in die Provence dar. This hatte generös sein Auto seiner Tante Plüdi, die in der Schweiz zu Besuch weilte, zur Verfügung gestellt. Begleitet von Keuli und Grämi Linder fuhr man via Nyon nach St-Michel. Die über 75-jährige Louise Linder genoss die Reise sehr, wie sie sich auch - laut Eintrag im Gästebuch – aus vollem Herzen freute, die zweite «Résidence» ihrer Tochter endlich in natura zu sehen. Leider herrschte Regenwetter, so dass Keuli Dorf und Haus nicht in voller Schönheit präsentieren konnte.

Der dritte Höhepunkt ist ein Gedicht, verfasst von Kantonsrat Dr. Fritz Heeb, der vom 21. September – 4. Oktober unser Häuschen gemietet hatte. Inspiriert vom genius loci dankte Dr. Heeb mit folgendem Gästebucheintrag in homerischem Versmass:

*Dank sei dem Herrn dieses Hauses gesprochen,  
dass er uns gewähret  
Obdach inmitten des Landstrichs,  
seinesgleichen an Schönheit  
Suchend gar weit.  
Nous aimons la France in allen Provinzen.  
Aber so nahe dem Herzen ist keine gelegen wie diese,  
Eulen gleich seien bestimmt wir zu nisten in Mauern,  
zerfallenden,  
Schien's uns, als erstmals wir standen,  
geführt von der Wirtin mit Schlüsseln,  
Hinter vergittertem Tor.  
Wir sahen nur wucherndes Grün und  
Hörten den Mörtel rieseln aus uralten Fugen, mit Grauen.  
Kaum aber traten die Zögernden ein in der Mäuerchen Hallen,  
Fühlten sie heimisch sich. Gar als erklommen das Treppchen, das  
steile,  
Führend zur Stätte des Lebens und Ruhens gar hoch, da wandelt  
Grauen in Freude sich, Öffnet da doch der Blick sich ins Weite*

*Herrliche Land der Gärten voll Weins und der waldigen Hügel.*

*Ach, wie genossen die Ruhe, die Beiden, die Stille der Nächte.*

*Hunde, ein Rudel nur, unterbrachen mit heulendem Singen,*

*Sie in des Nachbarn mauerumgürteten Hofe. Am Tage*

*Aber, da streiften die Beiden durch Gassen des Dorfes und  
gewundene*

*Weglein in weitgebreiteten Feldern, da mancherlei Leute*

*Eifrig die Beeren rötlichen Weines lasen und fröhlich*

*Heim führ ten, füllend die Tonnen, Und köstlich empfanden es*

*Beid, des*

*Weins zu geniessen als Frucht und als Trunk. o herrliche Tage.*

*Blau spannt der Himmel sich weithin übers Land und glitzernd*

*fließt die*

*Cèze, berändert von goldenen Blumen durch grüne Gefilde.*

*Freude bereiten die zierlichen Bilder, 'gemalt an den Wänden,*

*Viel an der Zahl. Sie spiegeln im Häuschen gar treulich, was*

*Götter*

*Reich in der Sonne uns schenken. Habt Dank, ihr fleissigen*

*Künstler.*

*Künstler waren am Werk, die das Häuschen geformt. Empfanget*

*Lob. Seid bedankt von Gästen, die wohl hier und glücklich*

*gelebt.*

Nach halbjähriger Pause hatte am 11. August Keuli eine neue Stelle angetreten. Als Sekretärin auf der Amtsvormundschaft für Erwachsene in Meilen fand sie eine ihr zusagende Tätigkeit, die vielgestaltig und wesentlich anspruchsvoller war als das Einerlei bei Orell Füssli in Zürich. Nicht verschwiegen bleibe, dass der junge Chef zuerst grosse Mühe hatte, sich mit der Art seiner Sekretärin abzufinden, und der Sekretärin erging es ebenso mit ihrem jungen Chef.

Im September begleitete ich meine Gymnasialklasse auf der Maturreise nach Rom. Der Lateiner, Kollege Rüsing, amtete als unermüdlicher Cicerone. Trotzdem hat mich die «Urb? eterna» enttäuscht.

Wesentlich mehr trug ich von einer Schulungswoche, die im Ost-Institut in Köln vom 6.-11. Oktober stattfand, mit nach Hause. Von ausgezeichneten Kennern osteuropäischer Verhältnisse wurde man in die komplexe Materie eingeführt. Unvergesslich bleiben mir die Referate von Wolfgang Leonhard, der seinerzeit die kommunistische Parteihochschule in Moskau besucht und sich nachher in den Westen abgesetzt hatte.

Für das Jahr 1970 drängt sich eine Gliederung nach Personen auf. Keuli begann nach ersten zaghaften Anfängen, die in die Jahre 1968/69 fallen, in den Sommerferien eine wahre Leidenschaft für das Malen zu entwickeln. Die Begeisterung hielt zu Hause an, so dass sich Keuli entschloss, einen Malkurs bei Maler Karl Landolt zu besuchen. In den darauffolgenden Herbstferien waren die Früchte dieses Unterrichtes bereits zu sehen.

Christian seinerseits frönte seiner Leidenschaft für Reiterei während der Frühlingsferien bei Champion Hptm. Paul Weier in Elgg. In den Sommerferien in St-Michel stieg er zeitweise auf das Mobilette um, reiste mit diesem mutterseelenallein nach Marseille – Nizza und zurück. Russgeschwärzt vom Dieselöl, mit dem die schweren Camions die Luft verpesteten, traf er in St. Michel ein mit der Feststellung, dass Reiten doch gesünder und auch schöner sei.

Im darauffolgenden Herbst durfte er nach London fliegen. Bei einem Mittelschulprofessor als paying-guest einquartiert, sollte er seine Englischkenntnisse erweitern.

Nachdem Matthias die ersten Prüfungen im Jahr 1969 erfolgreich, hinter sich gebracht hatte, schloss er im Januar 1970 mit der Doktorprüfung seine Studien «Magna cum laude» ab. Das Thema seiner Dissertation lautete; «Erwerbsfreiheit de.r Banken und 'Instrumentarium' der Notenbank».

Am 24. Januar fand die Promotionsfeier statt, und bereits am 2. Februar trat This die Stelle als Auditor am Bezirksgericht Affoltern am Albis an. Am 21. November desselben Jahres stellte er uns erstmals seine Freundin Lotti Baumgartner aus Bellach

vor. Er verbrachte mit ihr vom 4. – 7. Dezember ein Weekend in London, da Lotti sich als begeisterter Englandfan zu erkennen gegeben hatte.

Keulis Schwester Plüdi musste sich im Sommer einer schweren Operation unterziehen und erschien – noch als Genesende – zusammen mit ihrem zukünftigen neuen Gatten, Professor Jürg Waser, am 15. Juli in Kloten. Die Heirat der beiden fand nach ihrer Rückkehr in die USA in La Jolla am 26. August statt. Prof. Waser, aus altem Zürcher Geschlecht stammend, dozierte Physik und Chemie am Caltec in Pasadena.

Ich selber hatte im Februar unseren Grundbesitz in St. Michel durch den Kauf eines zerfallenen alten Weinkellers erweitert. Im Frühling verbrachte ich meine Ferien zusammen mit Lisebeth und Melchior Werner aus Thayngen erneut in der Provence, wo ich meinen beiden Gästen die Schönheiten der näheren und weiteren Umgebung vorführte. Da auf den 1. April das Häuschen für 14 Tage durch Mieter besetzt wurde, wick ich nach Spanien aus. Freund Herbert Mathys hatte mir ein am Meer gelegenes Hotel in Playafels in der Nähe von Barcelona empfohlen. Leider war das Wetter kalt und regnerisch, so dass ich den Aufenthalt auf 8 Tage verkürzte.

Das Jahr 1970 sah mich zum letzten Mal als Studenten an der Universität. Ich belegte im Sommersemester bei Dr. Kux «Mao Tsetung, Leben und Lehre», bei Prof. von Albertini «Kanada, Australien, Neuseeland», bei Prof. Siegenthaler «Allgemeine Wirtschaftsgeschichte der Neuesten Zeit» und bei Prof. von Muralt «Bismarck, 2. Teil».

Im Herbst begleitete ich meine Maturklasse zu einer Kanalfahrt in Holland, die uns nicht nur die landschaftlichen Schönheiten aus der Perspektive eines Bootes offenbarte, sondern auch die Malerei holländischer Künstler – Frans Hals, Vermeer, Rembrandt und Van Gogh – nahe brachte.

Zum Thema Kultur sind auch Besuche des Schauspiel- und des Opernhauses – meist mit der ganzen Familie – zu erwähnen. Wir sahen Lohengrin, die Meistersinger, die Zäuberflöte, «Sturm»

von Shakespeare, auch «Tasso» von Goethe, in einer stark umstrittenen Wiedergabe durch eine Bremerbühne, die uns jedoch sehr beeindruckt hat. Nicht zuletzt sei erwähnt, dass unser Häuschen in St-Michel kulturträchtig wurde, indem die Mundartdichterin Els Morf-Bachmann, die sich im September bei uns eingemietet hatte, im «Winterthurer Landboten» ihre Eindrücke in wunderschönem «Züridütsch» veröffentlicht und etwas später in einer Radiosendung über Beromünster künstlerisch gestaltet hat.

1971 bescherte uns einschneidende Veränderungen. Beginnen wir mit unserem Jüngsten! In der Zeit vom 15. Februar bis zum 6. März legte Christian in Etappen die KV-Prüfung ab. Für ihn standen zwei Dinge ausser Frage: Erstens war er völlig überzeugt, er würde die Examina erfolgreich bestehen. Zweitens erklärte er ebenso dezidiert, er würde uns, beziehungsweise die Firma Hoval, nach Abschluss der Lehre verlassen, um sich in England etwas umzusehen. Unter «Etwas» verstand er die Verwirklichung seines Jockey-Traumes. Nur mit Mühe liess er sich davon überzeugen, dass die Suche nach einem derartigen Job – zumal für einen Ausländer – von einer sicheren Basis aus erfolgen sollte. Ich setzte mich deshalb mit Freund Otto Varga in Verbindung und fragte, ob er in seinem Betrieb nicht einen kaufmännisch gebildeten Volontär plazieren könnte, wobei wir froh und glücklich wären, wenn besagter Volontär auch punkto Privatleben – mit gebotener Zurückhaltung natürlich – betreut würde. Otto reagierte umgehend positiv, und am 7. April, anlässlich seines Zürcher-Aufenthaltes, regelte er mit Erika persönlich die Details. Am 20. April schloss Christian seine Lehre ab. Jedermann war überrascht, dass nicht nur die KV-Noten recht gut ausgefallen waren, sondern auch das Zeugnis der Firma sich sehen lassen konnte. Wahrscheinlich wusste er selber am besten, dass er diesen Erfolg zum grossen Teil dem Einsatz seiner Mutter verdankte.

Schon am 21. April wurden die Koffer gepackt und zur Beförderung via Kuoni nach Bristol abgeschickt. Vom 25.-27. April nahm Christian Abschied von Hptm. Weier und Monika Bachmann, und am 28. April setzte ein Tagesausritt zusammen mit Frau Fenner «le

point final». Nachzutragen bleibt, dass Christian natürlich – KV-Prüfung hin oder her – die ganze Zeit über seiner Leidenschaft in den Reitanstalten Fehraltorf und Stäfa gefrönt hatte und anlässlich einer Fuchsjagd, organisiert vom Stäfener-Klub, stolz mit der Siegestrophäe zu Hause aufgekreuzt war.

Wen wird es wundern, dass er am 4. Mai in Kloten den Schweizerboden in Reitstiefeln und Jockey-Mütze, in der Hand die Tragtasche, in welcher der Sattel steckte, verliess?

Noch Aufsehen erregender war seine Rückkehr Mitte August anlässlich der Hochzeit seines Bruders. Er erschien im eigenen Wagen, mit britischem Nummernschild natürlich. Wie es ihm gelungen war, in den zweieinhalb Monaten die Fahrprüfung zu bestehen und ein Auto zu finanzieren, blieb sein Geheimnis. Immerhin gestand er uns, dass der Start in Bristol keineswegs problemlos gewesen war, hatte doch der englische Zoll trotz Kuoni-Spedition seinen Übersee-Koffer in London zurückbehalten. Die entsprechende Meldung erreichte ihn erst nach Tagen in Bristol, wo er sich inzwischen die allernötigste Wäsche hatte besorgen müssen. Die Kosten der Reise nach London, um den Koffer auszulösen, waren natürlich ebenfalls zu seinen Lasten gegangen.

Über seine Investigationen bezüglich Traumberuf gab er karge Auskunft. Dagegen präsentierte er dem Vater lachend die Rechnung für den Fahrunterricht, ihn an ein vor langer Zeit abgegebenes Versprechen erinnernd, diese Form von «Weiterbildung» würde aus der Familienkasse berappt.

Auch This verfolgte weitreichende Pläne. Einerseits bereitete er sich auf das Anwaltsexamen vor. Andererseits bewarb er sich um ein Stipendium für «post-graduate-studies» in den USA. Die grosse Anforderungen stellende Englisch-Prüfung bestand er am 11. Januar.

Am 27./28. März verbrachten This und Lotti das Wochenende in Florenz; vier Tage später reiste ich nach St. Michel, um die Verlobung der beiden zu organisieren. Es galt, das Haus für den Empfang der Gäste blitzblank zu machen, das festliche Essen im



Chateau de Coulogues zu bestellen, Lebensmittel vorrätig einzukaufen, da die Osterfeiertage vor der Tür standen, und den Garten in Ordnung zu bringen. Am 7. April erschienen am Abend bereits This und Christian per Auto. Anderntags – es war Gründonnerstag – waren Keuli, Lotti und die Eltern Baumgartner am Bahnhof in Avignon in Empfang zu nehmen. Der Karfreitag war regnerisch, doch liessen es sich die Besucher nicht verdriessen, einen Ausflug über die Panorama-Strasse in die Ardèche zu unternehmen. Der Karsamstag zeigte die Provence im schönsten Gewand. Man besuchte die Grotten (Aven d'Orgnac) und tafelte am Abend feudal im Château, wo denn auch die Ringe gewechselt wurden. An Ostern gab es einen Abstecher zum Pont du Gard, und zum Abendimbiss wanderte man durch den Wald, mit Lampions «bewaffnet», zum Restaurant «La Boheme».

Am Ostermontag reisten die Eltern Baumgartner, Keuli und Christian mit der Bahn in die Schweiz zurück. This, Lotti und ich blieben noch für ein paar Tage in St. Michel.

Bereits am 26. Juli fand die Ziviltrauung in Stäfa statt. Peter Wüthrich, Keulis Cousin, amtete als Trauzeuge. Am 19. August – zugleich der 27. Geburtstag von This – wurde die kirchliche Trauung in der Kirche Gottstadt vollzogen. Herrliches Sommerwetter verschönte die Fahrt durch die Landschaft und auf dem Bielersee.

Leider fiel das Weiterstudium in den USA ins Wasser, da rigorose Sparpläne der US-Regierung die Budgets der Universitäten stark beschnitten hatten. This blieb nichts anderes übrig, als so rasch wie möglich eine Anstellung in der Schweiz zu suchen.

Im ersten Halbjahr 1971 hatte sich der Gesundheitszustand Keulis andauernd verschlimmert. Starke Schmerzen in der Brust wollten trotz Akupunktur und immer neuen Bauerschen Medikamenten nicht weichen. Oft blieb als einzige Rettung das Aspirin übrig. Schliesslich suchten wir die Ursache in ungünstigen Strahlungsverhältnissen in unserem Haus. Ingenieur Schuler aus Pfäffikon konnte die Wohnung nicht entstrahlen, da seine Apparate wegen der Lage des Hauses nicht zu plazieren waren. Er gab

uns den Rat, um den Starkstromleitungen der SBB auszuweichen, unsere Betten umzustellen. Auch war es möglich, am Arbeitsplatz Keulis Abhilfe in dem Sinne zu schaffen, dass Keuli in das angrenzende Archivzimmer zügelte. Da die Erfolge unseren Erwartungen nicht ganz entsprachen, liessen wir Ingenieur Wittmann aus München kommen. Er setzte am 17. April seine Apparate in Funktion. Keulis Schlaf wurde nun besser. Die Schmerzen liessen nach, verschwanden aber nicht ganz. Möglicherweise spielte auch der psychische Faktor keine kleine Rolle, setzte der brüske Abschied Christians dem Mutterherzen doch stark zu. Die Frage, wie es dem in der Fremde weilenden Sohn wohl ergehen würde, trieb Keuli dauernd um.

Kurz darauf hatte sich This endgültig abgenabelt und ging daran, mit Lotti zusammen ein eigenes Leben zu gestalten.

Last but not least gab es in der Amtsvormundschaft einen Wechsel. Herr Müller kündigte. An seine Stelle trat ab Mai Herr Murbach. Keuli musste sich abermals umstellen, setzte doch der neue, sehr junge Chef ganz andere Akzente und Prioritäten. Überdies bescherte uns unsere Liegenschaft in Wigoltingen mancherlei Umtriebe. Wir hatten oft Mieterwechsel, da die jungen Frauen sich im kleinen Dorf langweilten und die Konditoreien und das Schwimmbad in Frauenfeld dem Landleben vorzogen. Das Überangebot von Wohnungen in der Kantonshauptstadt erleichterte natürlich den Entschluss, dorthin zu übersiedeln. Wir wurden deshalb rätig, das Haus zu verkaufen. Das erforderte manchen Gang, bis es endlich so weit war, wobei ich auf die tatkräftige Mithilfe Keulis angewiesen war, die dank Halbtagsarbeit mobiler war als ich selbst. Am 28. Juli war es endlich soweit. Keuli reiste auf das Notariat Märstetten, um den Verkauf dort eintragen zu lassen.

1971 jubilierte die Loge «Modestia cum Libertate». Das bedeutete für mich Terminarbeit, galt es doch, die Schrift, die sich zu einem stattlichen Buch entwickelt hatte, fristgerecht fertigzustellen. Ich entschloss mich, vom 6.-14. Februar, begleitet von der Schreibmaschine, das Manuskript in der Ruhe von St. Michel abzuschliessen. Schon in der Gegend von Montélimar waren

mir die vielen geknickten Telefonstangen auf gefallen.. Zwischen Bagnols und St. Michel sah es diesbezüglich trostlos aus. Vor unserem Häuschen angelangt, traute ich meinen Augen kaum: die elektrischen Leitungen lagen zerrissen am Boden. Über das Hoftor ragte – abgebrochen – ein dicker Ast der Akazie; im Höflein selbst sah es aus, als ob ein Vandal mit dem Beil gewütet hätte. Im Hause selbst entdeckte ich glücklicherweise keine Wasserschäden; jedoch im Badezimmer war die WC-Schüssel geborsten. Von den Dorfbewohnern erfuhr ich, dass St. Michel drei Tage lang ohne Strom geblieben, dass während acht Tagen jegliche Nahrungsmittelzufuhr ausgefallen war. Seit 1917 hatte es nie mehr so viel Schnee und Eis gegeben. Unter der Last des gefrorenen Schnees waren die Masten der Hochspannungsleitungen wie Zündhölzer zusammengeknickt.

Ich war genötigt, das EdF aufzubieten, den Maurer zu alarmieren und die Verwüstungen im Garten zu beseitigen. Erst nach getaner und erfolgter Sanierung konnte ich mich meiner schriftstellerischen Arbeit zuwenden. Täglich sass ich acht bis zehn Stunden an der Maschine, zuerst bei Kerzenlicht am Abend, später im Schein eines Gaslichtes, das mir die Nachbarin freundlicherweise überlassen hatte. Erst als das EdF mit der Montage einer Stange, dem Ziehen eines Kabels und der Installation eines neuen Tableaus fertig war, normalisierte sich mein häusliches Leben. In der Schweiz hielt die Kältewelle an. Noch am 4. März zeigte das Thermometer – 12°.

Da es mir gelungen war, den Terminkalender einzuhalten, durfte ich die Sommerferien unbeschwert geniessen. Um meinen Göttipflichten zu genügen, lud ich mein Patenkind, Regula Bosshart ein, mich nach St. Michel zu begleiten. Als ungefähr gleichaltrige Kameradin kam Silvia Fricker, das Töchterlein meiner Cousine Hannelore, mit. Die beiden Damen badeten ausgiebig in der Cèze, nicht ohne interessante, um nicht zu sagen, zudringliche Bekanntschaften mit jungen Herren zu machen, die jeweils mit gemischten Gefühlen am Abend den Wagen mit Chauffeur betrachteten, der die zwei Mädchen abholen kam. Selbstverständlich bot ich im Austausch zu Haushaltführung und Kochen das übliche

Sightseeing. Als besonders bemerkenswert erschien uns dreien die Fahrt via Valence nach Alboussière. Dort verbrachte meine Cousine Denise aus Paris mit ihrem Mann und den beiden Söhnen ihre Ferien im Pfarrhaus, amtierte doch der Schwiegervater von Denise als Hirte der reformierten Ortsgemeinde. Auf unglaublich kurvenreichen Strassen ging es via Vals-les-Bains nach Hause, wo wir spät in der Nacht eintrafen.

In den Herbstferien konnte sich endlich auch Keuli zusammen mit Tyrass und mir Ruhe gönnen. Leider war das Wetter sehr durchgezogen, so dass das schöpferische Tun mit Pinsel und Palette in engen Grenzen gehalten wurde. Immerhin war es möglich, für die Dezember-Ausstellung im Kunsthaus Aarau drei Bilder mitzunehmen. Jedenfalls waren Keuli und ich sehr dankbar dafür, das recht turbulente Jahr auf so friedliche und beschauliche Weise ausklingen zu lassen.

Am 22. Oktober waren wir zurückgekehrt. Am Tag darauf feierte die «Modestia cum Libertate» mit einem offiziellen Festakt ihr 200-Jahr-Jubiläum. Im Casino Zürichhorn hielt ich vor einem zahlreichen und erlesenen Publikum die Festrede. Am Abend beschloss ein Ball in den schön dekorierten Räumen den denkwürdigen Tag.

Es scheint, als ob im Jahre 1972 unsere Familie von einer grossen Unruhe heimgesucht worden wäre. Zunächst verliessen Lotti und Matthias Bern, wo unser Sohn in einer Filiale des Bankvereins tätig gewesen war, um sich am Enzianweg in Zürich-Altstetten niederzulassen. This hatte bei der Schweiz. Kreditanstalt in Baden eine ihm zusagendere Arbeit gefunden, war ihm doch die Aufgabe übertragen worden, die von der Bank offerierten zinsgünstigen Darlehen für private Bauvorhaben an seriöse Schuldner freizugeben. Dies implizierte eine gründliche Prüfung an Ort und Stelle und selbstverständlich auch eine persönliche Kontaktnahme mit einer bauwilligen Kundschaft. This fühlte sich offenbar in seinem Element – schlug vielleicht das Erbe von Grossvater Linder durch? – jedenfalls wurde er nach Jahresfrist von seinen Vorgesetzten zur Weiterbildung in London und Paris vorgeschlagen. Die Lösung der damit verbundenen Wohnprobleme

sah folgendermassen aus: Enzianweg 7 wurde in Untermiete gegeben, ein Wohnwagen angeschafft, in welchem die Jungverheirateten dann tatsächlich fast das ganze Jahr 1973 hindurch wie fahrende Nomaden in England und Frankreich hausten.

Christian dislozierte am 15. März aus uns unerfindlichen Gründen nach Dänemark, obwohl Freund Varga ihn gerne für ein weiteres Jahr in seinem Betrieb beschäftigt hätte. Erst viel später erfuhren wir, dass er in einem Ein-Mannbetrieb eine Beschäftigung gefunden hatte, die darin bestand, mit dem Auto aus Dänemark Fische nach Hamburg zu bringen. Der Rücktransport bestand aus Radiogeräten und elektronischem Material. Als das offenbar nicht lukrative Geschäft pleite ging und Christian ohne Arbeitsbewilligung auf dem Pflaster sass, war er gezwungen, in einem Supermarket auf Fano als Magaziner sein Brot zu verdienen. Klar, dass der Jockeytraum in weite Fernen entschwunden war. An dessen Stelle trat in der Person von Barbara Petersen ein rettender Engel. Barbara verschaffte Christian im Ferienhaus ihres Vaters eine Unterkunft.

Wie gesagt, von alledem bekamen wir erst Kunde, als Christian am Dienstag nach Pfingsten in Kloten landete, um auf der dänischen Botschaft in Bern eine Arbeitserlaubnis für Dänemark einzuholen. Seine übergläckliche Mutter organisierte sofort eine vorverschobene Geburtstagsfeier, zu welcher auch die beiden Grossmütter eingeladen wurden.

Zu seinem 20. Geburtstag hatte sich Christian eine Kiste voller Werkzeuge, die wir bei der Nachbarin Ly Leuenberger in Stäfa erstanden, gewünscht.

Auch wir selber schauten uns nach einer neuen Wohngelegenheit um, war doch das Haus an der Kreuzstrasse uns beiden zur Last geworden. Die Hausfrau seufzte unter dem Treppensteigen, da die Wohnräume sich auf drei Stockwerke verteilten. Der Hausherr stöhnte im Winter unter der unbequemen Heizerei. Dazu belasteten uns zwei Negativpunkte: die immer stärkere Lärmimmission durch Bahn und Verkehr auf der Kreuzstrasse und die bereits er-

wähnte Schwierigkeit, die Liegenschaft strahlungssicher abzuschirmen. Wir besichtigten am Laufmeter in den Zeitungen inserierte Traumhäuser, Einfamilienhäuser in Wohnsiedelungen und auch Bauland in Obfelden, ohne ein Objekt zu finden, das uns wirklich zugesagt hätte. Der Wunsch, am rechten Zürichsee-Ufer zu bleiben, schien aus finanziellen Gründen überhaupt nur durch Beteiligung in einer Baugenossenschaft realisierbar. So stiegen wir denn in die EIWOG (Eigenheimwohngenossenschaft) ein. Diese verwirklichte jedoch ein Bauvorhaben in Dinhard, wodurch das Projekt Stäfa auf die lange Bank geschoben wurde. Doch Keuli kapitulierte nicht. Am 19. November schob sie mir ein Inserat, in welchem Atriumhäuser in Affoltern am Albis zum Verkauf ausgeschrieben waren, unter die Nase. Am 20. November besichtigten wir das Haus, das sich noch im Rohbaustadium befand. Lage und Konzeption sagten uns zu. Einen Tag später fuhren wir nochmals nach Affoltern, um die Pläne abzuholen, die wir This zur Prüfung unterbreiteten. Sie gefielen ihm, doch fand er den Preis übersetzt. Der 23. November sah uns zusammen mit Lotti und This erneut auf dem Bau. Beide waren von der Lage am Waldrand sehr beeindruckt. Noch am gleichen Abend regelte ich die Finanzierung mit der Schweiz. Bankgesellschaft in Affoltern und teilte dem Konsortium mit, dass ich das Haus Tannrütistr. 19 mit Datum 1. Mai 1973 kaufen werde.

Reiselustig waren wir 1972 auch. Den wiederholten Einladungen von Otto Varga, ihn und seine Familie in Bradford-on-Avon zu besuchen, leisteten wir endlich Folge. Am 1. August verliessen wir mit der Bahn die Schweiz, um via Hoek van Holland-Harwich das United Kingdom zu erreichen. Das preisgünstige Generalabonnement der britischen Bahnen benützend, fuhren wir nach London, wo wir mit Taxi den Bahnhof wechselten. Der freundliche Driver verschaffte uns eine interessante Stadtbesichtigung. In Bristol angelangt, begaben wir uns in die Obhut von Freund Otto, der uns in seine schöne herrschaftliche Beszung «Wellclose Lodge» in Bradford führte. Tag für Tag waren wir unterwegs. Wir besuchten Cornwall, Wales, Oxford, Cambridge und Stratford-on-Avon, wo wir die Aufführung eines Shakespeare'schen Lustspiels

genossen. Selbstverständlich benützten wir die Gelegenheit, auch Christians ehemalige Schlummermutter, Frau Convay, aufzusuchen und einen Abstecher an den Badeort Weston super Mar zu machen. Den absoluten Höhepunkt bildete die Fahrt nach Stonehenge. Otto hatte uns zu diesem Zweck seinen Rolls mit Chauffeur zur Verfügung gestellt. Es war ein regnerischer Tag und ziemlich kalt, die genau richtige Voraussetzung, dem Genius loci von Stonehenge zu erliegen.

Zurück in London, logierten wir im Hotel Rembrandt und wurden von Dr. Gillespie zu einem feudalen Nachtessen eingeladen. Freund Henry, Ehrenmitglied der Loge «Modestia cum Libertate», beeindruckte auch Keuli sehr, verkörperte er doch das beste Old England. Er hatte bereits Eintrittskarten für eine Aufführung von «Jesus Christ Superstar» in der Tasche, einem Musical, in welchem seine Tochter eine wichtige Rolle innehatte. Leider mussten wir verzichten, da unsere Abreise unaufschiebbar war. Nachzuholen bleibt, dass ein Abstecher nach Conventry uns unvergesslich bleiben wird. Das an Stelle der zerbombten Kathedrale errichtete moderne Gotteshaus hält nach unserer Meinung den Vergleich mit jedem mittelalterlichen Dom aus.

An dieser Stelle sei beigefügt, dass unser Englandbesuch weitreichende und auch erfreuliche Folgen gezeitigt hat. Mein Angebot, gratis Ferien in St. Michel zu verbringen, wurde von Otto umgehend angenommen. Schon vom 14. August an hielt er sich mit Frau Norma und Sohn Andrew in St. Michel auf. Die Landschaft und die Düfte der Provence müssen der ganzen Familie sehr gefallen haben, zitierte doch Otto im Gästebuch die «schönen Tage von Aranjuez». Ohne jemandem ein Sterbenswörtchen zu verraten, sah er sich nach einem ähnlichen Feriensitz um, wobei er sich reichlich Zeit gelassen hat. Nach zwei, drei Jahren jedoch kreuzte er unverhofft bei uns in St. Michel auf. Auf unsere Frage: «Woher kommst du denn?» antwortete er mit einem feinen Lächeln: «Aus Cornillon, wo ich ein Haus gekauft habe.»

Seither vergeht fast kein Jahr, ohne dass wir uns mindestens einmal im Süden Frankreichs sehen.

Für das Wintersemester war mir ein unbezahlter Urlaub bewilligt worden. Ich benutzte diesen, um an einem Weiterbildungskurs für Mittelschullehrer in Genf teilzunehmen. Daran anschliessend reisten Keuli und ich nach St. Michel, wo bereits Wisle und Karl Müller, begleitet von Sohn Heiri, in unserem Häuschen logierten. Wir verbrachten nun gemeinsame Ferientage, die hauptsächlich dem Malen reserviert waren. Keuli und Karl sassen eifrig hinter ihren Staffeleien. Nach Verlauf von 8 Tagen konnten wir in unserem Höfli eine Ausstellung en miniature veranstalten, natürlich nur zu unserer persönlichen Freude. Auch Eva und Erich Waldmeier-Müller schauten bei uns herein.

Nicht vergessen bleibe die Visite des protestantischen Pfarrers von Bagnols, den Karl spontan zu uns eingeladen hatte.

Keuli zeigte 1972 eine ausserordentliche malerische Kreativität. Nicht nur in den Frühlings- und Sommerferien, sondern auch neben der Arbeit zu Hause entstanden eine Reihe sehr guter Bilder. Ein einmaliger Wurf war ein Bilderbuch, das bei Enkelbesuchen ehrfurchtsvoll betrachtet werden durfte.

Dank Studienurlaub liess sich auch eine Reise nach Wien verwirklichen. Freund Ruedi Luchsinger stellte uns seine Wohnung zur Verfügung, so dass wir in jeder Beziehung die Stadt und Umgebung nicht als Touristen, sondern als historisch und künstlerisch Interessierte durchstreifen konnten. Hofburg, Belvedere, Schönbrunn und die Spanische Reitschule waren die obligaten Ziele. Im Burgtheater sahen wir «Macbeth» von Ionesco und in der Staatsoper «Hofmanns Erzählungen». Wie sich's gehört, wurden wir von Ruedis Bekannten auch nach Grinzing entführt. Die Hin- und Rückreise im Transalpin war eher langweilig als schön.

Über der Weihnachtszeit lagen Schatten. Am 24. Dezember wurde Grämi Linder sehr krank, und am 29. Dezember legte sich Keuli ins Bett. Sie war am Ende ihrer Nervenkraft.

Mit dem Jahr 1973 setzte die schrittweise Ablösung von Stäfa ein. Ich reichte meine Demission als Präsident der Hauspflege



ein und schied aus dem Bezirksschulrat Meilen aus. Im Frühjahr nahm ich als Visitator zum letzten Mal die Examina ab.

Der neue Mieter – ein Kollege von der Töcherschule – meldete sich, um Zimmer und Fenster auszumessen. Der Neffe des Hausbesitzers erschien, begleitet von Handwerkern, um sich über die Kosten einer gründlichen Renovation zu informieren, war doch die Bahn- und Strassenverlegung so gelöst worden, dass ein Abbruch der Liegenschaft, der zunächst geplant gewesen war, nicht mehr zur Diskussion stand. Obwohl der Zügeltermin auf den 2. Mai festgesetzt war, liessen Keuli und ich mich nicht davon abhalten, vom 6. bis 21. April die Ferien in St. Michel zu verbringen. Da des Menschen Gedächtnis gern nur die Sonnentage registriert, sei festgehalten, dass ab 9. April eine Kältewelle die Provence überflutete, die uns zwang, täglich zu heizen. Am 10. und 11. April hatte es in Orange und Avignon heftig geschneit. Kein Wunder, dass Keuli am Morgen jeweils das Frühstück im Wintermantel zubereitete.

Am Ostersonntag packten wir zusammen und fuhren bis Seyssel, wo wir uns in einem Hotel am Ufer der Rhone erfrischten. Beim Verlassen des Restaurants – es dämmerte bereits – stürzte Keuli über den Trottoirrand und verletzte sich am Finger. Wir fixierten einen provisorischen Verband, da Keuli um keinen Preis einen Arzt aufsuchen wollte. In Bern plünderten wir die Hausapotheke meiner Mutter, Wegen Tetanusgefahr läuteten wir am Ostermorgen von Stäfa aus dem Notfallarzt in Männedorf an, der den Finger untersuchte und eine erste Spritze verabreichte. Der Osterdienstag sah meine pflichtbewusste Gattin bereits wieder im Büro!

Es folgten Abschiedsbesuche bei Kurt und Hedi Gysi, bei Ruedi und Maja Schäfer, bei Mario und Ruth Walter, bei Therese und Richard von der Crone, beim Gemeindepräsidenten Fritz Gohl, beim ehemaligen Kirchenpflegepräsidenten Emil Buchmann, bei Organist Pfenninger und der Hauspflegevermittlerin Frau Stolz. Wir merkten erst jetzt, dass wir in Stäfa mehr verwurzelt waren, als wir geglaubt hatten.

Wie bereits erwähnt, hätte der Umzug nach Affoltern in das schlüsselfertig gekaufte Haus am 2. Mai stattfinden sollen. Ein Augenschein an Ort und Stelle einige Tage vor diesem Termin wirkte auf uns niederschmetternd. Es fehlten das Parkett, die Treppe zum Hauseingang, die Tapeten, die Schieferplatten vor dem Cheminée, ganz zu schweigen von den Malerarbeiten. In einer harten Diskussion mit dem Bauführer wurde die Hausübergabe auf den 9. Mai verschoben. Vorsichtigerweise fixierte ich mit dem Möbeltransportunternehmen den Umzug auf den 17. Mai. Am 6. kanzteile ich auf dem Notariat Affoltern. Am 10. pendelte ein Kleintransporter, den mir Freund Ruedi Luchsinger zu Verfügung gestellt hatte, zwischen Hedingen und Affoltern hin und her, um das dort aufgestapelte Umzugsgut an die Tannrütistrasse zu verschieben. Somit war es möglich, dass ich vom 10. auf den 11. Mai die erste Nacht – allein – im neuen Haus verbrachte. Am 17. lief der Umzug, wie von mir klüglich festgesetzt, über die Bühne; klüglich sage ich, weil der Maler seine Arbeit immer noch nicht abgeschlossen hatte und das Atrium sich nach wie vor – ohne Plattenbelag – als Sandwüste präsentierte. Am 29. Mai erfolgte die Schlüsselübergabe in Stäfa, und am Tag darauf fuhren Keuli und ich nach Dänemark.

## Leben im Säuliamt 1973 – 1981

Seit Pfingsten 1972 hatten wir Christian nicht mehr gesehen. Aus seinen Briefen konnten wir entnehmen, dass er mit Barbara Petersen in Højgard eine Wohnung in einem Bauernhaus besass. Eine Anstellung im Büro der Maschinenfabrik Ch. Hoffmann in Esbjerg schien ihn zu befriedigen. Barbara arbeitete als Assistentin im Technikum derselben Stadt. Die Einladung der beiden, sie in Højgard zu besuchen, liess Keuli keine Ruhe. Mit der ihr eigenen Zielstrebigkeit setzte sie es durch, über die Auffahrt eine Blitzvisite in Dänemark ins Auge zu fassen. Rektor Flury bewilligte mir Urlaub, nicht ohne deutliches Widerstreben zu zeigen, für den Freitag zwischen Auffahrt und dem darauf folgenden Samstag, an dem ich ohnehin keine Stunden zu erteilen hatte. Im Schlafwagen verliessen wir am 30. Mai um 22 Uhr Zürich, um via Hamburg-Flensburg das dänische Kolding zu erreichen. Auf dem Perron warteten Christian und eine junge Frau, die auf gut Deutsch «Willkommen in Dänemark» sagte. Im Laufe unseres Aufenthaltes erfuhren wir, dass Barbara, Kind eines dänischen Vaters und einer deutschen Mutter, Deutsch mit der Säuglingsflasche eingesogen hatte. Überdies war sie im Zuge ihrer Ausbildung als Fotografin zu einem längeren Aufenthalt nach Berlin gezogen.

Die beiden jungen Leute verwöhnten uns zunächst mit einem üppigen Mahl. Dann wurden wir im Dorfkrug von Gunderup untergebracht. Obwohl wir beide vom Umzugsstress und Einräumen der neuen Wohnung in Affoltern noch sehr mitgenommen waren, wurden wir pausenlos strapaziert. Selbstverständlich mussten wir die Arbeitsplätze von Barbara und Christian visitieren, in Esbjerg eine Fischfabrik besichtigen, auf der Insel Fano einen «kleinen» Spaziergang rund um die Insel machen, der über drei Stunden dauerte. Zwei Aufnahmen, die Keuli und mich im Schiffsmuseum zeigen, das uns ebenfalls nicht erspart blieb, und die nun in unserem Fotoalbum eingeklebt sind, sprechen Bände. Erschöpft, aber glücklich, Barbara und Christian samt ihrem Hund gesund und zufrieden getroffen zu haben, nahmen wir am Sonntag

die 14-stündige Bahnfahrt unter die Räder, um am andern Tag, wie wenn nichts geschehen wäre, unsere Arbeit wieder aufzunehmen!

Es ist hier wohl der Ort festzuhalten, dass Keuli jeden Tag um 11 Uhr 56 mit der Bahn ab Affoltern wegfahren musste, um rechtzeitig auf der Amtsvormundschaft in Meilen einzutreffen. Abends traf sie um 19 Uhr in Affoltern ein, sofern sie den Spurt in Zürich über die Perrons zum Affoltermer-Abfahrtsgleis erfolgreich bewältigte» Wenn Keuli den ganzen Tag arbeitete, hiess die Abfahrtszeit in Affoltern 06 Uhr 29.

Ich selber hatte den Weg im Auto via Nervensäge Triemli-Bellevue nach Stadelhofen zurückzulegen. Wegen des morgendlichen grauenhaften Staus ab Birmensdorf. zog ich es vor, Affoltern zwischen 6 Uhr und 6 Uhr 15 zu verlassen. Korrektur- und Vorbereitungsarbeiten erledigte ich dann vor Schulbeginn im Lehrerzimmer.

Umso mehr schätzten wir am Samstag/Sonntag unser Atrium, das endlich mit Platten belegt worden war, wo wir uns nun, von fremden Augen unbeobachtet, in den Liegestühlen räkeln und die Mahlzeiten einnehmen konnten.

Doch sollte die Freude nicht lange währen. Anlässlich eines dreitägigen Dauerregens ereignete sich in unserem Haus ein Wassereintrich. Auch unsere Nachbarn im Westen hatten beträchtliche Schäden zu beklagen. Die alarmierten Fachleute beschuldigten sich gegenseitig. Der eine vermutete die Ursache da, der andere dort. Schliesslich wurde man rätig, das Atrium des noch unbewohnten Hauses, das an unsere Liegenschaft angrenzte, abzudecken und auszubuddeln. Dann erfolgte die Wasserprobe, d.h. das mit einem Kunststoff ausgelegte Becken wurde gefüllt, so dass man den Eindruck eines Schwimmbassins hatte. Was ich mit eigenen Augen beim Ausbuddeln bereits entdeckt hatte, erwies sich als richtig: im Kunststoff zeigten sich – wahrscheinlich durch Unachtsamkeit entstanden – kleine Löcher, wo das Wasser austreten konnte. Nach der Sanierung kam unser Atrium an die Reihe! Über den notdürftig belegten Parkett wurden durch un-

seren Living hindurch Platten und Sand nach aussen getragen. Anschliessend verwandelte man unseren Ruheplatz ebenfalls in ein Schwimmbassin. Auch hier wurden Lecks entdeckt! Nach drei Tagen folgte der umgekehrte Arbeitsgang. Noch viel gravierender war die Beschercung im Studierzimmer und Schlafzimmer. Dort hatten sich an zwei Wänden die Tapeten gelöst und der Parkett war vom Wasser unterlaufen worden und zeigte das Bild eines Wellentales. Zunächst galt es, meine Bücherwand abzuräumen, die Bücher in das Souterrain zu tragen, die schweren Möbel auf die noch intakten Stellen des Parkettbodens zu verschieben und beide Zimmer mit starken Strahlern während zwei Monaten auszutrocknen. Nachher hatten wir wieder die Handwerker – Bodenleger, Tapezierer und Maler – im Haus. Am Sonntag, den 14. Oktober, trugen Keuli und ich Zaine um Zaine Bücher nach oben und räumten sie an ihrem alten Standort ein. Im Stillen tat ich den Schwur, nie mehr in meinem Leben ein schlüsselfertiges Haus zu kaufen.

Während eines guten halben Jahres hatten wir all diese Unzukömmlichkeiten auf uns genommen. Die unliebsamen Auseinandersetzungen mit dem Baukonsortium, das sich um alles und jedes zu drücken versuchte, zehrten an meiner Nervensubstanz. Noch viel mehr aber setzte mir das traurige Ende unseres Tyrass zu. Wir hatten uns genötigt gesehen, in der Nähe von Affoltern ein Hundeheim ausfindig zu machen, wo wir Tyrass über die Zügelstage versorgen konnten. Die Besitzerin erklärte uns zunächst, dass sie die Dalmatiner-Rasse nicht liebe. Zweitens machte uns die Tatsache stutzig, dass im Heim Totenstille herrschte, wo wir doch von Gossau her ganz andere Dinge gewohnt waren. Im dortigen Helm brach jedesmal bei unserer Ankunft ein wahres Huronengeheul in allen Boxen los. Hier keineswegs! Als wir Tyrass heimholten, war er – unser temperamentvolles Tier, das von Lebenslust und Kraft strotzte – wie innerlich gebrochen. Er zeigte keine Freude, war stumm und matt. Nach wenigen Tagen jedoch hatte er sich erholt. So zögerten wir nicht, ihn auch während unseres Dänemarkaufenthaltes in dasselbe Heim zu bringen. Wieder konstatierten wir nach unserer Rückkehr eine merkwürdige

Verstörtheit des Tieres. Von diesem Zeitpunkt an wurde Tyrass immer aggressiver; vor allem hatte er es auf kleine Hunde abgesehen. Man konnte es kaum mehr wagen, mit ihm unangeleint zu spazieren. Eines schönen Tages fiel er – völlig unprovokiert – über einen kleinen Hund her. Nur mein brutales Dazwischenfahren verhütete, dass der Kleine nicht übel zugerichtet wurde. Keuli hätte eine solche Situation nie meistern können.

Mit schwerem Herzen entschlossen wir uns, Tyrass durch den Tierarzt einschläfern zu lassen. Ich brachte ihn zu dem uns bekannten Veterinär nach Stäfa. Es war eine Fahrt, die ich nicht ein zweites Mal machen möchte. Ich kam mir wie ein hinterhältiger Mörder vor. Der Abschied war grauenhaft. Noch heute versetzt mich die Erinnerung daran in Scham und Trauer.

Im Juni waren Lotti und This aus London mit ihrem Wohnwagen in die Schweiz zurückgekehrt. This musste eine Woche Militärdienst in Chur absolvieren. Am 1. Juli verabschiedeten sie sich aufs neue, um in Paris während vier Monaten den Weiterbildungskurs zu beenden. In der «ville lumière» haben dann Barbara und Christian, die sich von Dänemark herkommend via Spanien nach Tunesien begeben wollten, Lotti und This nach langem Suchen auf einem Campingplatz gefunden.

Ich selber war am 20. Juli mit der Bahn nach St. Michel abgereist, und zwar über Lyon – Le Teil nach Bagnols s. Cèze. Man musste in Lyon in einen dieselgetriebenen Autorail umsteigen. Bald bemerkte ich, dass diesmal im Wagen Unterschriften unter den Passagieren gesammelt wurden. Als die Reihe an mich kam, erkundigte ich mich nach Sinn und Zweck der Übung. Ich war nicht wenig erstaunt zu vernehmen, dass dies der letzte Personenzug sei, der die Strecke Lyon-Bagnols-Nîmes befahre. Nachher würden nur noch Güter transportiert. In der Tat wurde ich Zeuge, wie an allen Bahnhöfen Material, das hinfort nicht mehr benötigt würde, in den Packwagen verladen wurde. Natürlich gab ich meine Unterschrift auch; mit dieser Petition sollte eine Wiedererwägung des Stillgebungsbeschlusses erbeten werden. Heute schreiben wir 1985. Seit zwölf Jahren also rollen auf der Strecke, die man mittlerweile elektrifiziert hat, ausschliesslich Güterzüge.

Nicht weniger erstaunt war ich, drei Tage nach meiner Ankunft in St. Michel unerwartet Besuch zu bekommen. Barbara und Christian kreuzten, begleitet von Hund «Von», auf. Von Tunesien herkommend, wollten sie sich kurz in St. Michel erholen. Christian litt unter einer Virusinfektion, und Barbara hatte ihren Nervenzusammenbruch, den sie beim Durchqueren der Wüste im Auto erlitten hatte, noch nicht ganz überwunden. Am 28. Juli fuhren die von mir aufgepäppelten Gäste wieder los. In der Schweiz angekommen, wurden sie empfangen wie weiland der verlorene Sohn. Flugs organisierte Keuli ein Familientreffen: am 29. versammelten sich im Restaurant «Seehof» in Stäfa alle Bielerbuben, Plüdi und Jürg und Grämi Linder, um Barbara und Christian zu begrüßen, wobei Grämi – wie immer – die zahlende Gastgeberin war.

Am 6. September kehrten Lotti und This unerwartet aus Paris zurück. Matthias hatte vom Hauptsitz der SKA die Aufforderung erhalten, sich in der Filiale St. Moritz zu melden, da dort die Position eines stellvertretenden Leiters frei werde. Als unser Sohn sich in St. Moritz vorstellte, war niemand im Bild, niemand wollte etwas von einer imminenten Vakanz wissen. Auch am Hauptsitz tat man erstaunt. Man sprach von Kompetenzüberschneidungen und regionalen Empfindlichkeiten. Unverrichteter Dinge kehrten Lotti und This nach Paris zurück, nicht ohne zuvor ein Inserat aufzugeben, da die Zeit drängte. Noch immer betrachteten die beiden die Stelle eines Filialleiters – womöglich in einer kleinen Stadt wie Lenzburg – als erstrebenswertes Lebensziel. Am 8. Oktober tauchten sie erneut auf, um sich bei Denner und anderswo vorzustellen. Die Angebote, die auf das NZZ-Inserat hineingegangen waren, liessen sich am Finger einer Hand abzählen. Am Nachmittag des 10. Oktober, als die Abreise nach Paris bereits fixiert war, nahm Keuli die Sache selbst in die Hand. Sie insistierte so lange, bis This sich bequemte, auf der Rechtsabteilung der Schweizerischen Bankgesellschaft vorzusprechen. Dem Chef des Rechtsdienstes, Dr. Kleiner, war This kein völlig Unbekannter. Im Gespräch machte Dr. Kleiner This gewisse Hoffnungen, war er doch auf der Suche nach einem Adlaten. Die

Verhandlungen kamen zum Klappen. Am 22. Oktober kehrten Lotti und This endgültig aus Paris zurück. Am 1. November nahm unser Sohn seine Arbeit in der Abteilung «Rechtsdienst» bei der SBG, Hauptsitz in Zürich, auf.

Wahrscheinlich war es fünf vor Zwölf gewesen, denn Mitte November kam der sogenannte Erdölchock, der die Rezession einleitete. Das erste Sonntagsautofahrverbot wurde vom Bundesrat auf den 25. festgesetzt; ihm sollten noch drei weitere folgen. Die Lage auf dem Benzin- und Erdölmarkt wurde zeitweilig recht prekär. Die Aussichten waren düster. Zudem zeigte das Thermometer am 4. Dezember minus 15 Grad.

Am 6. Oktober war Keuli von Dr. Meili im Bezirksspital Affoltern operiert worden. Am Hinterkopf hatte eine Fettgeschwulst entfernt werden müssen. Am folgenden Tag spielte die «Iron Lady» trotz rasenden Kopfschmerzen die liebenswürdige Gastgeberin, waren doch Wisle und Karl Müller bei uns aufgekreuzt. Der 8. Oktober sah Keuli bereits wieder am Schreibpult in Meilen. Aber die umständliche Reiserei hin und her wurde ihr nachgerade doch zuviel. Obwohl das Einvernehmen mit dem jungen Chef Murbach, der Keulis Sohn hätte sein können, ausgezeichnet war, kündigte meine Gattin auf den 31. Dezember. Damit ging ein wichtiger Abschnitt zu Ende. Keuli hatte Einblicke in einen Lebenssektor erhalten, der vielen «Normalmenschen» verschlossen bleibt. Sie hatte Sonnen- und Schattenseiten der sozialen Arbeit kennen gelernt.

Im Jahr 1973 haben uns leider auch zwei Menschen für immer verlassen. Unser Gönner und Freund Jakob Bosshart hatte sich relativ früh in einer kleinen Wohnung in Riehen eingemietet und sein grosses Haus mit Garten der Familie seines Sohnes Carlo überlassen. Jakobs Reiselust liess nach, doch blieben seine Interessen nach wie vor weitgespannt. An seinen Enkeln hatte er Freude, bestand doch die Aussicht, dass der Stamm der Bossharts nicht so bald erlöschen würde. Nach kurzem Krankenlager hat ihn der Tod ereilt. Jakob wurde am 23. Mai in Riehen beigesetzt.



Sehr betroffen machte uns der jähe Tod von Frau Luchsinger, der Gattin unseres Freundes Ruedi. Die sehr aktive und tüchtige Mitarbeiterin im Geschäft ihres Mannes hinterliess eine grosse Lücke. Ruedi hatte mich gebeten, die Abdankung zu übernehmen. Sie fand am 13. Juni statt.

Dann kam der Tod auch zu unserem Grämi Linder. Es begann mit einem Oberschenkelhalsbruch. Grämi war im «Sunneschy» auf der Treppe gestürzt. Der herbeigerufene Arzt ordnete die notfallmässige Überführung in das Spital Männedorf an. Der Leiter des «Sunneschy» setzte uns am Abend vom Unfall telephonisch in Kenntnis. Es war der 23. Januar 1974. Da Keuli nicht mehr berufstätig war – Welch glückliche Fügung! – konnte sie andern tags sofort Grämi im Spital aufsuchen und die Überführung in die Privatabteilung in die Wege leiten. Im «Sunneschy» holte sie Brille und Toilettengegenstände, die man vergessen hatte, Grämi mitzugeben, ab. Die am 25. Januar vorgenommene Operation verlief ohne Komplikationen. Da eine Rückkehr in den «Sunneschy» nicht mehr in Frage kommen konnte – steile Treppe, kein Lift –, verlegte Keuli Grämis Domizil nach Affoltern a.A. und meldete sie im dortigen Pflegeheim an.

Weil sich die Patientin relativ rasch gut erholte, war Männedorf nicht bereit, sie so lange zu behalten, bis in Affoltern ein Platz frei werden würde. Als Zwischenlösung kam nur die ultimativ vorgeschlagene Verlegung ins Pflegeheim Bethesda, Küssnacht, in Frage. Mit Frau Thürkauf, unserer ehemaligen Haushaltshilfe in Stäfa, räumte Keuli das Zimmer im «Sunneschy», organisierte den Transport von Grämis Habseligkeiten in den Souterrain der Liegenschaft Hedingen und brachte am 27. Februar im Taxi die Patientin ins Bethesda. Es stand nur ein Zweierzimmer zur Verfügung, sehr eng und unwohnlich. Dass sich Grämi hier nicht wohl fühlte, konnten wir gut verstehen. Doch sie beklagte sich nicht. Dass die fast täglich von Keuli unternommenen Fahrten von Affoltern via Stadtverkehr ins Pflegeheim sowohl zeit- wie nervenkraftraubend waren, braucht dem Kenner der Verhältnisse nicht lange erklärt zu werden. Aber nicht immer

stand unser Auto ihr zur Verfügung. Mit Bahn, Tram und Bus nahm der Anmarschweg nach dem Pflegeheim nahezu zwei Stunden in Anspruch.

Am 13. März fühlte sich Grämi stark genug, um einen Rollstuhlspaziergang im Park des Heimes zu unternehmen. Schon kündigte der Frühling sein Kommen an. Grämi war glücklich. Wir freuten uns und feierten die in Aussicht stehende Genesung Grämis mit einem Theaterbesuch in Luzern. Ruedi Luchsinger hatte uns eingeladen. Er wollte uns seine Freundin, Eva Kaspar aus Wien, vorstellen, die an diesem Abend in der Operette «Pariser Leben» von Jacques Offenbach eine Gesangsrolle inne hatte. Ebenso wagten wir nach Rücksprache mit dem Arzt am 30. März die Fahrt nach St. Michel. Keuli hatte eine Pause bitter nötig. Von den Dorfbewohnern erfuhren wir, dass anfangs des Monats ungewöhnlich viel Schnee gefallen war. Vom 3. März bis zu unserem Ankunftstag war die Telephonverbindung mit der übrigen Welt unterbrochen gewesen. Auch unser Haus zeigte Schäden. Die Glyzine hatte sehr gelitten. Doch mit der erträumten Ruhe, die Keuli so sehr zu gönnen gewesen wäre, war es bald aus. Schon am 1. April telefonierte This, dass Grämi von einer dritten Streifung heimgesucht worden sei. Keuli entschloss sich deshalb, mit der Bahn nach Zürich zurück zu eilen, wo sie am Enzianweg übernachtete. Ein Besuch im Pflegeheim am andern Tag wurde für die Tochter zur schweren seelischen Belastung, denn der Geist Grämis war verwirrt. Doch anderntags war die Patientin völlig bei Sinnen und wünschte selber, dass Keuli die Ferien fortsetzte. So fuhr meine Gattin erneut in den Süden. Wir besuchten die Familie Zollinger in Cheval Blanc, um den «Cote du Luberon» zu kaufen. Dann machten wir einen Abstecher zu Freund Charles Hummel, dem Botschafter der Schweiz bei der UNESCO, der in Aubais als zweite Residenz ein Stadthaus und ein «Mazet» mit viel Umschwung – Wald, Reb Gelände und Obstkulturen – erworben hatte. Über die bereits mondänes Leben demonstrierende Bienenstock-siedelung «La Grande Motte» fuhren wir nach St. Michel zurück.

Besondere Freude bereitete uns der Besuch von Walter und Dora Zulliger aus Küsnacht. Wie immer war das Zusammensein mit die-

sem Ehepaar bei erlesenen Tafelfreuden einfach herzerquickend. Völlig unverhofft war auch Franzi Cramer mit ihrem Freund Henri Bräm erschienen. Sie hofften natürlich auf reichliche Verpflegung und Unterkunft für eine Nacht – die sich infolge Asthma von Franzi auf deren zwei ausdehnte –, bevor sie per Motorrad nach Korsika weiterfuhren.

Dann wollte es das Schicksal, dass Keuli noch weitere Lasten als nur die Sorge um die Mutter aufgeladen wurden. An Ostern wurde ich krank. Eine Grippe besonderer Art schüttelte mich. Man hätte von «Malaria» sprechen können: Hohes Fieber, dann wieder kein Fieber, erneut hohe Temperatur, ein dauerndes Auf und Ab. Vom 14. bis zum 20. April war ich bettlägerig. Keuli musste nicht nur Krankenschwester sein, sondern hatte weitere unerwartete Gäste zu verpflegen, war doch Pfarrer Bühler mit Kindern aufgekreuzt. Er zeltete auf dem Land, das Karl Müller gehörte, kam aber gern an Keulis Tisch. Woher meine Gattin die Energie nahm, um vor unserer Abreise nicht nur das Haus gründlich zu reinigen und unsere Siebensachen zu packen, sondern auch noch den Hauseingang, der damals die Gestalt einer Veranda hatte, mit frischer Farbe zu versehen, ist mir völlig schleierhaft.

Am 20. April fuhren wir abwechslungsweise zum Motel in Châlet-à-Gobet oberhalb von Lausanne. Anderntags ging es nach Bern, wo wir uns bei meiner Mutter verpflegten und ausruhten. Gegen 15 Uhr kamen wir in Affoltern an. Kaum war ausgepackt, telephonierte eine Krankenschwester des Pflegeheims Bethesda, der Zustand von Frau Linder habe sich verschlimmert. Ein sofortiger Besuch wäre angezeigt. So setzte sich Keuli erneut ans Steuer und fuhr zu ihrer Mutter. Diese erkannte ihre Tochter nicht mehr. Um 21 Uhr garagierte Keuli das Auto auf einem öffentlichen Parkplatz in Küsnacht und kehrte mit der Bahn nach Affoltern zurück. Am andern Tag bestieg sie erneut den Zug und verbrachte den ganzen Montag im Pflegeheim. Grämi kämpfte mit dem Tod. Gegen Abend verlor Grämi das Bewusstsein. Auf den Rat der Schwester hin machte sich Keuli auf den Heimweg. In Affoltern angelangt, erreichte uns die Nachricht, dass Grämi um 22 Uhr 15, ohne aus dem Koma erwacht zu sein, habe sterben dürfen.

Am 2. Mai nahmen wir Abschied von Grämi Linder. Sie hatte eine schlichte Feier gewünscht – ohne Pfarrer und Lebenslauf, aber mit viel Musik. Trauern sollten wir nicht. Grämi hatte ausdrücklich darum gebeten, nicht in schwarzen Kleidern zu erscheinen. So stellte denn Organist Pfenninger zusammen mit einer Violinistin ein wunderschönes tröstliches Konzert zusammen. Ich las ein paar Bibelworte. Anschliessend luden wir die Verwandten in die «Metzg» zum Mahle ein; so hatte es Grämi verfügt. Viele waren erschienen aus dem Thurgau, aus Biel, aus Bern und Bellach, aus Veltheim und Rheinfelden.

Eine Woche später bewirteten wir im Restaurant «Seehof» sämtliche Insassen des «Sunneschy». Es war dies das letzte Geschenk Grämis an ihre Altersgenossen.

Als Plüdi am 26. Juni in Kloten eintraf, erfüllten die beiden Töchter Grämis allerletzten Wunsch. Sie verstreuten unweit von Rapperswil ihre Asche im See.

Oft liegen Leben und Tod nahe beieinander. Einen Monat nach Grämis Hinschied haben sich Barbara und Christian in Dänemark zivil trauen lassen. Die kirchliche Feier sollte in der Schweiz stattfinden. Christian betraute Keuli mit der Aufgabe, alles Erforderliche zu arrangieren. Im Einverständnis mit Freund Karl Müller, der als Traupfarrer ausersehen war, setzten wir das Datum auf Samstag, den 6. Juli, fest. Am Abend des 4. Juli trudelten unsere Dänen mit ihrem 'Landrover' gemächlich in Affoltern ein. Anderntags verbrachte Christian den Vormittag beim Kleiderverleiher, der ihm einen Smoking anpasste. Keuli und ich fuhren nach Maschwanden, um die Kirche zu schmücken. Im Laufe des Nachmittags erschienen die dänischen Freunde des Brautpaares und Barbaras Verwandte aus Berlin und der Bundesrepublik. Die Dänen quartierten wir in unserem Souterrain ein, meine Mutter in Keulis Arbeitszimmer und die Deutschen im Hotel Arche.

Dass Barbara und Christian mit ihren Freunden im Restaurant Central eine Art Vorfeier inszenierten, konnten wir ihnen nicht verargen. Weniger erfreulich war die Rückkehr der Truppe. Da im Vergleich zu Dänemark der Alkohol in der Schweiz so wohlfeil zu haben war, wurde entsprechend zugeprostet.

Am Samstag-Nachmittag brachte uns der gemietete Car in die Kirche Maschwanden, anschliessend ging die Fahrt an den Zugersee. Wir hatten ein Schiff gechartert. Leider hatte der Carchauffeur vergessen, den Harass mit Tuborg-Bier einzuladen. Natürlich musste er umkehren und das erwünschte Nass herbeischaffen, obwohl das Wetter kühl war und ein nicht alkoholhaltiges Nass vom Himmel herunter tropfte. Keuli hatte den Saal des Restaurantes «Central» in Affoltern mit Postern, die Dänemark in den schönsten Farben zeigten, dekoriert. Die Posters waren eigens zu unserer Feier von der dänischen Gesandtschaft Keuli geschenkt worden. Das festliche Essen wurde mit Reden gewürzt. Heiri und Thomas Müller amtierten als Disco-Jockeys. Esther und Hans Graf funktionierten als Hofphotographen. Jedermann war guter Dinge; selbst meine 79-jährige Mutter genoss das Fest in vollen Zügen. Wir bedauerten nur die Abwesenheit von Barbaras Eltern, die sich entschuldigt hatten.

Am Tag nach der Hochzeit verreisten Lotti und This nach England. Zwei Tage später fuhren Keuli und ich nach St. Michel mit der Bahn. Die Neuvermählten kutschierten im Landrover hinterher. Deren Hauptbeschäftigung in St. Michel bestand in der Zurüstung des Landrovers für den geplanten Trip nach Indien, ein Unternehmen, das damals unter jungen Leuten sehr in Mode war. Die Route sollte sie durch Jugoslawien über Iran – Afghanistan – Pakistan ins gelobte Land Indien führen. Indien und Ceylon waren von Barbara und Christian jedoch nicht als Endstation vorgesehen. Die definitive Auswanderung nach Australien spukte in ihren Köpfen. So bastelten denn die beiden in St. Michel während geschlagenen 14 Ferientagen an ihrem Vehikel herum. Christian schweisste im Atelier von Robert Beissier einen Gepäckträger nach Mass. Ein Trostpries fiel auch für uns ab: unsere Glyzine kam zu dem längst fälligen Traggerüst.

Am 27. Juli erschien das Pfarrerehepaar aus Umiken mit Sohn bei uns. Sie hatten das Häuschen ab diesem Datum gemietet. Am folgenden Tag brachten sie uns nach Avignon. Barbara und Christian waren uns mit dem Landrover vorausgereist. Nur einige wenige Tage blieben in Affoltern für ein gemeinsames und geruhames

Zusammensein. Bei blendend schönem Wetter repetierten wir die Schiffsfahrt auf dem Zugersee und gönnten uns ein feudales Abschiedsessen im renommierten Restaurant von Walchwil. Am 8. August sagten wir den Australiern sehnsüchtigen Kindern Lebewohl.

Rückblickend erscheint es kaum glaublich, was Keuli in den Monaten Januar bis August 1974 alles geleistet hat. Zuerst die Betreuung ihrer Mutter im Spital Männedorf, die Räumung des «Sunneschy», die Organisation der Übersiedelung Grämis in das Pflegeheim Bethesda, die Besuche an diesem so umständlich zu erreichenden Ort, dann die mit dem Tod zusammenhängenden Abschiedsfeiern, nicht zu vergessen die Erledigung aller Formalitäten auf den Banken und Ämtern, ferner die mit Plüdi und Jürg und den Bieler Söhnen zusammen zu einem glücklichen Ende zu führende Erbteilung und schliesslich die Hochzeit Christians: ein irrsinniges Pensum.

Darum dürfte es wohl zu verstehen sein, dass wir im Herbst in St. Michel nun zum ersten Mal erholsame Ferien machten. Keuli hat viel gemalt. Für die Heimreise liessen wir uns Zeit. Wir fuhren zum Bambuswald in der Gegend von Anduze, bestaunten den Cirque de Navacelles, dann pilgerten wir durch Carcassonne, besuchten in Albi die imposante Kathedrale und das sehr interessante Museum mit Werken von Toulouse-Lautrec. In Limoges erstanden wir uns einen echten Mokka-Service, und Vichy interessierte vor allem den Historiker. Abschliessend sei ein überraschendes Kompliment, das mir in diesen Herbstferien zuteil wurde, festgehalten. In Bagnols, wo wir in der Metzgerei einkauften, trat eine uns völlig unbekannte Frau auf uns zu und rief aus: «Voilà un artiste, on dirait un vrai artiste». So ist eben das Leben: ich sah offenbar wie ein Künstler aus, meine Begleiterin aber **war** der «vrai artiste».

In den Zusammenhang des Jahres 1974 gehört noch die Feststellung, dass die mit dem Erdölschock einsetzende Rezession ihre Spuren auch dem geistigen Bereich aufdrückte. Die Mentalität begann sich – vorerst nur zaghaft – zu verändern. Jedenfalls zeigten sich an unserer Schule positive Ansätze, die die Hoff-

nung keimen liessen, es sei der Tiefpunkt der Periode der sogenannten Kontestation überwunden.

Im Gefolge der 68er Bewegung – wer hätte es anders erwartet? – war auch das Schulwesen unter schweren Beschuss geraten. Autorität in allen ihren Formen und Lebensbereichen wurde in Frage gestellt. Nicht nur das Verhältnis Lehrer – Schüler war betroffen. Überall entdeckten und witterten die Kontestatoren strukturelle autoritäre Gewalt. Schritt für Schritt erfolgte so im Schulalltag die Aufweichung. Zunächst wurden seitens der Schüler unsere akademischen Titel eliminiert. Das Sich-erheben von den Sitzen beim Erscheinen des Lehrers «vergass» man. Viele Schüler grüssten die Lehrer überhaupt nicht mehr, sondern übersahen diese geflissentlich, wurde ihnen doch von der antiautoritären Welle suggeriert, dass die Mehrzahl der Lehrer den Schülern übel wolle.

Aus der Schulordnung wurden – zwar nicht offiziell, aber de facto – Begriffe wie «Sitte, Ordnung und Anstand» gestrichen; vor allem mit der Ordnung wurde es zusehends schlimmer. Schwänzen und Zuspätkommen stilisierte man zu Kavaliersdelikten um. Die Absenzenkontrolle ganz allgemein entartete zur täglichen Plackerei für den Lehrer: Absenzenbüchlein waren plötzlich verschwunden oder wurden dauernd vergessen. Das Klassenbuch mit den entsprechenden Eintragungen unterlag demselben Schicksal. Die hochgepriesene Selbstverantwortung der Schüler erfuhr keineswegs den prophezeiten Höhenflug, sondern sank praktisch auf Null. Ein wahrer Dammbbruch erfolgte, als den Schülern der oberen Klassen zugestanden wurde, die Absenzenbüchlein an Stelle der Eltern selber unterschreiben zu dürfen. Wehe dem Lehrer, der am Ende der Stunde vergass, die Tafelreinigungsequippe an ihre Pflicht zu erinnern. Ihm blieb nichts anderes übrig, als selber den Schwamm in die Hand zu nehmen. Auch die im Unterricht unentbehrlichen Lehrbücher wurden «vergessen», oder man erklärte es für unzumutbar, sich mit einer prall gefüllten Mappe abplagen zu müssen. Nicht selten waren in Klassen von normaler Grösse lediglich drei oder vier Lehrbücher vorhanden, die beim Lesen eines Textes von Bank zu Bank geschoben wurden.

Die Gewohnheit riss ein, Bücher der Geschichtsbibliothek, die nicht abschliessbar war, aus den Regalen zu behändigen, ohne dass die aufliegenden Quittungsformulare ausgefüllt worden wären. Viele Exemplare fehlten trotz eindringlichen Appellen am Ende des Jahres, so dass ich als Kustos des Fachkreises Geschichte einen schönen Teil des Kredites, der für Neuanschaffungen bestimmt war, dafür verwenden musste, die nicht zurückgebrachten Bücher zu ersetzen. In diesem zermürbenden Kleinkrieg wurde der Lehrer *contre coeur* zu dem gemacht, was er laut Theorie des roten Schülerbüchleins eben sein musste: ein kleinlicher, autoritärer Polizeibüttel.

Die überall einreissende Unordnung manifestierte sich augenfällig in der Kleidung. Sauber und adrett zu sein, war verpönt. Ungepflegt und schlampig hiess die neue «Mode». Die Röcke der Mädchen waren zusammengesetzt aus zufällig gefundenen Stoffresten und reichten oft bis an den Boden. Oder man trug verwaschene Jeans, die zur Uniform der sich sonst dem Konformismus gegenüber so feindselig gebärdenden Generation wurden. In das gleiche Kapitel gehörte auch die plötzlich auftauchende Barfusswelle. Nicht wenige Mädchen behielten im Schulzimmer ihre Mütze ostentativ auf dem Kopf. Dann gab es auch die Schwarzgekleideten. Meist handelte es sich um Anarchistinnen und Anhängerinnen von Thomas Held, die ihre Gesinnung auf diese Weise äusserlich plakatierten. Von den unmöglichen «Frisuren» möchte ich lieber schweigen.

Jeder Versuch des Lehrers, erzieherisch auf Schüler einzuwirken, wurde als Repression gebrandmarkt. Repression begegnete ohnehin gemäss antiautoritärer Theorie dem Schüler überall: Noten, Prüfungen, Aufgabenzwang.

Schlimm war der Umstand, dass etliche Kollegen sehr besorgt um ihre Popularität bangten. Um bei den Schülern gut angeschrieben zu sein, führten sie das Duzen ein, erklärten offen oder zwischen den Zeilen, dass auch sie das repressive System mit seinen Noten und Prüfungen keineswegs guthiessen, aber eben, man sei von der Erziehungsdirektion dazu gezwungen, diesen völlig



antiquierten Betrieb aufrecht zu erhalten. Ihrer Meinung nach sollte es dem Schüler überlassen bleiben, ob er die Stunden besuchen wolle oder nicht, entscheidend sei nicht die Präsenz, sondern die Fähigkeit, sich das nötige Wissen irgendwie selber zu beschaffen. Das Ei des Kolumbus entdeckten jene Kollegen, die grundsätzlich keine ungenügenden Noten mehr setzten.

Eine Eskalation zum Schlimmen war unverkennbar: zuerst entzogen sich die modernen «Pädagogen» der erzieherischen Aufgabe mit dem Hinweis auf die anzustrebende Mündigkeit des Schülers und verschlossen beharrlich die Augen, wenn die Mündigkeit zur Zuchtlosigkeit entartete.

Tatsache ist, dass auch die Bildungsreisen – teilweise wenigstens – zu reinen Bade- und Vergnügungsreisen entarteten. Jegliche Kontrolle war verpönt. So weiss ich von einem Mädchen, dass es nachts in Arles auf den Strich ging und tagsüber im Hotel den Schlaf nachholte. Kein Lehrer kümmerte das.

Man erlaubte sich alles und jedes. 1973 fuhr ich mit der Maturklasse nach Holland. Da ich nicht zu den progressiven Lehrern gehörte, machte ich um 23 Uhr Kontrolle. Es fehlten zwei Mädchen. Am folgenden Morgen erschienen sie kurz vor Schiffsabfahrt. Zur Rede gestellt, erklärten sie, Freunde hätten sie eingeladen und «der Einfachheit halber» seien sie gerade dort geblieben. Bei unserer Rückkehr meldete ich den Vorfall. Rektor Flury sagte: «Was wollen Sie? Nachträglich die Mädchen bestrafen, ist sinnlos. Ich werde den betreffenden Eltern den Vorfall schriftlich zur Kenntnis bringen».

Die gute Ordnung auch ausserhalb der Schule wurde zusehends kleiner geschrieben. Immer mehr Schülerinnen wohnten nicht bei ihren Eltern, sondern in Wohngemeinschaften oder zusammen mit einem Freund. Die Pille machte diese «Übungen» ja gefahrlos. Nicht so harmlos war der Leistungsabfall und die Konzentrationsschwäche, die sich unter solch obwaltenden Umständen zeigten.

Zum Allerschlimmsten gehörte der immer mehr einreissende Minimalismus. Es gab Schülerinnen, die sich ausgezeichnet in der

Promotionsordnung auskannten und meisterhaft die Seiltänzerkunst übten: Definitiv – provisorisch – definitiv – provisorisch. Es gab Klassen, in denen eine Minimalistenminderheit die gutwilligen Kameradinnen schwer terrorisierte, so dass diese es nicht mehr wagten, im Unterricht mit dem Lehrer zu kooperieren. Glücklicherweise haben in einem mir bekannten Fall die Eltern der terrorisierten Mädchen interveniert. In vielen Fällen jedoch deckten die Eltern ihre Kinder, indem sie Absenzenbüchlein «blind» unterzeichneten oder bei oben erwähntem Leistungsabfall gegen Nicht promotion Rekurs erhoben. Es gab eine Serie von Jahren mit einer eigentlichen Rekursflut.

Da nach der Theorie der Linken das Versagen immer der Gesellschaft und nicht dem Einzelnen anzulasten ist, konnte es sinn-gemäss keine schlechten oder faulen Schüler geben. Schuld war an jedem Schülerversagen der Lehrer, der es nicht verstanden hatte, den Schüler zu motivieren. Das Wundermittel, Schüler richtig zu motivieren, lieferte die Linke gerade mit. Es hiess «Diskussion». Nicht dozieren, sondern diskutieren. So gab es Klassen, die es fertigbrachten, beim Geschichtslehrer und anschliessend bei den Sprachlehrern immer dieselbe Tagesaktualität «zur Diskussion» zu stellen...

Eine Niveau-Senkung war die Folge dieses neuen Klimas. Sie begann damit, dass man im Zeugnis Viertelsnoten nur aufrunden und nicht abrunden durfte. Dann wurde Latein als obligatorisches Fach für Mediziner und Juristen gestrichen. Das Fach Geschichte wurde ebenfalls abgewertet. Nicht, dass man es wie an vielen Orten in Deutschland und anderswo durch «Gesellschaftskunde» – die meist in sozialistischer oder marxistischer Indoktrination bestand – ersetzte, aber man klammerte Geschichte aus den obligatorischen Prüfungsfächern aus und reihte sie unter jene ein, die an der Matura alternierend geprüft werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Jahre 1968 bis 1974 einem nicht progressiven Lehrer stark zugesetzt haben. Nicht nur der zermürbende, an den Nerven reissende Kleinkrieg und der Zwang, immer auf der Hut zu sein, waren das Schlimmste, sondern die Unmöglichkeit, mit den Klassen ein entspanntes herzliches Verhältnis herzustellen.

Endlich zeigte das Jahr 1974 eine Wende an. Die abflachende Hochkonjunktur, der sich verschärfende wirtschaftliche Konkurrenzkampf brachten manchen Schüler zur Einsicht, dass es vermutlich klüger wäre, sich beizeiten durch gute Leistungen in der Schule auf das Leben zu rüsten. Auch von der Schulleitung her wehte ein neuer Wind. Rektor Robert Hegetschweiler – ab 1975 zum Rektor gewählt – straffte die Zügel. Die permissive Ära war vorüber.

Dieser Rückblick wäre unvollständig, bliebe die Frage unerörtert, wie sich denn die Kirche in den Jahren der Kontestation und der Permissivität verhalten habe.

Tröstete sie die ältere Generation, die von allen Seiten unter Beschuss genommen und systematisch verunsichert wurde? Korrigierte sie die neuen Gurus, die behaupteten, die ganze bisherige Erziehung sei verkehrt gewesen, weil autoritär und daher schuld an der Frustration der jungen Generation? Wehrte sie denen, die an den überkommenen Wertmassstäben keinen guten Faden liessen, sondern diese – was Familie, Ehe und Sexualität betraf – lächerlich machten? Stärkte sie der Polizei den Rücken, der die Quadratur des Zirkels aufgebunden wurde, Ordnung zu schaffen, ohne Gewalt mit Gewalt beantworten zu dürfen, und die physisch und psychisch bis an die Grenzen des Zumutbaren strapaziert wurde? Legte sie ein Wort ein für die eingeschüchternen Alten, die sich nicht mehr getrauten, an den Abenden auszugehen aus Angst, unversehens in eine Demonstration oder Schlägerei zu geraten? Geisseite sie die Zustände in den öffentlichen Verkehrsmitteln, wo man sich anpöbeln lassen musste, wenn man höflich auf das Rauchverbot aufmerksam machte?

Auf all diese Fragen muss die Antwort lauten: «NEIN».

Stattdessen warb die Kirche angelegentlich für die Dienstverweigerer, ohne deutlich zu machen, dass die Dienstverweigerung aus politischen Gründen unter keinen Umständen einer religiös motivierten gleichgestellt werden dürfe. Mit anderen Gruppierungen zusammen setzte sie sich ein für die Bunkerjungend mit der Begründung, für diese obdachlosen Jugendlichen sei irgend ein Freiraum zu schaffen, den diese nach ihren Ideen und Vor-

Stellungen gestalten könnten, wobei man geflissentlich übersah, dass die Autonomie, die die Jugendlichen sich erkämpfen wollten, ein vom polizeilichen Zugriff und von staatlicher Kontrolle befreiter Wohnkomplex sein sollte.

Auch zeigte die Kirche – mindestens teilweise – Verständnis für jene neue Form von Gewalt, die deren Erfinder euphemistisch «gewaltlos» nannten. Dazu zählte das Sich-Niedersetzen auf die Tramgeleise an Knotenpunkten, die Beeinträchtigung des Verkehrs, wobei die Automobilisten, die am Weiterfahren gehindert wurden, sich Anpöbeleien gefallen lassen mussten. Solche «gewaltlose» Aktionen wurden damit entschuldigt, dass sie die einzige Möglichkeit darstellten, eine Bevölkerungsmehrheit für die Anliegen einer Minderheit zu «sensibilisieren».

Als gewaltlos wurden auch die Schmierereien an den Fassaden der öffentlichen und privaten Gebäuden eingestuft, auch wenn diese zur Gewaltanwendung aufriefen. Um zwei Beispiele zu nennen: an der Wand der Turnhalle auf der Hohen Promenade prangte über Monate hinweg der Slogan «Gilgen (Erziehungsdirektor) an den Galgen», und am Schulhaus stand zu lesen: «Brennt die Schule nieder!»

Selbst dann hatte man die Stirn, von Gewaltlosigkeit zu sprechen, wenn bei den Demonstrationen, die – angezettelt von Berufsdemonstranten – nachgerade im wöchentlichen Veranstaltungskalender hätten erscheinen können, mit Steinen geworfen, Schaufenster zertrümmert und Brandstiftung versucht wurde.

Dadurch, dass die Kirche schwieg, schien sie die neue Sprachregelung gutzuheissen, die von der Mehrheit der Medienschaffenden eingehalten wurde. Danach bedeutete schon der blosse Aufmarsch uniformierter Polizei eine Provokation, und wenn bei Steinwürfen und massiven Sachbeschädigungen die Polizei aktiv eingriff, war zum Vornherein klar, dass dieser Einsatz von den Medien als «unverhältnismässig» hingestellt werden würde.

Das Schweigen kirchlicher Behörden wurde mir vollends unerträglich, wenn es um die ureigenen Angelegenheiten der Kirche ging. So protestierte beispielsweise die Bezirkskirchenpflege Meilen,

die seinerzeit meine Mitwirkung in der Eröffnungsfeier der Ventilator AG in Stäfa kritisiert hatte, keineswegs, als in den Vorstand der reformierten Heimstätte Boldern ein erklärter Atheist aufgenommen wurde mit der Begründung, man wolle auf diese Weise dokumentieren, dass Boldern für alle Strömungen offen sei.

Der kantonale Kirchenrat, der seinerzeit meine redaktionelle Tätigkeit an der «Reformierten Schweiz» als mit der Gemeindegemeinschaft unvereinbar hingestellt hatte, fand keinen Tadel für jene Pfarrer, die das Kunststück fertig brachten, während der ganzen Dauer des Konfirmandenunterrichtes – ohne je die Bibel aufzuschlagen zu lassen – lediglich über Tagesfragen zu diskutieren, Gesellschaftskritik zu üben und mit den Jungen auf Du zu Du zu stehen.

Der Vorstand des schweizerischen evangelischen Kirchenbundes unterstützte finanziell über den Kanal des oekumenischen Rates in Genf jahrelang das Antirassismusprogramm, obwohl es die Spatzen vom Dach piffen, dass – um nur ein Beispiel zu nennen – das Geld, mit dem die marxistische FRELIMO unterstützt wurde, nicht für humanitäre oder kirchliche Zwecke eingesetzt, sondern zur Mitfinanzierung eines erbarmungslosen Bürgerkrieges verwendet wurde. Ich wollte und konnte zu alledem nicht schweigen.

1973 trat ich aus dieser Kirche aus.

Ja, hätte doch die Kirche zwanzig Jahre früher ihr Herz für die Menschen auf der Schattenseite des Lebens entdeckt und entsprechend gehandelt! Sie wäre damals zu einer echten Avantgarde geworden – oder biblisch formuliert – zur Stadt auf dem Berge. Nun aber war sie Mitläuferin und Nachbeterin im allgemeinen Trend mit dem Ergebnis, dass sie, auch wo sie es nicht wahr haben wollte, in den Chor einer Modeströmung miteinstimmte, mit der zu fraternisieren keinen besonderen Mut erforderte.

Abschliessend sind noch zwei zeitlich nicht genau fixierbare Versuche, Marxismus und Christentum unter einen Hut zu bringen, zu erwähnen. Fest steht jedenfalls, dass das Klima der 60er

Jahre das Aufkommen dieser theologischen Strömungen begünstigt hat.

Es war in Deutschland, wo zunächst die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht ein konstruktives Verhältnis zwischen Marxismus und Christenglauben hergestellt werden könnte. Einige meinten, es seien mindestens gewisse Gemeinsamkeiten zu erarbeiten in einer christlich-marxistischen Schau von «gerechter Gesellschaft». Andere postulierten einen christlichen Marxismus. Auch die Unvereinbarkeit der Grundposition – Marxismus ist bekanntlich per definitionem religionsfeindlich – wurde mit einem Kunstgriff aus der Welt geschafft. Dorothea Solle, der wohl intelligenteste und auch einflussreichste Kopf dieser Gruppe, schuf eine «Theologie ohne Gott».

Die zweite Strömung hat meines Wissens ihren Ursprung im Raume der katholischen Kirche. Hauptsächlich stand der Jesuitenorden hinter der nun aufkommenden «Theologie der Befreiung». Es ist hier nicht möglich, den ganzen Komplex «Dritte Welt» aufzurollen. Resümierend ist festzuhalten, dass die Neolinken die dritte Welt neu entdeckten und daraus ein Politikum ersten Ranges zu machen verstanden. Grundlage bildete die einfache Gleichung Kapitalismus gleich Imperialismus gleich Ausbeutung. Systematisch wurden die Leistungen der ehemaligen Kolonialmächte heruntergemacht: Schulen, Spitäler, die verkehrsmässige Erschliessung des Landes, der Aufbau einer Verwaltung, die Beseitigung der mörderischen Stammeskämpfe – all dies diente – so die Linke – genau gesehen nur dem Zweck einer schamlosen Ausbeutung. Gewisse Ethnologen stiessen in dasselbe Horn, indem sie behaupteten, dass wertvolle genuine Kulturen brutal vernichtet worden seien, wobei man nicht differenzierte und gern übersah, dass erst durch opfervolle Arbeit der Missionare weite Teile Afrikas überhaupt zu einer Schriftsprache gekommen waren. Doch die Theologie der Befreiung zog es vor, die neolinke Schau der Dinge zu übernehmen. Der Imperialismus und Kapitalismus wurden zum grossen Sündenbock gestempelt. Sie trugen an allem die Schuld: an der Unterentwicklung, der Armut, der Landflucht und somit am Hunger. Erstes Erfordernis sei also der Kampf gegen Imperialis-

mus und Kapitalismus, und diesen Befreiungskampf hätten Marxisten und Christen Schulter an Schulter zu führen. In Afrika richtete sich der antiimperialistische Kampf vor allem gegen England und Portugal – man denke an Kenja, Rhodesien, Moçambique und Angola; in Lateinamerika gegen die USA. Vom Sowjetimperialismus sprachen nur die Chinesen.

Spricht man solche Befreiungstheologen darauf an, dass das bisherige Ergebnis dieses Kampfes sowohl in Moçambique und Angola, aber auch in Simbabwe, in Cuba und Nicaragua wenig überzeugend sei, da man die alte Unfreiheit durch neue Knechtschaft ersetzt habe, lautet deren Antwort; Natürlich haben Machel, Mugabe, Castro und die Sandinisten eine Diktatur errichtet, natürlich gibt es Zensur, natürlich finden sich politische Gefangene, die ohne Gerichtsurteil in den Gefängnissen sitzen, aber aufs Ganze gesehen herrschen jetzt gerechtere Verhältnisse, die schreienden Unterschiede zwischen Arm und Reich sind beseitigt, die breite Masse hat Arbeit und Brot, und es wird in grossartiger Weise alphabetisiert. Derartige Argumente erinnern in peinlicher Weise an jene, mit denen man den Nationalsozialismus eines Adolf Hitler und den Faschismus eines Benito Mussolini gerechtfertigt und verteidigt hat. Auch damals wurden die positiven Errungenschaften dieser Diktaturen hochgelobt, hatten beide Volksführer – oder Verführer – doch die Arbeitslosigkeit weitgehend beseitigt, durch «Dopolavoro» und «Kraft durch Freude» die Lebensqualität der breiten Massen gehoben und wieder Ordnung geschaffen: «nur» die Freiheit war den beiden Nationen damals abhandengekommen.

Erst die Zukunft wird zeigen, welchen Einfluss die erwähnten beiden theologischen Kinder der hinter uns liegenden Epoche auf den Gang der Dinge haben werden. Jedenfalls ist die Sprengkraft der «Theologie ohne Gott» und jene der Befreiungstheologie nicht zu unterschätzen•

Auch vom Jahr 1975 lässt sich sagen, dass es familienintern viel Bewegung brachte. Lotti und This kehrten Zürich den Rücken und übersiedelten aufs Land. Es war ihnen geglückt, in Schottikon bei Winterthur ein Bauernhaus, das geschmackvoll und zweck-

mässig renoviert worden war, zu erstehen. Wir schenkten dem jungen Paar zum Einzug eine Hobelbank, die denn auch gern in Gebrauch genommen wurde.

Christian wurde in Iran von einem Hitzestau mit Lähmungerscheinungen befallen. Dank seiner guten Konstitution sind schwerwiegende Folgeerscheinungen ausgeblieben. Den Kaiberpass überwandern Barbara und Christian gemeinsam mit einem unterwegs angetroffenen deutschen Ehepaar. Auf eigene Faust waren sie anschliessend Richtung Himalaja bis nach Leh vorgestossen, wo ihnen das Dieselöl einfror, so dass man genötigt war, unter dem Landrover zu feuern, bevor an Weiterfahrt zu denken war.

Warum die beiden das regenfeuchte Darjeeling und das von Unruhen geschüttelte Bangladesh ansteuerten, haben wir nie erfahren. Wir atmeten auf, als endlich Nachricht aus Bombay eintraf, wo unsere Kinder von unseren Freunden Ratan und Perin Shuksevala herzlich aufgenommen wurden.

Wir selber führten ein reges gesellschaftliches Leben. Um unseren Nachkommen eine kleine Prise davon zu vermitteln, sei der Monat Januar 1975 herausgegriffen. An diesem Monat haftet bekanntlich der Geruch, flau zu sein. Bei uns war dies nicht der Fall. Wir besuchten oder wurden besucht von: Kurt Gysi und Frau, von Emil Buchmann, Edda Schroeder, Kurt Heusser und Frau, von This und Lotti, Jürg und Plüdi, die am 6. Januar auf dem Notariat Affoltern den Kauf der elterlichen Liegenschaft in Bedingen tätigten, Walter von Ins, Walter Zulliger und Frau, Rätö Tschupp, Frau Studer, Esther Röthlisberger, Karl und Wisle Müller und alle Frickers aus Basel, denn ab Januar bis zum Sommer war ihre Tochter Silvia an den Samstagen unsere regelmässige Kostgängerin. Silvia besuchte damals in Zürich einen Kurs, um das Diplom einer Diätassistentin zu erwerben.

Unsere Integration in Affoltern vollzog sich im Eiltempo; das Völklein im Säuliamt zeigte sich aufgeschlossener und offener als die Stäfener. Kaum in Affoltern ansässig, wurde ich angefragt, ob ich nicht das Präsidium der Oberstufenschulpflege übernehmen wolle. Ich lehnte ab, da ich als Weiser Meister des



Kapitels «Humanitas» eine Festschrift zu verfassen hatte, und auch den Jubiläumsakt, der 26. Oktober 1975 über die Bühne laufen sollte, vorbereiten und gestalten musste. Überdies stand meine Wahl zum Meister vom Stuhl der Loge «Modestia cum Libertate» bevor. Doch Keuli machte an meiner Stelle ihren Weg in die Öffentlichkeit. Zunächst wurde sie zur Quästorin des evangelischen Frauenvereins erkoren, wenige Tage danach trat sie auf mein Drängen in den Vorstand der FdP-Ortsgruppe Affoltern ein, wo sie bald als überaus geschätzte Mitarbeiterin dank ihren ausgezeichneten Ideen zur treibenden Kraft wurde.

Überhaupt entwickelte Keuli eine beachtenswerte Aktivität. Sie belegte einen Malkurs bei Irène Koehn. In dieser Phase glückten ihr eine Anzahl überaus schöner Aquarelle. Zwei Mal sprach sie im Verein Ehemaliger der «Freien Schule Zürich». Ihre «Cause-rie» über unsere Wintersinger-Zeit wurde zum Hit der Saison. Die Präsidentin, Frau Stadtpräsident Widmer, war davon hoch begeistert.

Am 9. März feierten wir im Restaurant «Central» den vorverschobenen 80. Geburtstag meiner Mutter. Als Geschenk offerierten wir ihr eine Woche Ferien in St. Michel. So reisten wir denn am 23. März bei Schneegestöber via Bern, wo wir Grämi abholten, nach Belley, wo wir übernachteten. Am andern Tag ging's bis St. Michel. Wie immer genoss die 80-jährige das Autofahren sehr. Leider zeigte uns die Provence – fast hätte ich gesagt: wie üblich – die «kalte Schulter». Einmal sank die Temperatur (im April!) auf minus 6 Grad. Aber auch unser Land wurde von einer ausserordentlichen Kältewelle überflutet. Eine Lawinenkatastrophe von seltenem Ausmass forderte an die 35 Tote. Der Zugverkehr durch den Gotthard blieb für längere Zeit unterbrochen.

Mit der 80-jährigen tafelten wir einige Male in der «Florence». Der Appetit der alten Dame war erstaunlich. Am 2. April fuhren meine Mutter und ich mit der Bahn nach Genf. Dort setzte ich sie in den Zug nach Bern, wo Grämi von Familie Friedrich abgeholt wurde. Es sei diese Woche das schönste Geburtstagsgeschenk gewesen, schrieb sie uns.

Ich selber war am gleichen Abend wieder nach Avignon zurückgefahren, wo mich Keuli erwartete. Es besuchten uns in St. Michel liebe Freunde: Charles und Hedi Hummel, Walter und Dora Zulliger und Robert und Ursula Hegetschweiler, die sich mit dem Gedanken trugen, in der Provence eine «Résidence secondaire» zu kaufen.

Am 3. Juli verfrachteten wir als Beiladung zu einem Möbeltransport diverse Objekte, die im Souterrain von Affoltern ein Aschenbrödel-dasein führten, nach St. Michel, war doch für den Sommer ein grosses Bauvorhaben geplant. Noch ahnten wir nicht, was uns bevorstand! Die erste Überraschung blühte uns, als wir am 4. Juli um 23 Uhr per Taxi in unserem Häuschen eintrafen. Barbara und Christian lagen in unseren Betten! Seit 1. Juli waren sie von ihrer Australienreise, die jedoch in Ceylon ein Ende gefunden hatte, zurück, hatten im Café bei Frau Beaussier kurzerhand den Schlüssel behändigt und sich einquartiert, ohne uns davon in Kenntnis zu setzen. Eitel Freud bereitete uns dieser Überraschungscoup nicht, da wir unsere Freunde Hegetschweiler als Gäste zu uns eingeladen hatten. Als diese eintrafen, sahen wir uns genötigt, Ursula und Robert in einem Zelt auf unserer Terrasse unterzubringen! Aber nicht genug damit: Es tauchten noch Urs Fricker samt Freund aus Basel auf.

Christian und Barbara sahen ausgemergelt und sehr mitgenommen aus, zumal ihre letzte Etappe die Überquerung der Savoyer-Alpen erfordert hatte, wo sie bei 15 Grad minus im Landrover übernachteten.

Dann nahm der Maurer Larregie seine Arbeit auf. Die Remise sollte in ein grosses Zimmer verwandelt werden, wobei gleichzeitig ein Durchbruch vom ursprünglichen Gebäude zum Neubau erfolgen musste. Zudem war vorgesehen, die Veranda in eine kleine Küche umzufunktionieren. Keuli brachte das Kunststück fertig – wer denn sonst? – mit outdoor cooking, das auf der Terrasse stattfand, unsere Gäste zu verpflegen und überall zum Rechten zu sehen. Denn am 12. Juli wurde ich krank.

Christian hatte bei Spengler Beissier Arbeit gefunden. Er brauchte bitter nötig ein paar Francs, um sich ein Occasionsauto zu erstehen, denn der Landrover war am Ende seiner Kräfte angelangt. Er wurde bei Frau Parpaillon eingestellt – übrigens erst nach vergeblichen Mauerabbruchversuchen, ihn auf unserem Areal zu stationieren. Barbaras und Christians Habseligkeiten wurden teilweise in St. Michel deponiert, teilweise in den Occasionswagen umgeladen. Am 31. Juli erfolgte die Abfahrt der beiden Richtung Endziel Dänemark. Inzwischen gingen die Arbeiten auf dem Grossbauplatz nur schleppend vorwärts. Ein Ende war nicht abzusehen. Vom 5.-7. August erschienen Hedi und Kurt Gysi. Am 8. August hatte ich in die Schweiz zurückzukehren, denn am 11. setzte der Unterricht wieder ein. Keuli musste wohl oder übel in St. Michel Zurückbleiben, wobei sie mehrere Nächte im nicht abschliessbaren Haus zubrachte! Somit erlebte sie die Geburt des ersten Enkels Charles-Philippe Ley am 13. August nur aus der Ferne. Am 20. August war unser Feriensitz endlich mit Türen und Fenstern versehen. Keuli konnte getrost den Zug besteigen. Frau Chabert hatte sie liebenswürdigerweise nach Bagnols zur Busstation gebracht, nachdem der Taxifahrer sich geweigert hatte, so früh aufzustehen! In Affoltern holte ich meine Gattin mit dem inzwischen occasionsweise erstandenen wunderschönen, silbermetallisierten Porsche SL 911 ab.

Noch einmal fuhren wir in diesem Jahr nach St. Michel, diesmal mit Porsche, um die neue Küche und den geräumigen Living einzuweihen. Noch war viel Finish-Arbeit zu verrichten. Vom 7. – 9. Oktober waren unsere Nachbarn Aeberli unsere Gäste. Und dann natürlich auch Ursula und Robert Hegetschweiler. Ich schreibe «natürlich», denn die beiden hatten in St. André de Roqueperuis eine schöne Liegenschaft erstanden, waren also mithin unsere sehr lieben Ferien-Nachbarn geworden. An Keulis Geburtstag besiegelten wir in St. André unsere Freundschaft bei einer Tasse Kaffee.

Beim Verfassen einer Rückschau wird des Menschen Hinfälligkeit, sein Ausgeliefertsein an das Unberechenbare erst recht augenfällig.

1976 begann unter sehr positiven Vorzeichen. Niemand hätte im Januar geahnt, dass der Sommer eine schicksalsschwere Wende bringen würde.

Zu Beginn des Jahres entwickelte Keuli viel Initiative. In künstlerischer Beziehung bildete sie sich weiter. Mein Kollege an der Schule, Kunstmaler Julio Meissner, führte sie in die Geheimnisse der Farbenlehre ein. Maler und Graphiker Klee in Bonstetten bot weitere wertvolle Anregungen, hauptsächlich in zeichnerischer Hinsicht. Sein Kurs stellte eine wertvolle Ergänzung des Unterrichtes, den Irène Koehn erteilte, dar.

Nicht genug damit. Als Mitglied der Bezirksschulpflege und in der Eigenschaft als Visitorin hatte Keuli auch eine sprachliche Weiterbildung für nützlich erachtet. Sie belegte einen Redekurs. Und schliesslich packte sie die Lust am Klavierspiel. Bei einer in die Schweiz emigrierten Ungarin nahm sie – jedoch nur in meiner Abwesenheit – Stunden.

Die Februarsporttage verbrachten wir beide in Paris, wo wir bei Hedi und Charles Hummel logieren konnten. Die zentrale Lage der Wohnung – direkt neben dem Eiffelturm gelegen – erleichterte unsere touristischen Eskapaden. Dass wir lange bei den Impressionisten im «Jeu de paume» verweilten, dürfte sich von selbst verstehen. Dagegen waren wir beide, unabhängig voneinander, von Leonardos Mona Lisa im Louvre enttäuscht. Vielleicht hatten wir unsere Erwartungen zu hoch geschraubt, oder wir waren Opfer der Kunstkritik, die bekanntlich alles Mögliche in das Gemälde hineingeheimnist.

In Versailles marschierten wir uns müde; das «Petit Trianon» wurde gerade von den Überresten der Geburtstagsfeier des neuen «Monarchen» – Giscard d'Estaing – gesäubert. Japaner besichtigten alles gründlich und in Scharen.

Ein Besuch des Theaters Barrault hinterliess bei mir zwiespältige Gefühle. Keuli jedoch hat das Stück gefallen.

Dagegen bereuten wir beide den Besuch der Opéra nicht. Wir sahen Verdis «Macht des Schicksals». Einen ganzen Tag widmeten wir der Kathedrale in Chartres. Ich hatte mich bereits in der Schweiz mit der einschlägigen Literatur vertraut gemacht.

Ein markanter Punkt im Jahr 1976 war die Taufe von Charles Philippe Ley am 14. März in Schottikon. Zu unserer grossen Freude hatte sich der Götti – Christian Ley – zusammen mit Barbara für kurze 4 Tage freimachen und den Flug in die Schweiz realisieren können.

Am 18. März packte Keuli ihren Koffer, um in Arlesheim sich in der Ida-Wegmann-Klinik einer gründlichen Untersuchung auf Herz und Nieren, bezw. Magen und Galle zu unterziehen, war doch anlässlich einer Konsultation im Februar Frau Dr. Behre ob des hohen Blutdruckes erschrocken. Auch missfielen ihr die jähen Wechsel im Verdauungstrakt. Der Check-up brachte die Beruhigung, dass nichts Ernsthaftes (Krebs) vorliege, ergab aber keine klare Diagnose. Keulis labile Konstitution stellte auch die Anthroposophie vor mehr als ein Rätsel.

Am 1. April brachten wir meine Mutter ins «Ländli» in Oberägeri. Nur mit Mühe hatten wir sie zu diesem Ferienaufenthalt, den wir ihr schenkten, bereden können. Sie wollte ihre 81 Jahre einfach nicht wahrhaben und lachte nur über unsere Besorgnis, weil wir nicht nach St. Michel reisen wollten, ohne sie in guter Obhut zu wissen.

In Frankreich haben uns Plüdi und Jürg für ein paar Tage Gesellschaft geleistet; dann erschienen Wisle und Karl Müller. Mit Ursula und Robert Hegetschweiler gab es ein lebhaftes Hin und Her zwischen St. Michel und St. André de Roquepertuis.

Wieder in Affoltern zurück, setzte der gewohnte Rhythmus ein: Schule halten, maurerische Verpflichtungen für mich; Haushalten, Sitzungen der FdP, Hüten in Schottikon und Klavierstunden für Keuli. Fast alles fand am 31. Mai ein jähes Ende.

Keuli stellte beim Coiffeur einen inneren Bluterguss im rechten Auge fest. Tapfer machte sie sich trotzdem zu Fuss auf den Heimweg. Am Nachmittag ersuchten wir Prof. Wagner in Zürich um eine Notfallkonsultation. Leider mussten wir – wie bei ihm üblich – stundenlang warten. Am Schluss lautete die Auskunft niederschmetternd: «Eine exakte Feststellung einer möglichen Schä-

digung der Netzhaut ist infolge der eingetretenen Blutung nicht möglich. Diese muss zuerst abgebaut werden.» Das bedeutete: strikte Ruhe für die Patientin, keinerlei Tätigkeit mehr. Keuli musste vom 1. Juni bis 18. Juli bei abnormer Hitze (teilweise um 35 Grad) zu Hause das Bett hüten. Mit Prof. Wagner blieben wir in telefonischer Verbindung, zumal noch Kreislaufstörungen auftraten, die zuerst durch den Notfallarzt und nachher durch den ortsansässigen Mediziner unter Kontrolle gehalten wurden. In dieser Zeit tauchte glücklicherweise Christian, von St. Michel herkommend, zu einem Blitzbesuch bei uns auf. Er half mit, seiner Mutter über den Schock hinwegzukommen, da eine zweite Konsultation bei Prof. Wagner ergeben hatte, dass die Netzhaut sehr stark lädiert war mit Ablösungstendenz und somit eine Operation unumgänglich wurde. Am 19. Juli erfolgte Keulis Eintritt in die Augenklinik des Universitätsspitals in Zürich. Prof. Klöti operierte während 4 Stunden das Auge. Die Risse in der Netzhaut wurden – so die Fachsprache – tamponiert. Vor dem Spitalaustritt erfolgte die Behandlung mit Laserstrahlen.

Ich selber war, nachdem sich Keulis Zustand gebessert hatte, am 26. Juli nach St. Michel gefahren. Die fast überreifen Trauben stellten mich vor ein Problem. Da Frischkonsum durch eine einzige Person nicht in Frage kam, stampfte ich mit dem Kartoffelstösser die Traubenbeeren in einer Teigschüssel zu Saft. Am Schluss des kurzen Aufenthaltes übertrat ich auf unserem unebenen Privatsträsslein den Fuss, sodass die Rückfahrt nur unter grossen Schmerzen (Gaspedalbedienung!) möglich wurde.

Inzwischen war Keuli aus dem Spital entlassen worden. Ursula Hegetschweiler hatte sich anboten, die noch recht schwache Patientin nach Schottikon zu fahren. Eine Gemeindegkrankenschwester und Lotti teilten sich in die Betreuung der Rekonvaleszenten. Am 11. August durfte ich sie nach Affoltern überführen. Natürlich war Arbeit im Haushalt undenkbar und verboten. Die örtliche Hauspflege stellte uns gutes Personal zur Verfügung; die Gemeindegkrankenschwester ihrerseits erschien täglich zur persönlichen Pflege Keulis. Am 30. August übergab Prof. Klöti seine Patientin wieder Prof. Wagner. Wir zogen es aber vor, ei-

nen Augenarzt in unserer Nähe mit der weiteren Kontrolle zu betrauen. Ein junger Privatdozent hatte eben in Zug eine Praxis eröffnet. Keuli wurde eine seiner ersten Patientinnen. Ab 6. September waren Auge und Allgemeinzustand soweit stabilisiert, dass Keuli den Haushalt wieder selber besorgte. Frau Aeberli, unsere Nachbarin, anerbote sich, in Zukunft an einem Vormittag pro Woche die Wohnung zu reinigen. Wir konnten sie nur mit Mühe dazu überreden, für ihre Arbeit eine bescheidene Entschädigung entgegenzunehmen.

Für Keuli und mich war nach all diesen Aufregungen ein Tapetenwechsel erwünscht. Wir entschlossen uns, in den Herbstferien die Fahrt nach St. Michel zu wagen. Da ich in Genf am «Convent National» des Schottischen Ritus teilzunehmen hatte, verbrachten wir einen Tag und eine Nacht in der Rhonestadt. Keuli hat dank dieser Zweiteilung die ganze Reise gut überstanden.

Trotz mehrheitlich schlechtem Wetter half die geographische Distanz mit, innerlich vom erlittenen Schlag etwas Abstand zu gewinnen. Mit Freude stellte ich fest, dass Keuli auch die Besuche meiner Kolleginnen Wegmann und Ritzler und diejenigen unserer Freunde Ursula und Robert Hegetschweiler samt deren Eltern bestens meisterte. Übrigens sei noch vermerkt, dass unsere Präsenz sich leider als bitter notwendig erwies, hatte doch Maurer Larrègle so unsorgfältig gearbeitet, dass Wasser literweise in unseren neuen Living tropfte. Mir blieb nichts anderes übrig, als selber mit Pflasterkübel und Kelle aufs Dach zu steigen, um nach vermuteten undichten Stellen Ausschau zu halten, denn der herbeizitierte Larrègle war völlig ratlos. Mit etwelchen unguuten Gefühlen schlossen wir die Türen hinter uns zu, trösteten uns jedoch mit dem Gedanken, Ende Dezember nochmals zum Rechten schauen zu können, war mir doch ab 1. Januar 1977 ein sechsmonatiger, bezahlter Urlaub bewilligt worden.

Um Keuli eine besondere Freude zu machen, lud ich für Weihnachten Barbara und Christian zu uns ein. Wir feierten en famille die festlichen Tage teils in Affoltern, teils in Schottikon. Für uns alle bestand das grösste Weihnachtsgeschenk darin, dass Keuli wieder, wenn auch mit bleibendem Augenschaden, guter Din-

ge unter uns weilte. Barbara und Christian kehrten am 27. Dezember nach Sønderborg zurück, nicht ohne uns das Versprechen abgenommen zu haben, während unseres Urlaubssemesters den Weg nach Dänemark unter die Räder zu nehmen. Doch zunächst stand eine Reise nach dem Süden im Programm, weil wir hofften, in St. Michel einen Winter à la Cote d'Azur geniessen zu können. Weit gefehlt! In Valence lag tiefer Schnee. Unser Haus war so schrecklich kalt, dass wir in einem Bett uns gegenseitig zu erwärmen versuchten. Trotz Glanztagen gab es Rekord-Tiefentemperaturen.. Bis zum Berchtoldstag brachten wir trotz intensivem Heizen die Zimmertemperatur kaum über 16 Grad. Mit Erstaunen stellten wir fest, dass die Südfranzosen die Kälte besser ertrugen als wir Nordländer. Offenbar fanden sie ihren Trost im Wissen, dass Kälteperioden im Midi meist nur von kurzer Dauer sind.

Das Urlaubssemester 1977 benutzte ich, um mir ab 31. Januar eine dreiwöchige Totalfastenkur zu «verschreiben». Logenfreund Alistair Haydon war so freundlich, uns seine in Maienfeld gelegene Zweitwohnung zur Verfügung zu stellen. Dr. Bauer seinerseits erblickte kein Hindernis darin, ihn zu Konsultationszwecken in Landquart aufzusuchen, hatte ich doch das Renommé, ein guter FASTER zu sein. Mildes Wetter erlaubte regelmässige Spaziergänge, die selbstredend nach und nach verkürzt werden mussten. Dr. Bauer applizierte mir – vor allem für mein schlechter werdendes Gehör – Akupunktur, die jedoch nur kurzfristig halfen. Keuli betreute mich, das ungeschälte Ei, mit viel Geduld und malte noch zwei Bilder in Çrossformat, die ersten nach ihrer Augenoperation. Sie hängen heute in St. Michel. Im Blick auf unsere geplante grosse Studienreise wurde ausgiebig diesbezügliche Lektüre verarbeitet.

Am 7. März machten wir uns wohlausgeruht auf den Weg. Die Stationen Florenz, Apulien, Athen, Kreta und Türkei können und sollen hier nicht im Stil des Studienberichtes, den ich der Erziehungsdirektion pflichtgemäss abzuliefern hatte, beschrieben werden. Für die Familienchronik dürften aber persönlich erlebte Sternstunden nicht ohne Interesse sein. Zunächst Florenz: Zum



ersten Mal wurde mir klar, dass hochgefeierte Genies keineswegs erratischen Blöcken zu vergleichen sind. Sie stehen in einer Traditionskette, die sie abschliessen, wobei die formale Vollendung – etwa bei Leonardo, wenn man ihn neben Fra Angelico und Ghirlandaio stellt – erkaufte wird mit Verlust an Innerlichkeit. Ähnliches liesse sich von Michelangelo sagen, wenn sein David demjenigen Donatellos an die Seite gestellt wird.

Apulien, das klimatisch und in seiner Flora stark an die Provence erinnert, suchten wir in Verehrung für den grossen Kaiser Friedrich II. auf. Wie sehr verstanden wir ihn, den Magier, den Verwandter der Welt, dass er nicht in Deutschland leben wollte, sondern das Zentrum seines grossen Reiches nach Foggia verschob. Wie gross muss sein Herz gewesen sein, dass er es liebte, vom Monte Castello aus, ob Trani, seine Augen über die Adria hin Richtung Morgenland, Richtung Jerusalem schweifen zu lassen!

In Griechenland – ich kannte ja vieles von einer früheren Reise her – wurde Delphi zum bleibenden Eindruck. Es waren nicht die Überreste, sondern Delphis Genius loci, den ich im Grase sitzend erlebte.

In Kreta fesselten mich nicht so sehr Knossos und Faistos, sondern die Fahrten kreuz und quer durch die Insel, deren Ursprünglichkeit leider dem Massentourismus geopfert wird.

Der Besuch der Türkei schliesslich war in unser Programm gerutscht, weil Logenbruder Orhan Akincy, Sohn eines Beys, uns dringlich dorthin eingeladen hatte. Ihm und seiner echt orientalischen Gastfreundschaft verdanken Keuli und ich einzigartige Insider-Kenntnisse und Begegnungen. Unvergesslich bleibt der Besuch beim Grosskaufmann Faruk, der uns mit seiner Yacht im Marmara-Meer herumführte; einzigartig war die Fahrt nach Seldschuk-Ephesus und die Ruhepause im Hotel Kismet zu Kusadasi.

Auf meinen ausdrücklichen Wunsch organisierte Orhan einen Abstecher nach Didyme und Priene, Städte, die an die Kolonisation der Küste von Kleinasien durch die Griechen erinnern.

Nicht unterschlagen seien die Nervenkitzel auf halsbrecherischer Busfahrt nach Izmir und das hartnäckige Feilschen im Kleiderladen, das Keuli die Schamröte ins Gesicht trieb. Orhan

erhandelte für Keuli einen Ledermantel und für mich eine mit Pelz gefütterte Jacke.

Nach unserer Rückkehr entschädigte ich meine Mutter, die uns anderthalb Monate hatte missen müssen, mit einer Einladung nach St-Michel. Leider fiel die Reise in eine Regenperiode, sodass Grämi Bern, begreiflicherweise enttäuscht, mich bat, den Aufenthalt abzubrechen.

Es ist hier vielleicht der Ort, von unseren Familienbeziehungen und Freundschaften ein Wort anzufügen. Nach dem Tode der Eltern Keulis und dem Hinschied meines Vaters war Grämi Bern mehr und mehr unser «Sorgenkind» geworden. Einerseits verstanden wir gut, dass sie die ihr vertraute grosse 4-Zimmerwohnung an der Thunstrasse nicht aufgeben wollte, andererseits brachte ihr begreiflicher Wunsch, regelmässig besucht zu werden, uns in Konfliktsituationen. Unternahmen wir Reisen – wie beispielsweise die oben beschriebene Mittelmeertour – galt es, Grämis Nachbarn ein Verzeichnis unserer wichtigsten Stationen einzuhändigen. Verbrachten wir Ferien in St. Michel, nahmen wir grössere Renovationsarbeiten mit gemischten Gefühlen in Angriff, da wir uns unterschwellig dauernd gewissermassen «auf Abruf» wussten, war es doch regelmässig so, dass kurz vor unseren jeweiligen Abreisen Grämi zu kränkeln anfang.

Äusserst mühsam gestalteten sich für mich die Fest- und Feiertage. Da Grämi sich weigerte, auswärts – also bei uns – zu übernachten, blieb mir nichts anderes übrig, als bei starkem Verkehr am selben Tag (im Winter bei schlimmsten Wetterverhältnissen) die Strecke Affoltern am Albis – Bern zweimal zurückzulegen. Denn – das war ebenfalls klar – Zug fahren kam für Grämi nicht in Frage. Selbst das Anerbieten, sie in Zürich am Bahnsteig abzuholen, fruchtete nichts. Sie liebte eben rasche Autofahrten im Porsche über alles. Im Übrigen hielt ich mich an die Regel, Grämi in Bern einmal im Monat zu besuchen – mit oder ohne Keuli – und sie zum Essen in ihr geliebtes «Bärenstübli» einzuladen, eine Sohnespflicht, die neben sonntäglichen Beanspruchungen in der Loge und den Hochgraden nicht immer leicht einzuhalten war.

Mit Lotti und This waren wir viel zusammen. Nicht nur fuhr Keuli oft zum Hüten nach Schottikon, sondern wir beide wurden von unseren Kindern gern zu Gast geladen, wobei die schönen Stunden jeweils mit einem festlichen Essen in einem guten Restaurant in Winterthur ihre Krönung fanden.

Barbara und Christian haben wir 1977 in Sonderborg besucht, wovon bald die Rede sein wird. Zu meinem 60. Geburtstag am 10. Januar 1978 waren sie zusammen mit dem neugeborenen Carsten zu uns eingeladen. Im Dezember 1978 haben wir mit ihnen in Tästrup bei Kopenhagen, wohin sie inzwischen übersiedelt waren, die Weihnachtstage verbracht. 1982 nahmen wir von der Seglerfamilie in Bayona bei Vigo (Spanien) Abschied, und 1983 besuchten wir sie in Toronto.

Mit den Verwandten von meiner Seite gab es nur lose Kontakte, so mit den Cousins in Paris und einer Cousine in Bern. Mit einer Cousine 2. Grades, Christine Kohler, der Frickerfamilie in Basel und mit meiner Tante Milly Ley-Ziegler in Zürich verkehrten wir regelmässig.

Keuli pflegte ihre innige Beziehung mit ihrer Schwester Plüdi durch einen intensiven Briefwechsel, der zwischen Californien und der Schweiz hin und her ging. Nach Plüdis Heirat mit Jürg Waser wurden die jährlichen Besuche der Überseer in die Schweiz fortgeführt. Mit Keulis Verwandten im Thurgau traf man sich selten, meist an Lindertagen, die jedoch leider aufhörten, Tradition zu sein, nachdem der unermüdliche Organisator, Hans Schalch-Linder, infolge hohen Alters sein Amt in jüngere Hände gelegt hatte. Keuli hat sich auch bemüht, ihre Beziehungen zu den Bieler Neffen nicht abreißen zu lassen. Besonders mit ihrem Göttibuben Robert, der in die USA emigrierte, bestand und besteht ein schönes Einvernehmen, wie auch mit Cousin Peter Wüthrich in Zürich.

Die Bande, die uns mit den Patenkindern verknüpfen, sind vielfältiger Natur. Von Robert Engel war die Rede. Mit Urs Fricker sind lebhafte Kontroversen weltanschaulicher und politischer Natur an der Tagesordnung. Dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – hat Urs uns mit seinen Freundinnen in Affoltern und

St. Michel häufig aufgesucht, und seine Anhänglichkeit an die Gotte und deren Mann sprengt den sonst üblichen Rahmen. Der dritte, Martin Züst, hat Ferien mit uns in St. Michel sehr genossen und uns nach bestandener Matur, begleitet von einigen Klassenkameraden, erneut aufgesucht. Er studiert in Neuenburg Jurisprudenz.

Mit meinen Patenkindern hatte ich wenig Glück. Susanne Fischer verbrachte Ferien bei uns in Stäfa und auch in St. Michel, so dass wir sie sehr gut in Erinnerung behalten haben. Von ihrer Seite jedoch ist nach ihrer Konfirmation nur ein einziges Mal ein Lebenszeichen aus dem Kanton Baselland bei uns eingetroffen; Susanne Mohler, geb. Fischer, setzte uns von der Geburt eines Knaben in Kenntnis. Regula Bosshart aus Riehen – auch sie hatte ich einmal in die Ferien nach St. Michel mitgenommen – ist mir innerlich immer fremd geblieben. Unsere Kontakte haben sich auf den Austausch von Neujahrsgüssen reduziert. Lediglich mein «Erstling» steht mir nah. Michael Graf – durch Unachtsamkeit eines stellvertretenden Arztes zerebral gelähmt – beantwortet meine kleinen Weihnachtsgeschenke mit selbstverfassten Gedichten oder interessanten Briefen, die er auf seiner speziell für ihn angepassten Schreibmaschine tippt. Mit ungeheurem Einsatz hat er in der Schwerhörigenschule «Landenhof» in Untertelfelden die Primär- und Bezirksschule erfolgreich hinter sich gebracht, um anschliessend im Kollegium «Immensee» zur Maturitätsprüfung vorbereitet zu werden. Keine andere Privatschule fand sich bereit, ihn aufzunehmen. Gegenwärtig ist er daran, ein Studium der Informatik an der ETH zu versuchen.

Mit vielen Menschen haben wir verkehrt. Manche Freundschaften sind durch den Tod zerbrochen worden. So trauerten wir um Jakob Bosshart aus Riehen, später um seine Frau Martha. Dann starb unerwartet Jakob Dünki. Seit seinem Tod hat Hanni Dünki-Simmen aus uns unerfindlichen Gründen jede Beziehung mit uns abgebrochen. Auch die Freundschaft mit Joachim Amsler ist nach dem Hinschied seiner Gattin Ursula eingeschlafen.

Dagegen haben andere Beziehungen alle Wechsel des Wohnsitzes und Berufes überdauert. Keuli pflegt intensiven Briefwechsel

und persönlichen Kontakt mit ihren Jugendfreundinnen Esther Pestalozzi und Edda Schröder. Auch die rege Korrespondenz mit Helen Züst dauert an, die wir als junge Lehrerin in Wintersingen kennengelernt hatten.

Mit Wisle und Karl Müller treffen wir uns regelmässig. Jahrelang haben wir – es war eine schöne Tradition – Silvester und Neujahr gemeinsam verbracht. Eine enge Freundschaft verbindet uns mit Ursula und Robert Hegetschweiler, Esther und Hans Graf, Lisebeth und Melchior Werner, Hedi und Kurt Gysi, Hedi und Charles Hummel, Dora und Walter Zulliger, Edyt und Heiner Müller, Henny und Peter Pfeiffer, Irène und Hans Schilling, Annegret und Fred Furrer, Gottfried und Lotti Hochstrasser, Kurt Spillmann, Otto Varga, Walter von Ins, Doris und Hellmuth Winkler, Carlo und Esthi Bosshart.

Eine Bekanntschaft besonderer Art mag diesen kleinen Exkurs abrunden. In Affoltern am Albis wurde – man versuchte eine alte Tradition neu aufleben zu lassen – der Samstag-Markt eingeführt. Keuli liess es sich nicht nehmen, Umschau nach frischem Gemüse zu halten. Eine Bäuerin in Pelerine hielt biologische Produkte feil. Die strahlenden Augen der Frau beeindruckten Keuli. Spontan frug sie nach Namen und Herkunft. «Boulenc von Rifferswil». «Boulenc ist doch kein Name von hier?» «Nein, mein Mann ist Franzose, Südfranzose.» «Woher denn?» «Ja, den kleinen Ort kennen Sie bestimmt nicht, aber vielleicht ‚La Chartreuse de Valbonne‘, die der reformierten Kirche gehört.» Da die «Chartreuse de Valbonne» in St. Michels Nachbarschaft liegt, war der Gesprächsstoff unerschöpflich. Es stellte sich heraus, dass Fräulein Schneebeli als Krankenschwester in dieser damaligen Heimstätte für Leprakranke gearbeitet und dort in der Person des Gärtners Boulenc ihren zukünftigen Mann kennengelernt hatte. Infolge verschiedener Schwierigkeiten – Frau Boulenc war Mormonin geworden – zog das Ehepaar in die Schweiz, zum grossen Leidwesen des Mannes, der seinem Vaterland in Zeitungslektüre, Bibliothek und Television die absolute Treue hielt. Frau Boulenc hat uns nicht nur über Jahre mit biologischen Produkten aus ihres Gatten Garten versorgt, sondern unsere Füsse mas-

siert, gute Ratschläge ihres Pendels vermittelt und der Rekonvaleszentin Keuli nach der Augenoperation mit ihrem ansteckenden Optimismus Trost spendet. Noch immer gehen Briefe hin und her zwischen dem Appenzellerland und uns, wohin die beiden originellen Menschen noch im bestandenem Alter gezogen sind.

Kehren wir nun zurück zum Mai 1977, den Keuli und ich in St. Michel verbrachten. Wahrlich, es sollte kein Wonnemonat sein! Während dreier Wochen hing ein Regentief über dem Mittelmeer. Die Flüsse, die Cèze nicht ausgenommen, traten über die Ufer. Darüber hinaus wurde die «douce France» wieder einmal von einem Generalstreik heimgesucht, der sich gegen die Politik der «rigueur» von Mr. Barre richtete. Auch in St. Michel war man genötigt, die Kerzen anzuzünden. Der einzige Lichtblick im traurigen Monat bestand aus einer Anzeige, die uns aus Sonderborg erreichte: am 15. Mai hatte Carsten Dan Ley das Licht der Welt erblickt.

Auch der Juni enthielt ein wichtiges Datum. Am 19. wurde ich auf dem Lindenhof feierlich zum Meister vom Stuhl der «gerechten und vollkommenen Freimaurerloge 'Modestia cum Libertate' im Orient zu Zürich» eingesetzt. Die Nachfeier, zu der 14 Logenfreunde nach Affoltern am Albis geladen waren, galt in erster Linie der Stuhlmeister-Gattin.

In den 4 Jahren meiner Hammerführung wurde das der Loge gehörende Gebäude mit dem Restaurant «Lindenhofkeller» von Grund auf renoviert. Ferner beteiligte sich die «Modestia» im Rahmen ihrer Wohltätigkeitspflege finanziell am Altersheim «Perla» an der Freien-Strasse, das auf diese Weise vor der Liquidation bewahrt werden konnte. Auch war es mir vergönnt, am 5. Juli 1980 die rund 200 Delegierten der europäischen Forschungsloge «Quatuor Coronati» auf dem Lindenhof zu begrüßen. Wir ehrten die Gäste mit einer Tempelarbeit nach dem Ritual von 1782, das das Beamtenkollegium unter meiner Leitung, angetan mit den Kostümen und Perücken der damaligen Zeit, zelebrierte, ein einmaliges Erlebnis für alle Anwesenden.

Da ich das Arbeitsprogramm der «Modestia» für das Herbstquartal 1977 bereits unter Dach und Fach gebracht hatte, blieb Keuli

und mir Freizeit genug übrig, um die Sommerferien voll ausschöpfen zu können. Am 3. Juli setzte sich der Porsche Richtung St. Michel in Fahrt. Leider lag über dem Mittelmeer erneut ein hartnäckiges Tief. Dennoch liess sich Keuli nicht davon abhalten, intensiv der Malerei zu huldigen. Unser in stolzer Pracht stehender Blumengarten lockte mit unwiderstehlicher Kraft. Eine Meldung der NZZ veranlasste uns, eine im Keller liegende Flasche Champagner zu zweit in übermütiger Stimmung zu leeren: im Zuge von Sparmassnahmen – so meldete unser Leibblatt – hatte die Erziehungsdirektion den halbjährigen, bezahlten Studienurlaub für Lehrkräfte gestrichen.

In der Nacht vom 16. Juli verliessen wir St. Michel, da für Sonntag, den 17. Juli, ein Superverkehr prognostiziert war. Frankreich hatte zu dessen Bewältigung 30'000 Polizisten aufgeboten! Bis Lyon bekamen wir einen Vorgeschmack von den Dingen, die da kommen sollten; doch Richtung Deutschland ebte die Zirkulation zusehends ab. Um 10.30 Uhr trudelten wir in Kaiserslautern ein und entschlossen uns spontan, in dem deutschen Städtchen zu übernachten. Anderntags ging es via Speyer nach Göttingen, das mit Plakaten revolutionären Inhaltes geradezu überklebt war. Demgegenüber erschien uns die nächste Etappe idyllisch; sie führte durch die Lüneburger Heide via Hamburg, Flensburg nach Sonderborg. Da der Porsche beim besten Willen nicht zu zähmen war, trafen wir bei unseren Kindern einen Tag zu früh ein, was sie in einige Verlegenheit brachte. Unseren Enkel Carsten schlossen wir sofort ins Herz, ebenso die reizende Studentenwohnung in der Nähe des Technikums, wo für uns beide eine Bude bereit stand, die Freunde Christians – gerade in den Ferien abwesend – uns überlassen hatten.

Wir spazierten viel am Strand und bummelten durch schattige Wälder, Carsten im Traggestell auf Christians Rücken. Mit dem Auto besuchten wir das reizende Städtchen Ribe und durchstreiften Jütland. Für Barbara und Christian stellte zweifellos die uns offerierte Schifffahrt mit ihrem Boot «Ganesh» die Krönung des Aufenthaltes dar. Da wir zwei Betagte den Kindern den Spass nicht verderben wollten, mimten wir höfliche Begeisterung. Am

30. Juli waren wir nach Tender zur Hochzeit von Barbaras Schwester Magie geladen. Die würdige Feier in der lutherischen Kirche beeindruckte uns sehr, obwohl wir der dänischen Sprache ja nicht mächtig sind.

Am 1. August verliessen wir um 04.45 Uhr das gastliche, gemütliche Dänemark mit der erlaubten Höchstgeschwindigkeit von 90 km auf der Autobahn. In Flensburg standen Soldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag und bewachten den Grenzübergang, da wenige Stunden zuvor eine wichtige Persönlichkeit in Deutschland entführt worden war. Ab Hamburg regnete es ohne Unterlass bis Heilbronn. Leider weigerte sich Keuli, obwohl die Uhrzeiger erst auf 15 Uhr lagen, in feinem Strich nach Hause zu fahren. So verbrachten wir denn die Nacht im supermodernen Turmhotel, von dem Keuli allen Ernstes behauptete, dass es schwanke. Ich jedoch war überzeugt, dass es sich bei diesem Phänomen lediglich um Nachwehen des Fahrhythmus handelte. Am 2. August gelangten wir via Stuttgart, Singen, Schottikon glücklich und wohlbehalten nach Affoltern am Albis.

Acht Tage später erschienen von Genf her per Flugzeug Theres und Robert Beissier in Kloten. Sie hatten ihren Wagen bei Bekannten in der Rhonestadt garagiert, da Robert Beissier sich vor einer Irrfahrt durch die deutsche Schweiz bewahren wollte. Weil die beiden glaubten, dass bei uns nur Käse und Milch zu haben seien, brachten sie einen Sack Kartoffeln und Gemüse mit! Wir logierten die Gäste im Hotel Arche ein, zeigten ihnen Zürich, offerierten ein opulentes Fischessen im Seehof Stäfa und entführten sie in einer Tagestour schliesslich via Romanshorn nach Friedrichshafen, um ihnen die Gelegenheit zu geben, den staunenden Bewohnern von St. Michel berichten zu können, sie seien sogar in Deutschland gewesen. Theres Beissier bezahlte freilich diesen Abstecher mit einer Heidenangst, da sie auf der Bodenseefähre um ihr Leben fürchtete. Als des Schwimmens unkundige Spanierin traute sie dem Boot nicht über den Weg.

Die schönen Tage von Aranjuez – mein 6-monatiger Studienurlaub – waren damit zu Ende. Die Schule hatte mich wieder.



Am 23. September stimmte das Schweizervolk über die Einführung der Fristenlösung ab. Diese sehr umstrittene Vorlage, für die Feministinnen und eine eindeutig linksstehende Frauenorganisation sich stark gemacht hatten, wurde verworfen, obwohl – oder vielleicht gerade weil – diese Frauen auf «das Recht, über den eigenen Bauch» zu verfügen, allzu aufdringlich gepocht hatten. Am 26. September besuchten Keuli und ich das Bezirksgefängnis in Affoltern am Albis. Das Verwalter-Ehepaar hatte uns zum Kaffee geladen, wobei die Unterhaltung sich zur Hauptsache um die Terroristin Petra Krause drehte, die hier inhaftiert gewesen war.

Am 9. Oktober feierten wir Keulis Geburtstag im «Rössli» Mettmenstetten. Plüdi und Jürg, Lotti und This waren dazu eingeladen. Keuli sah wieder sehr gut aus. Fast zur gleichen Zeit weilten Barbara, Christian und der 5 Monate alte Carsten zusammen mit Inge und Finn Andersen in St. Michel, wo sie den Landrover flott machten, um nach einem Aufenthalt von 5 Tagen via Frankfurt wieder direkt nach Dänemark zu fahren.

Wenig später erlitt Keuli einen äusserlichen Bluterguss im rechten Auge, der glücklicherweise harmloser Natur war. Zwei Tage darauf erblickte in Schottikon Sophie Charlotte Ley das Licht der Welt.

Bereits im Januar 1978 ist ein unbestreitbarer Höhepunkt zu vermelden. Am 6. des Monats begingen wir im Kreise unserer Kinder und befreundeter Familien meinen 60. Geburtstag im festlich geschmückten Restaurant Central in Affoltern am Albis. Lotti und This, Barbara und Christian, meine Mutter, die Ehepaare Hegetschweiler, Werner, Heusser, Gysi, Werffeli, Graf, Haydon, Winkler, Tanner und Walter von Ins waren zugegen. Keuli hatte den Saal und die Tische im Restaurant mit grosser Liebe für den Anlass hergerichtet und überreichte, begleitet von einer trefflichen Rede, ihrem Gatten ein Büchlein, das die wichtigsten Sonntagsartikel, die Fritz Freiherr für die Zürichsee-Zeitung geschrieben hatte, enthielt. Ein Logenfreund sang Roelli-Lieder. Man beschenkte den Jubilaren mit R»eden und vergass auch

seine Vorliebe für gute Weine nicht, wobei die erlesenen Gläser, diesen darin zu kredenzen, nicht fehlten. Es war ein Glück, dass wir die Feier vorverlegt hatten, denn ausgerechnet am 10. Januar attackierte eine Grippe den Jubilaren, die ihn zwang, für 5 Tage das Bett zu hüten.

Am 22. März verreisten Keuli und ich nach St. Michel, unterbrochen von einem Blitzbesuch der Gattin in die Schweiz, da die Visitatorin pflichtbewusst die Examina in Stallikon abnehmen wollte. Sie kehrte am 3. April zusammen mit Ursula Hegetschweiler, die ebenfalls ihre schulpflegerische Aufgabe hinter sich gebracht hatte, per Bahn nach Avignon zurück, wo beide von Robert freudestrahlend empfangen wurden, während ich unterdessen in St. Michel das Nachessen für alle zubereitete. Keuli und ich verzichteten diesmal auf grosse Renovationsarbeiten und leisteten uns stattdessen ein bescheidenes Bildungsreislein nach Carcassonne und Céret am Fusse der Pyrenäen, dessen Museum uns als sehenswert empfohlen worden war. Ein wolkenbruchartiges Gewitter hinderte uns daran, einen schon lang gehegten Wunsch zu verwirklichen: wir wagten es nicht, die Autobahn zu verlassen, um Collioure aufzusuchen, ein Städtchen, das uns lockte, weil seinem Zauber seinerzeit die wichtigsten Vertreter des Expressionismus erlegen waren.

In St. Michel erwarteten uns wenig erfreuliche Nachrichten. Ein Brief aus Bern liess vermuten, dass Grämi eine Streifung erlitten hatte. Die Nachbarin meldete, dass Grämi mehrere Tage lang im Geiste verwirrt gewesen sei und legte uns ultimativ nahe, für Grämi ein Altersheim zu suchen, da sie die Betreuung meiner Mutter auf die Dauer nicht verkraften könne. Darum besprachen wir uns anlässlich unserer vorverschobenen Rückreise in Bern zunächst mit Grämis Hausarzt, der den Fall bagatellisierte. Dennoch nannte er uns zwei, drei Heime im Quartier, die in Frage kommen könnten. Mit Grämi zusammen besichtigten wir diese. Eines davon – die Elfenau – schien ihr zuzusagen. So glaubten wir, sie hätte ihren anfänglichen Widerstand gegen eine Übersiedelung aufgegeben. Da die «Elfenau» in den Zuständigkeitsbereich der «Pro Senectute» fiel, deren Büros bereits geschlossen

waren, sah ich mich genötigt, ein paar Tage später nochmals nach der Bundeshauptstadt zu fahren, um bei «Pro Senectute» meine Mutter für das erwähnte Heim anzumelden. Man sicherte mir zu, Grämi bei der nächsten Vakanz, die nahe bevorstehe, zu berücksichtigen. Als sich die Wartezeit in die Länge zog und da ich die Nachbarinnen nicht allzu lange strapazieren wollte, erkundigte ich mich bei «Pro Senectute», wann endlich die Übersiedelung vollzogen werden könne. Die Antwort verschlug mir die Sprache. Eine Fürsorgerin hatte Grämi aufgesucht; dabei soll Grämi kategorisch erklärt haben, sie gehe in kein Altersheim. Die konstante Praxis – so erklärte mir «Pro Senectute» – bestehe darin, keine alten Menschen gegen ihren Willen in ein Heim einzuweisen. Infolgedessen habe man Grämi aus der Liste gestrichen! Dieser unerfreuliche Bericht wurde noch Überboten durch ein Telefon, das uns wenige Tage später in nicht geringe Aufregung versetzte. Ein Angestellter der Notfallstation Bern teilte uns mit, dass meine Mutter in ihrer Wohnung gestürzt sei. Man habe sie zur Untersuchung in die Notfallstation transportieren müssen. Der rechte Arm sei zwar nicht gebrochen, aber infolge einer Laxation sei ein Fixverband appliziert worden, der meine Mutter in ihrer Bewegungsfreiheit stark behindere. Natürlich könne Frau Ley nicht auf der Notfallstation bleiben; ich solle sie sofort abholen. Keuli setzte sich daraufhin mit zwei Nachbarinnen in Verbindung und bat sie, den Rücktransport Grämis zu organisieren. Ich selber fuhr nach Schulschluss an die Thunstrasse in Bern. Da die Quartierhauspflege ihr Personal nur für 2 Stunden im Tag zur Verfügung stellen wollte, war klar, dass eine Dislokation in ein Altersheim im Blick auf weitere ähnliche Vorkommnisse so rasch wie möglich vorgenommen werden müsste. Mein Feldprediger-Kollege, Pfarrer Huber in Bern, war mir behilflich, einen Platz im privaten Etablissement «Jolimont» zu finden, und übernahm auch das Amt, Grämi mit gewichtigen Argumenten zu überzeugen, dass diese Übersiedelung die sich aufdrängende Lösung darstelle. So packten denn an meinem schulfreien Donnerstag – es war der 25. Mai – Keuli und ich Grämis Habseligkeiten, die den Weg von der Thunstrasse nach der Reichenbachstrasse antreten sollten, zusammen und räumten im «Jo-

limont» das Umzugsgut wieder ein. Grämi hatte vorher die Möbel und Bilder usw. mit Kleber bezeichnet, die sie im «Jolimont» vorfinden wollte, blieb aber am Umzugstag unsichtbar und erschien erst zusammen mit Erika Egli-Salm, bei der sie sich einige Tage aufgehalten hatte, im Restaurant des «Jolimont» zum Zvieri. Beide Damen hatten sich inzwischen beim Coiffeur verschönern lassen. Eine halbe Stunde später tauchten auch zu unserem nicht geringen Erstaunen Trudi und Otto Baumgartner und später Alfred Egli auf, um ebenfalls am Zvieri zu partizipieren und Grämis neuen Aufenthaltsort zu inspizieren. Keuli und ich jedoch, die wir die ganze Arbeit allein bewältigt hatten, rollten todmüde Affoltern zu.

Das mühsame Finale – die totale Räumung der 4-Zimmerwohnung an der Thunstrasse – blieb Keuli vorbehalten. Mit Frau Friedrich zusammen, der Nachbarin, die Grämi immer etwa an die Hand gegangen war, liquidierte Keuli am 14. Juni alles Überflüssige und liess das noch Brauchbare durch eine Umzugsfirma nach Affoltern transportieren. Ein Glück, dass wir ein paar Monate vorher unser Souterrain in einen Wohntrakt mit Büroecke verwandelt hatten. Grämis Eigentum fand somit eine angemessene Unterkunft.

Vom 18. – 24. Juni begleitete ich meine Maturklasse bis Hamburg, wo wir in der Jugendherberge unser Standquartier errichteten. Von dort aus besuchten wir das Museum in Schleswig, das als besondere Attraktion ein Wikingerschiff und Moorleichen anbietet. Zwei weitere Höhepunkte der Reise seien hervorgehoben; eine Halligfahrt und die Besichtigung der Nolde-Gemäldesammlung in seinem ehemaligen Heim.

Am 28. Juni zügelte This nach Knonau. Keuli hatte ihn auf das im «Anzeiger» ausgeschriebene Einfamilienhaus mit Umschwung von über 1'000 m<sup>2</sup> aufmerksam gemacht. So fiel in Zukunft die umständliche Fahrt nach Schottikon weg. Der Katzensprung Knonau – Affoltern begünstigte regelmässige Kontakte hin und her.

Die Sommerferien in St. Michel waren – wie gewohnt – strapaziös. Zunächst erschien Maurer Larrègle mit seiner Equipe, um

den Durchbruch vom Zentralraum aus in den Hinterteil der Scheune Jandon (unser heutiges Schlafzimmer) zu schlagen. Unendliche Mengen von Staub und Schmutz waren der Preis für die wertvolle Erweiterung der Wohnfläche, wobei überdies auch der Zugang in den Innenhof – das spätere Atrium – und die Integration des exzentrisch gelegenen heutigen Ateliers verwirklicht wurden. Wie es möglich war, gleichzeitig eine Woche lang Maya und Felix Bosshard zu beherbergen, Hegetschweilers, den Maire mit Dame und Hedi und Charles Hummel zum Essen einzuladen, wissen die Götter und die Hausfrau allein. Dass ausserdem Keuli Zeit fand, zwei Bilder zu restaurieren und zwei neue zu malen, grenzt ans Wunderbare. Daneben verblasste mein bescheidener Beitrag, der im Wässern des Gartens, im Jäten und Taillieren und in der Eröffnung des offiziellen Boule-Wettspiels am 14. Juli auf dem Dorfplatz bestand.

Erwähnenswert dürfte auch das Musikfestival sein, das auf der Place Mailet in Bagnols über die Bühne lief. Unser Maire hatte uns dazu eingeladen. Ein englisches Blasorchester konzertierte von 22.00 bis 24.00 recht schön; weniger schön war die Verheerung, die die Mücken, die nicht summen, aber stechen, auf Keulis Epidermis angerichtet hatten.

Am 7. August reisten wir morgens 4.00 Uhr, begleitet vom Ehepaar Brousse, in St. Michel ab. Es regnete Bindfäden, sodass wir uns entschlossen, individuell zu fahren und uns erstmals im «Isardrome» zu treffen. M. Brousse übersah aber die Einfahrt, sodass eine gewisse Nervosität entstand. Von der Ausfahrt Vienne an hielten wir nunmehr wie Kletten bis Bern zusammen, wo wir bei meiner Mutter im Altersheim «Jolimont» unser Pic-nic verzehrten und durchs Fenster den Regen beobachteten. In Affoltern logierten wir das befreundete Ehepaar in unserem Souterrain ein. Wir zeigten ihnen Zug, Einsiedeln, den Rheinfall, die blumengeschmückten Dörfer im Rafzerfeld und das Schloss Arenenberg, das bekanntlich der Mutter des 3. Napoleon als Aufenthaltsort gedient hatte. Auf eigene Faust, d.h. als zahlende Mitfahrer von organisierten Reisen, besuchten die Brousses den Schwarzwald, das Appenzell und das Tirol.

Mein immer prekärer werdendes Gehör und die Unsitte der Schülerinnen, möglichst leise zu sprechen, zwangen mich im September, eine Hörbrille auf Kosten der IV anzuschaffen. Im Oktober feierten wir Erikas Geburtstag, auf Wunsch der Jubilarin mit einer Fahrt in unsere erste Gemeinde nach Wintersingen. Lotti und Gottfried Hochstrasser chauffierten uns. Im Pfarrhaus wurden wir vom Pfarrerehepaar Beglinger, das gerade im Begriff stand, die Morgentoilette zu beenden (es war bereits 10 Uhr vorüber!), gastlich aufgenommen. «Wie ist die Welt doch klein», dachten wir, als uns Beglingers verrietten, sie seien von Zeit zu Zeit bei Freunden in Aubais zu Gast, in einem Haus, das demjenigen von Ambassadeur Hummel gerade gegenüber liegt!

Vom 11. – 20. Oktober verbrachten wir relativ geruhsame Tage in St. Michel. Keuli konterfeite St-Laurent-de-Carnols. Das in den warmen Herbsttönen gehaltene schöne Bild ziert heute das Esszimmer von Familie Aeberli in Affoltern. Es war dies unser Abschiedsgeschenk, eine Anerkennung für die uneigennützigte Hilfe, die uns Frau Aeberli all die Jahre hindurch und zuletzt noch beim doppelten Umzug nach Frankreich und Hedingen geleistet hat.

Am 22. Dezember brachte uns die Eisenbahn nach Kopenhagen, genauer Tästrup, wohin Barbara und Christian umgezogen waren. Die seelenlose Betonwohnung in diesem Vorort der Landeshauptstadt hat uns deprimiert. Aber die Kinder konnten nicht auswählen. Wohnungen waren knapp. Christian hatte Arbeit als Disponent in einer Fabrik für Leichtmetallprodukte gefunden; Barbara verdiente als technische Assistentin in einer höheren Fachschule einen zusätzlichen Obolus. Der kleine Carsten wurde infolgedessen tagsüber in einer Krippe untergebracht.

Ausgerechnet am Tag unserer Rückreise zeigte der nordische Winter seine Zähne. In Hamburg wurden wir eingeschneit. Die meisten Züge, unsere Schlafwagenkomposition inbegriffen, verkehrten infolge vereister Weichen nicht mehr. In abenteuerlicher Fahrt gelangten wir nach stundenlangem Herumsitzen im Bahnhof doch noch nach Hannover, wo wir um Mitternacht einen Einschalt-

zug nach Basel fanden. Mit 12-stündiger Verspätung trafen wir in Affoltern ein. Es war Samstag. Im Eiltempo galt es, knapp vor Ladenschluss, unsere Einkäufe zu tätigen, denn für Sonntag und Montag erwarteten wir Wisle und Karl zum traditionellen Silvesterbesuch.

Es drängt sich an dieser Stelle aus verständlichen Gründen ein Rückblick auf. Im Herbst 1963 waren wir stolze Besitzer eines Ferienhauses in Ruinenform in St. Michel geworden. 1978 wäre demnach bereits das 15-Jahr-Jubiläum zu feiern gewesen. Die in diesen Jahren erfolgten baulichen Veränderungen an unserem «Zodiaque» können im Gästebuch eingesehen werden. Hier seien die Wandlungen, die wir in Frankreich miterlebten, aufgelistet. Bagnols befand sich seit 1963 dank Marcoule im steten Aufschwung. Zum kleinen Intermarché Ledere gesellte sich bald einmal der Monoprix mit einem reichhaltigen Angebot. Dankbar behändigten wir den bislang unbekanntes Mais, die Hafer flocken, den braunen Zucker, den Schlagrahm und essbare Biscuits; ja, auch Konserven mit zwei oder dreisprachigen Etiketten standen in den Gestellen; die EG hielt im Midi Einzug!

Schritt für Schritt wurde das Telefon automatisiert. Die erste Direktwahl nach der Schweiz mutete uns wie ein Wunder an, nachdem man vorher auf eine Verbindung via Zentrale oft stundenlang hatte warten müssen.

Die Rue de la République bekam nach und nach ein modernes Gesicht. Gepflegte Schaufensterauslagen waren keine Seltenheit mehr. Wenn auch die angebotenen Waren sich dem europäischen Standard annäherten, blieb punkto Ersatzteile alles beim Alten. Solche waren kaum je aufzutreiben. •

Leider wurde die Cèze mit ihren Kaskaden vom Massen tourismus entdeckt. Die «normalen» und wilden Camper überschwemmen in den Sommermonaten mit ihren Transistoren beide Uferseiten; Hygiene wurde klein geschrieben, so dass die Lust am Baden demjenigen vergehen musste, der vom Wasser einen gewissen Reinigungseffekt erwartet.

In St. Michel selbst setzte ein fortschrittlich gesinnter Maire zwei Neuerungen durch. Im ganzen Dorf wurde die Kanalisation eingeführt und die Abwasser in eine Kläranlage geleitet, die bis heute in unserer Gegend Seltenheitswert besitzt. Um das rare Wasser zu schonen, installierte man Zähler, die es den Weinbauern verleiteten, tagelang ihre Fässer zu spülen.

In der Region wurde jedoch wenig getan, um auch Nicht-Automobilisten zu informieren. Wo, wann, welche Busse zirkulieren, wusste auch das «bureau de tourisme» nicht zu sagen. Das waren und blieben Insidergeheimnisse. Jeder Franzose besitzt einen Wagen. Warum also Bushaltestellen markieren oder Fahrpläne zum Verkauf anbieten?!

Aufs Ganze gesehen, überwogen aber die positiven Seiten, sodass wir uns im Midi allezeit wohl fühlten. Da gab es die herrliche Freiheit, ein Haus wie das unsrige ohne Bewilligung zu renovieren und umzumodeln. Jeder durfte sein eigener Architekt und Elektriker sein, natürlich auf eigene Verantwortung.

Es blieb auch die schöne Sitte, dort zuvorkommend und gut bedient zu werden, wo man als «client» eingeführt war. Und hatte man am richtigen Ort «des amis», war praktisch kein Ding unmöglich. Aber eines mussten wir Schweizer – meist mühsam – lernen; geduldig zu warten beim Coiffeur, in den Läden, im Restaurant. «Quick service» ist keine Tugend im Midi. Auch den von uns gewohnten Finish muss man vergessen können. Hauptsache ist «que ça marche». Wie und wie lange etwas funktioniert, ist nicht so wichtig. «Ce n'est pas grave» heisst die hierzulande stehende Redewendung.

Keulis wertvolle Aktivitäten führten nicht nur zu einer erstaunlich raschen Integration in Affoltern, sondern auch im Bezirk war sie bald keine Unbekannte mehr. In der Bezirksschulpflege schätzte man ihre offene Sprache; ihre mutigen Reden anlässlich von Examensschlussfeiern taten ein Übriges. Mit Leidenschaft oblag sie ihrer Besuchspflicht bei den Lehrkräften, half und kritisierte mit natürlicher Autorität. Auch an Elternabenden, zu denen sie als kompetente Mittlerin geladen wurde, nahm sie nach Möglichkeit teil. Als Vorstandsmitglied



der FdP Ortspartei wurde sie die unermüdliche Promoterin. Sie hatte Ideen, und es gelang ihr, zusammen mit Gleichgesinnten die Partei zu aktivieren. Die Anlässe waren meist gut besucht; man traf sich nicht nur, um politische Geschäfte zu beraten und diesbezügliche Beschlüsse zu fassen, sondern man pflegte auch die zwischenmenschlichen Kontakte und öffnete sich nach aussen. Im Rahmen der Ortsgruppe half sie mit, unter einigen FdP-Frauen den Samstags-Kaffee neu aufleben zu lassen. Dieses «Frauenkränzli» war jederzeit mobilisierbar, wenn es galt, für einen Parteianlass freiwillige Hilfskräfte einzusetzen. Es lag darum durchaus in der gleichen Linie, wenn Keuli als Mitglied der Kulturkommission der Gemeinde auch in diesem Gremium bald eine unentbehrliche Ratgeberin des Präsidenten wurde. In den stagnierenden reformierten Frauenverein, dessen Finanzen Keuli verwaltete, brachte sie zusammen mit der neuen energischen Präsidentin, Frau Margrit Studer, einen frischen Wind. Ihre Anregung, wöchentlich zu einem «Frauentreff» ins Café Seewadel einzuladen, um sich von kompetenter Seite über ein aktuelles Thema oder grundsätzliche Probleme orientieren zu lassen, fiel auf guten Boden. Keuli konnte dank ihrer und meiner Beziehungen beste Referentinnen und Referenten heranziehen. Auch in dieser Sache versiegten ihre Ideen nie.

Offen gestanden war ich sehr glücklich darüber, dass meine Gattin – wie man auf Schweizerdeutsch sagt – ihren «Rank» so grossartig gefunden hatte, hielt mich doch das Stuhlmeisteramt mit seinen vielfältigen Pflichten sehr in Atem. Da waren Kandidaten, die sich meldeten oder von den Brüdern vorgeschlagen wurden, in einem ein- bis zweistündigen Gespräch unter vier Augen auf ihre charakterliche Eignung hin zu prüfen und über unser Logenleben zu orientieren. Da der Meister vom Stuhl über die Kompetenz verfügte, nach eigenem Ermessen eine Abweisung auszusprechen oder aber die Kandidaten an die Prüfungskommission weiterzugeben, verlangten solche Gespräche den vollen Einsatz meiner Person. Im Laufe meiner vier Amtsjahre habe ich drei Kandidaten abgewiesen und einen zurückgestellt. Andererseits freute ich mich ganz besonders darüber, zwei Kollegen von

der Hohen Promenade und einen Historiker, der in Aarau zu meinen Schülern gezählt hatte, aufzunehmen. Nicht minder beglückte mich die grosse Zahl relativ junger Bewerber. Die «Modestia» erlebte unter meiner Hammerführung die schon lange fällige Blutauffrischung.

Mein Amt führte mich oft auf Reisen. Logen in Schaffhausen, Luzern, Davos riefen mich zu Vorträgen über esoterische Themen. Viel weilte ich in Konstanz, wo die dortige Perfektionsloge mich zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hatte. Als Meister vom Stuhl vertrat ich die «Modestia» in der ganzen Schweiz, wo immer eine Bruderloge ein Jubiläum in festlichem Rahmen beging. In diesem Zusammenhang ist auch die für den Stuhlmeister obligatorische Teilnahme an den Grosslogen-Tagungen zu erwähnen, zu denen die Ehegattinnen, mit besonderem Programm, erfreulicherweise ebenfalls geladen waren.

Eine nicht leichte Bürde brachten die Abdankungen verstorbener Brüder, besonders wenn eine maurerische Bestattung gewünscht wurde. Der Meister vom Stuhl hatte das Recht und die Pflicht, den im Archiv aufbewahrten Briefumschlag zu öffnen, in welchem der Verstorbene seinerzeit in der «Kammer des stillen Nachdenkens» seine persönlichsten Gedanken niedergelegt hatte. Diese dienten als Grundlage für die Würdigung des Bruders, zusammen mit seinen Arbeiten, die er während seiner maurerischen Laufbahn verfasst hatte.

Viel Arbeit brachten mir im Jahre 1979 die Organisation einer Lessing-Gedenkfeier mit dem Schauspieler Peter Ehrlich auf dem Lindenhof und die Durchführung eines Orientierungsabends für Aussenstehende, eine Aufgabe, die ich als Vorsitzender der Stuhlmeisterkonferenz aller Zürcher Logen in deren Namen und Auftrag zu realisieren hatte.

Die maurerische und schulische Beanspruchung – ich hatte erneut die Kustodie des Fachkreises Geschichte übernehmen müssen – erforderte viel Zeit und Kraft. Darum war ich froh, dass sich die Gelegenheit bot, meine Mutter 1979 von Bern nach Zürich zu dislozieren. Das Altersheim «Jolimont» hatte nicht nur den an sich hohen Pensionspreis regelmässig aufgestockt, sondern während

der Weihnachtstage 1978 vordemonstriert, dass im Falle von Pflegebedürftigkeit kein hauseigenes Personal zur Verfügung stand. Da die «Modestia» mit dem Heim «Perla», wie früher erwähnt, verbunden war, entschloss ich mich, für meine Mutter im renovierten Flügel des Hauses ein Zimmer zu belegen. Mit Esther Graf zusammen packte ich an einem Mittwoch Nachmittag in Bern Mutters Habseligkeiten und brachte am Donnerstag Grämi nach Afoltern, wo Keuli sie betreute, währenddem ich in der «Perla» die eintreffenden Möbel aufstellte, die Schubladen und Kästen einräumte, den TV anschliessen liess und Grämis Lieblingsbilder an die Wand hängte. Noch am gleichen Abend brachte ich meine Mutter in ihr neues Appartement. Somit war es mir nun endlich möglich, Grämi in meinen Zwischenstunden oder über Mittag regelmässig zu besuchen, lag doch die «Perla» sowohl an der Busais auch an der Tramlinie, die unser Schulhaus mit dem Heim verband.

Dass wir den Mut hatten, nebenher, sozusagen mit der linken Hand, in den Ferien wichtige Projekte zu realisieren, scheint rückblickend geradezu Vermessenheit gewesen zu sein. Aber die Vision vom Endzustand unseres Hauses in St. Michel beflügelte uns. Bauen in St. Michel war und blieb schöpferisches Tun. So konstruierten Urs Fricker und ich in gemeinsamer Arbeit im Frühling 1979 einen zweiten Treppenaufgang, der das Atrium von aussen her erschliessen sollte. Nach der glücklichen Vollendung des Werkes lud ich Urs zu einer Fahrt ein, die uns über Venasque – Senanque nach Gordes zum Vasarely-Museum brachte. Das feudale Essen in Gordes war der verdiente Lohn für Mühe und Arbeit.

Noch vor meiner Rückreise hatte ich einen Rutengänger kommen lassen, der mir versicherte, dass sich unweit des Eingangstores auf meinem Terrain in einer Tiefe von 30 Metern eine grosse «nappe» befinde, die anzubohren sich lohnen würde. Ich gab ihm den Auftrag dazu, da die jeden Sommer auftretende Wasserknappheit nicht nur ärgerlich war, sondern die Bewässerung des Gartens zur Gewissensfrage machte. In einem Brief, begleitet von der Rechnung, teilte mir etwas später der «Ingénieur» mit, dass

die «Forage» erfolgt und das Wasser, wie vorausgesagt, gefunden worden sei.

Als Keuli und ich am 14. Juli nachts um 02.00 Uhr in St. Michel eintrafen, trauten wir unseren Augen kaum: das Gittertor war nur eine Spalte weit zu öffnen. Im ganzen Hof leuchtete im Licht der Scheinwerfer eine breiige, weissliche Masse aus Sand und Mergel vermischt – knöcheltief! Es war dies der Aushub, den der «Ingénieur» uns grosszügig hinterlassen hatte. Es blieb uns nichts anderes übrig, als Seiltänzer gleich die Treppe zu gewinnen. An den zwei folgenden Tagen befreite ich den Hof vom schweren Brei. Da Maurer Larrègle, wie gewohnt, zu spät erschien, war die Bahn für ihn frei, und der Ausbau unseres Schlafzimmers konnte beginnen. Die alten, verwurmtten Balken wurden herausgerissen, die Löcher allenthalben verstopft, die Wände verputzt und eine Öffnung für die «porte anglaise» gegen das Atrium hin herausgebrochen. Wie war ich stolz: die neue Treppe bestand ihre Feuerprobe bestens!

In letzter Minute entschloss ich mich, auch eine Türöffnung zum sogenannten grünen Zimmer schlagen zu lassen. Vor meinem geistigen Auge sah ich bereits ein künftiges Badezimmer dort installiert. Die Arbeiten zogen sich aber nicht nur deshalb in die Länge. Meister Larrègle hatte – Welch geniale Idee! – seinen Camion in die Revision gegeben. Zudem setzte uns allen die Hitze zu. Das Thermometer zeigte Tag für Tag im Schatten 35 – 36 Grad, an der Sonne 50 Grad. Glücklicherweise hatte St. Michel eine Epicerie bekommen. Sie war unsere Rettung. Literweise bezogen wir dort für Larrègles Arbeiter Bier und für uns und den Meister Mineralwasser. Nur einmal war es uns vergönnt, dem Bauplatz, den wir nach Feierabend regelmässig säuberten und aufräumten, zu entrinnen. Ursula und Robert Hegetschweiler luden uns in das feudale Restaurant «Hlèly-Lucullus» in Avignon ein, das uns unser Landsmann Zollinger sehr empfohlen hatte. Da wir keine «clients» waren, hatte man uns gewissermassen zwischen Tür und Angel einen Tisch freigehalten. Es gab nur ein Einheitsmenü in der Preislage von 38 Schweizerfranken. Flaschenweine wurden für 76 Schweizerfranken an aufwärts angebo-

ten. Die Portionen waren derart klein, dass Robert seinen «riz de veau» als eine Art «Versucher li» interpretierte. Kurz, es war ein Erlebnis, das nach keiner Wiederholung rief.

Zwei Tage vor unserer Rückreise war das Schlafzimmer fertig geworden. Aber vor der Kellertür lagen noch die 3,5 Tonnen schweren Elemente des Cheminées, das im Zentralraum seinen Platz finden sollte. Mit Galgenhumor wurde dieser ausgeräumt, und von da an lebten wir wie auf einem Campingplatz im Kübelsystem. Wir starren vor Dreck. Eau de Cologne in hohen Dosierungen ersetzte das fehlende Wasser. Man stelle sich den Staub und den Russ vor, die Küche und Zentralraum erfüllten, als das alte Cheminée herausgerissen wurde! Dann galt es, auf dem Dach via Zimmer im 1. Stock einen neuen Kamin aufzumauern, und schliesslich konnten die schweren Blöcke, nachdem Larrègle das Kellergewölbe vorsichtigerweise mit einem zusätzlichen Aufbau gestützt hatte, zum stolzen Cheminée zusammengefügt werden. Mit der Warmluftapparatur hatte Larrègle seine liebe Mühe. Das Lesen eines Planes war durchaus nicht seine Stärke, und bis zuletzt zitterten sowohl er wie wir, ob das Cheminée funktionieren würde oder nicht. Am Samstag, dem 18. August, half Frau Larrègle beim Hausputz tapfer mit. Um 20.30 Uhr gab Larrègle den letzten Streich. Wir schichteten Bauholz auf und entzündeten das Feuer. Ein Siegerlächeln verbreitete sich auf Larrègles Gesicht: das Cheminée funktionierte! Wir brieten «escalopes» für uns vier. Dieses Nachtessen hatten wir wahrhaftig alle verdient! Um 22.00 Uhr schüttelten wir Madame und Monsieur Larrègle dankbar die Hand. Nachdem sie gegangen waren, fielen wir todmüde auf die Betten – leider nur für kurze Zeit! Denn am Sonntag morgens früh packten wir zusammen und fuhren via Bern, wo wir Grämi im «Jolimont» besuchten, nach Affoltern. Wir meldeten Lotti und This unsere Ankunft sofort; This feierte ja seinen Geburtstag, zu dem wir gratulieren wollten. Die beiden fragten uns schüchtern an, ob ein Besuch in Affoltern nicht möglich wäre. Lottis Eltern befänden sich in Knonau und möchten uns gerne begrüßen. Wer hätte da nein sagen dürfen! Wir kamen ja aus den Ferien!!

Frisch «ausgeruht», wie wir waren, realisierte ich in der ersten Schulwoche gleich noch die oben beschriebene Übersiedelung meiner Mutter in die «Perla» nach Zürich, und am 31. August hielt ich anlässlich des Jubiläums des Brockenhauses in der «Meise» in Zürich im Beisein des Stadtpräsidenten und kantonalen Honoratioren als Meister vom Stuhl eine mit vielen historischen Reminiszenzen gespickte Ansprache, hatte doch die «Modestia» seinerzeit diese segensreiche Institution, die jährlich rund 200'000 Franken für wohltätige Zwecke ausschütten kann, ins Leben gerufen.

Ob ein Mensch seinem Schicksal entrinnen kann, ist eine uralte Frage. Niemand vermag sie schlüssig zu beantworten. Darum wäre es müssig, darüber nachzagrübeln, ob die Netzhaut von Keulis linkem Auge heil geblieben wäre, wenn wir uns zu geruhsameren Sommerferien entschlossen hätten. Tatsache ist, dass ohne ersichtlichen Grund am 6. September 1979 Keuli einen schwarzen Fleck im Auge konstatierte, der zwar wieder verschwand. Es war Donnerstag. Augenarzt Gnädinger hatte keine Sprechstunde. So brachte ich Keuli ohne Einweisungsverfügung direkt ins Universitätsspital nach Zürich. Dort fielen wir in die Arme einer sturen Bürokratie. Es half uns nichts, dass Keulis Dossier bei Prof. Klötl lag. Wir mussten in der Poliklinik warten. Die erste Untersuchung erfolgte durch einen jungen Assistenzarzt, der nichts Ausserordentliches feststellen zu können glaubte, aber doch sich nicht ganz sicher fühlte. Ein zweiter Arzt vermutete einen kleinen Riss in der Netzhaut und hielt deshalb den Beizug des Oberarztes für angezeigt. Dieser stellte 10 Minuten vor Mittag einen solchen fest. Er entliess uns mit dem Bescheid, dass an diesem Nachmittag nichts zu machen sei, da praktisch das ganze Spital am Personalausflug teilnehme. Man werde uns aber benachrichtigen, was denn auch geschah. Auf Freitagnachmittag war eine Konsultation bei Prof. Klöti vereinbart. Nach stundenlangem Warten – Keuli befand sich am Ende ihrer Nervenkraft – wurde sie vorgelassen. Prof. Klötis Urteil lautete: «Es muss am Montagmorgen operiert werden, da ich nachher ins Ausland verreise. Treten Sie deshalb morgen bei uns ein.» Als wir

am Samstag im Aufnahmebüro vorsprachen, zeigte sich die Schwester nicht sehr erbaut. «Ein Spitaleintritt am Samstag? Was soll denn das?»

Die Operation verlief ohne Komplikationen. Am 18. September konnte Plüdi, die zufällig in der Schweiz war, Keuli nach Afoltern holen. Die Hauspflege stellte uns in der Person von Frau Steffen eine tüchtige Hilfe zur Verfügung. Die Augenkontrolle vom 4. Oktober wurde von Frau Dr. Roman vorgenommen, einer menschlich liebenswürdigen Ärztin, die noch heute unser Vertrauen besitzt. Von einer Geburtstagsfeier, wie sie Keuli für den 9. Oktober zu ihrem 60. Wiegenfest ursprünglich geplant hatte – sie wollte alle ihre Freundinnen ins Bahnhofbuffet Zürich einladen – konnte nun nicht mehr die Rede sein. Statt dessen feierten wir zusammen mit Lotti und This Ende Monat in bescheidenem Rahmen ein kleines Fest. Wir waren dankbar, dass der Eingriff erfolgreich verlaufen war, dankbar auch dafür, dass Keuli sich relativ rasch erholte. Noch vom Krankenlager aus hatte sie die Frauentreffs organisiert, und im November konnten die FdP-Damen Keuli zum Frauenkaffee begrüßen.

Weihnachten sah uns alle vereint in Knonau: Grämi Ley, Erika und mich, Lotti und This, Christian und Barbara, Philipp, Carsten und Sophie.

So endete 1979 nach dem unerwarteten Dämpfer mit neuem Hoffnungsschimmer.

1980 übte der komfortabel gewordene «Zodiaque» in St. Michel grosse Anziehungskraft aus. In die Frühlingsferien begleitete uns Martin Züst, der Gymnasiast. Sein Eintrag ins Gästebuch sei hier wortgetreu zitiert; «Zweieinhalb Wochen durfte ich bei fast immer schönem Wetter mit Gotte und Götti in dieser malerischen Landschaft verbringen. Dabei lernte ich auf Velotouren, Bus- und Porschefahrten die französische Landschaft, bei Besuchen aber auch französische Familien und hier in St. Michel das Dorfleben in Frankreich kennen. Zu den Höhepunkten dieser einzigartigen Ferien zählten: der Besuch der Aven d'Orgnac, der Rundgang durch ein stilgerecht renoviertes, mit allem Komfort ausgerüstetes Schloss in Masmolène, ein echt französisches Es-

sen bei Larrègle (6 Gänge vom Kaviar über Spargeln, graue Gans, Käse und ausgezeichnete Glacétorte zum Champagner) und natürlich die Heimfahrt von morgen im Porsche. Die restliche Zeit vertrieb ich mir mit Lesen, Fotografieren sowie Malen und etwas Jäten.»

Auch Wisle und Karl, der einen 3-monatigen Urlaub geniessen konnte, kehrten bei uns ein.

Im Sommer besuchte uns Göttibub Urs Fricker mit seiner Freundin Sus. Die beiden kamen bei strömendem Regen in Badehosen zu uns. In den vier Tagen ihres Hierseins gab es lange Gespräche an den Abenden, Gespräche, die in Sus den Entschluss reifen liessen, ihre Verlobung mit Urs aufzulösen.

Kaum waren die beiden abgereist, erschienen Lotti und Gottfried Hochstrasser mit Tochter Regula für 8 Tage.

Am 18. Juli tauchte Otto Varga auf, um uns das Geständnis zu machen, in Cornillon ein Haus gekauft zu haben.

Am 24. Juli überfiel uns Franziska Cramer mit ihrem neuen Freund Markus.

Drei Tage später waren Robert und Ursula Hegetschweiler unsere lieben Gäste.

Parallel zu diesen Besuchen gingen im «Zodiaque» der Elektriker Coste und der Plombier Jean-Marie Beissier aus und ein. Coste montierte den Boiler und den «ballon» im Keller und erneuerte die veraltete Installation im Zentralraum. Jean-Marie montierte die Pumpe in unserem 30 Meter tiefen Bohrloch und schloss unser Badezimmer an die eigene Wasserversorgung an. Gottfried Hochstrasser half mir, den Boden im neuen Badezimmer zu Isolieren und im alten eine solide Decke zu konstruieren. Parallel malte Keuli eine «vue de St. Michel» in zwei Exemplaren. Eines wurde der «Mairie» zum Geschenk gemacht, wo es noch heute zu sehen ist; das andere ziert unseren Living.

Im Herbst begingen Keuli und ich am 9. Oktober im Château de Coulorgues den 61. Geburtstag meiner Gattin – nicht ganz unbeschwert. Denn – davon wusste ausser Robert Hegetschweiler niemand etwas – seit geraumer Zeit hatte ich gesundheitlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Untersuchung durch Prof. Mayor



(Urolog. Abteilung des Universitätsspitals Zürich) im vergangenen Februar hatte mit der Konklusion geendet, dass eine Prostate-Operation unumgänglich sei. Sie sollte in den Frühlingferien vorgenommen werden. Die Perspektive eines Spitalaufenthaltes belastete mich. Deshalb hatte ich in dieser Sache auch Dr. Bullet konsultiert. Dieser plädierte für eine Behandlung mit homöopathischen Medikamenten. In die gleiche Richtung zielte auch ein Gespräch mit einem Logenfreund aus der ärztlichen Zunft. Er meinte, in einigen Jahren werde man soweit sein, dass nur noch lokal anästhesiert werden müsse.

Damit waren jedoch nicht alle meine Probleme gelöst. Ab Mai 1980 überfiel mich immer häufiger eine bleierne Müdigkeit. Nach dem üblichen bescheidenen Lunch, den ich meist im Lehrerzimmer zu mir nahm, übermannte mich oft ein todähnlicher Schlaf, der mich keineswegs erquickte. Manchmal sah ich mich genötigt, in den Zwischenstunden im Sanitätszimmer Erholung zu suchen. Richtig alarmiert wurde ich erstmals durch die Feststellung, dass mir nach einem Schlaf im Lehrerzimmer meine Beine nicht mehr gehorchten. Seelisch und körperlich war ich erschöpft. So entschloss ich mich, im Juni den Psychiater Dr. Maurer aufzusuchen. Nach einigen Konsultationen meinte er: «Ihr Nervensystem ist zerrüttet. Sie haben keine Reserven mehr. Sie sollten auf Ende Quartal aus dem Schuldienst austreten.» Aus verschiedenen Gründen – persönlichen und schulischen – schien mir die zugestandene Frist zu kurz. Ich schlug Dr. Maurer vor, in seinem Arztbericht zuhanden der Schulleitung meinen Rücktritt auf Ende Schuljahr vorzusehen. «Ich tue es auf Ihre Verantwortung», antwortete er kurz.

Die Beamtenversicherungskasse bot mich nach den Sommerferien zur Untersuchung bei ihrem Vertrauensarzt auf. Ich lehnte den Allgemeinpraktiker jedoch ab und ersuchte um Zuweisung zu einem Spezialarzt. Dr. Eberle unterzog mich einer eingehenden Prüfung. Insgesamt waren es 12 Sitzungen. Am ersten Tag nach den Herbstferien – es war der 20. Oktober – zog er seine Schlüsse; «Ich muss den Bericht von Dr. Maurer voll und ganz bestätigen. Er schlägt vor, dass Sie auf Ende Schuljahr Ihre Lehrtätigkeit

einstellen sollten. Noch besser wäre es, Sie würden dies sofort tun. Ob sich Ihr Nervensystem je wieder erholen wird, ist fraglich.»

Meine Demission reichte ich auf Ende Schuljahr ein. Obwohl Dr. Eberles Bescheid erst am 20. Oktober erfolgte, hatte ich bereits am 22. September unser Haus an der Tannrütistrasse Herrn Tauss mit Datum 1. März 1981 verkauft. Auch den Kaufvertrag für einen Renault 5, lieferbar auf 1. Januar 1981, hatte ich in Frankreich unterschrieben, denn mir war völlig klar geworden, dass ich so oder so nicht hätte weitermachen können. Niemand – weder in der Loge, noch im Schulhaus – merkte, welche Anstrengung es mich kostete, durchzuhalten.

Nachdem Dr. Eberles Entscheidung gefallen war, begannen wir unsere definitive Übersiedelung nach Frankreich vorzubereiten. Wir verkauften den Salon Louis XV an Fred Furrer, das Studierzimmer (holländische Renaissance) an den Juristen Dr. Brem. Vieles verschenkten wir. Auch die Grobabfuhr in Affoltern wurde von uns stark strapaziert.

Am 20. Dezember trafen Barbara, Christian und Carsten in Kloten ein. Zwei Tage später fuhren sie mit unserem Saab nach St. Michel, um das Haus vorzuwärmen. Sie holten uns am 24. Dezember am Bahnhof in Avignon ab und bereiteten uns im weihnachtlich geschmückten Haus einen lieben Empfang. Ich zitiere wortgetreu Christians Eintrag im Gästebuch: «Auf unsere Veranlassung feierten E und Roger zum ersten Mal seit Hauskauf Weihnachten in St. Michel. Zwei Wände im Living wurden weiss gestrichen, Eysseric räumten wir aus, erleichterten E's Kleider- und Geschirrschrank, zügelten Möbel, Teppiche und Firlefanz. Der Renault 5 wurde nach Anlaufschwierigkeiten abgeholt, ein «four» und ein Rechaud (Scholtes) wurden angeschafft und montiert – betriebsklar gemacht. Roger schnitt die Weintraube und sägte Holz, das wir zum Verheizen gleich gebrauchten, um auf 23 Grad in der Wohnküche zu kommen, also dem Standard von Affoltern angepasst» Trotz der vielen «harten» Arbeit fanden wir aber auch für Musse Zeit. Bei gutem Essen daheim und in der «Florence», bei vielen Flaschen Wein, führten wir viele Gespräch über die Zukunft des

Pensionisten-Ehepaares Ley. Carsten fühlte sich im «Zodiaque» sehr wohl. Er scheint ganz glücklich zu sein, ist gern mit uns und den Grandparents zusammen.»

### Als Retraités in Frankreich 1981 – 1983

Die beiden Ärzte, Dr. Maurer und Dr. Eberle, hatten recht behalten: ich hätte mich tatsächlich im Sommer 1980 frühpensionieren lassen sollen. Die Weihnachtsferien 1980 in St. Michel mit unseren Kindern zusammen waren alles in allem genommen doch anstrengend gewesen. Kaum hatte das Quartal eingesetzt, befahl mich eine heftige Grippe. Eine Woche lang musste ich das Bett hüten. Leider bescherte mir der Monat Februar einen Rückfall, begleitet von Harnverhaltung. Für Rektor Hegetschweiler war die Situation nunmehr absolut klar. Er errichtete eine Stellvertretung. Einerseits war ich darüber nicht unglücklich, andererseits hätte ich lieber weniger abrupt einen Schlusspunkt unter meine Tätigkeit gesetzt. Der Entscheid des Rektors erwies sich jedoch als richtig. Jede noch so kleine Anstrengung nach diesem Rückfall wurde mit einem Schweissausbruch, der sich über den ganzen Körper ausbreitete, quittiert.

Somit hatte Keuli die partielle Übersiedelung nach der 3-Zimmerwohnung in Hedingen, die wir im elterlichen Block, der in den Besitz von Plüdi und Jürg übergegangen war, gemietet hatten, am 4. März 1981, ohne mich zu organisieren. Die Leitung der «Modestia» übernahm bis zur Generalversammlung mein Vorgänger. Für das 1. Quartal bis zum Sommerjohanni hatte man meinem designierten Nachfolger die Führung der Loge Überbunden.

Ich selber half, so gut es ging, Keuli und Frau Aeberli beim Verpacken unserer Siebensachen, denn es war mit dem internationalen Transportgeschäft vereinbart worden, dass unser Umzugsgut mit Bestimmung St. Michel bereits am 13. März verladen werden sollte. Am 15. März reiste ich mit der Bahn nach Avignon, wo mich Robert Beissier erwartete. Mit Hilfe von Frau Larregie tätigte ich in unserem Haus die Vorbereitungen, so dass unsere Möbel, die am frühen Morgen des 17. März eintrafen, in den blitzblank geputzten Räumen an den für sie bestimmten. Platz gestellt werden konnten. Frau Larregie griff erfreulicherweise sehr energisch zu, packte das Wichtigste aus, richtete die Betten und räumte Kästen und Schubladen ein. Am Abend sank ich

todmüde in die Federn, obwohl ich «nur» Anordnungen erteilt und alles überwacht hatte. Am 18. brachte mich die Bahn nach Bedingen zurück. In der Zwischenzeit hatte Keuli zusammen mit Frau Aeberli unser Haus an der Tannrütistrasse auf Hochglanz gebracht und im Laufe desselben 18. März der Familie Tauss übergeben.

Wir beide trafen uns – völlig erschöpft – am Abend in Bedingen. Einen Tag später wurde der Verkauf des Hauses auf dem Notariat Affoltern beurkundet. Nach 8 Tagen, die der Erholung und dem Abschiednehmen gewidmet waren, reisten Keuli und ich mit der Bahn endgültig in Frankreich ein. Ein Taxi brachte uns nach St. Michel, wo meine Ehegattin aus dem Staunen über das schöne neue Zuhause fast nicht herauskam. Doch viel Musse blieb uns nicht. Schon am 31. März erschien Urs Fricker, für dessen tatkräftige Mithilfe wir sehr froh waren. Die Renovation von Küche und Bad wurde in Angriff genommen, um sie auf schweizerischen Standard zu bringen. Denn: was für ein Ferienhaus recht ist, kann für ein definitives Domizil nicht unbedingt billig sein.

Am 6. Juni fand in unserem Dorf eine Ausstellung, organisiert von der «Animation Cèze», statt. Keuli war mit einigen Bildern vertreten. Vermutlich als Folge davon bat unser Maire im Oktober desselben Jahres die Künstlerin, ihm bei der Erneuerung der Mairie als Ratgeberin zur Seite zu stehen.

Einen Tag nach der erwähnten Ausstellung kehrten wir in die Schweiz zurück, erstmals mit unserem Renault 5 mit französischen Nummernschildern. Die Nachricht, meine Mutter sei im eigenen Zimmer gefallen und habe mit einem Oberschenkelhalsbruch in das Spital Neumünster auf Zollikerberg eingeliefert werden müssen, hatte den sofortigen Aufbruch erfordert.

Glücklicherweise lautete der Bericht des Arztes in der Folge positiv. Nur beklagte sich das Personal darüber, dass meine Mutter gar keine Initiative zeige. Wir stellten anlässlich unserer Besuche tatsächlich fest, dass die Patientin sich gern im Rollstuhl ins Freie fahren liess, aber sich weigerte, Gehversuche zu machen. Es stellte sich dann heraus, dass die Nägel

beinabwärts gewandert waren, so dass ein zweiter Eingriff notwendig wurde mit dem Ergebnis, dass der Arzt uns empfahl, das Zimmer in der «Perla» zu kündigen, da meine Mutter aller Voraussicht nach pflegebedürftig bleiben werde. Die Sozialarbeiterin würde in diesem Fall für die Überführung in ein Pflegeheim besorgt sein. So packte ich denn Grämis Habseligkeiten in der «Perla» zusammen und bat den auf Zollikerberg wohnhaften Logenbruder Ernst Werffeli, meine Mutter in unserer Abwesenheit zu betreuen; er kam diesem Wunsch gerne nach. Am 21. Juni – am Sommerjohanni – wurde ich durch den sehr ehrwürdigen Grossmeister der «Alpina» aus Amt und Pflicht eines Meisters vom Stuhl der «Modestia cum Libertate» entlassen.

Eine Woche später waren wir zur Geburtstagsfeier von Gottfried Hochstrasse geladen. Der 50-jährige Jubilar hatte keine Geschenke gewünscht, die Gäste sollten jedoch in irgendeinem Kostüm erscheinen. So trat ich denn als Chopin auf, da ich Gottfried mit einem Walzer und einer Polonaise dieses Komponisten überraschen durfte. Keuli war als wunderschöne Biedermeierdame meine Partnerin am wohlgelungenen Fest. Man stelle sich das Erstaunen unserer Mitbewohner im Block Hedingen vor, als wir in solcher Aufmachung in unseren Renault stiegen!

Im Juli – wieder in St. Michel – besuchten uns Silvia Fricker und ihr Mann Martin; dann waren Lore und Hans Fricker unsere Gäste für gute 10 Tage und schliesslich machte Kollege Kurt Spillmann einen kurzen «Ausflipper» von seinen ihn bedrängenden Pflichten nach St. Michel.

Ein telefonischer Anruf unserer Weltumsegler aus Spanien brachte uns erneut auf Touren. Christian und Barbara meldeten ihre glückliche Ankunft in Bayona bei Vigo und wünschten vor ihrer Atlantiküberquerung, uns dort zu treffen. Solche Wünsche sind bekanntlich Befehle. Am Abend des 31. August waren Keuli und ich erstmals Gäste des Rotaryclubs von Bagnols im Chateau de Coulorgues. Am andern Morgen reisten wir um 06.00 Uhr mit Ziel Bayona von St-Michel ab. Unsere Route führte via Carcassonne nach Toulouse, Auch, Biarritz, wobei wir ein uns unbekanntes Stück Frankreich entdeckten. Von San Sebastian aus brachte uns

der Renault 5 über Bilbao nach Santillana, wo leider die Höhlenmalereien dem Publikum nicht mehr zugänglich sind. Im stolzen Parador blieb am frühen Morgen mein Reisepass in des Concierge's Schublade liegen; erst in Bayona wurden wir dieser unangenehmen Überraschung inne. Christian und Carsten erwarteten uns um 19.00 Uhr im Hafenrevier. Nach rund 11-stündlger, ununterbrochener, mühsamer Fahrerei bezogen wir todmüde unsere Unterkunft.

Das Zusammensein mit unseren Seglern genossen wir sehr, wenn auch der Gedanke an die bevorstehende lange Trennung diese 4 Ferientage überschattete. Eine Eisenbahnfahrt von Vigo nach Santiago de Compostela lohnte sich nach einstimmigem Urteil der ganzen Familie nicht. Der historisch so bedeutsame mittelalterliche Wallfahrtsort wirkte auf uns museal. Der «Genius loci» berührte uns nicht.

Die Rückreise nach St. Michel führte uns nochmals nach Santillana, wo wir den vermissten Pass abholten. Dann aber entschieden wir uns in Bilbao, die Autobahn nach Barcelona zu wählen, eine sehr verkehrsarme, durch einsame Landschaft führende Strasse, die die lange Fahrt zu einem echten Genuss werden liess. Da wir relativ rasch vorwärtsgekommen waren, zweigten wir, in Frankreich angelangt, nach Collioure ab, um endlich einen lang gehegten Traum wahr zu machen. Unsere Enttäuschung war gross. Statt des verträumten, romantischen Dörfchens trafen wir auf touristischen Hochbetrieb mit all seinen üblen Nebenerscheinungen.

Drei Tage nach unserer Heimkehr besuchte uns Plüdi für 5 Tage; ihr folgte Henny Pfeiffer auf dem Fuss, und am 4. Oktober erschienen Lotti und This mit den beiden Kindern bei uns. Für uns alle waren dies die ersten gemeinsamen Ferien im freiwillig gewählten Exil, ein einzigartiges Erlebnis, für Grosseltern, Eltern und Kinder. Gleichzeitig besuchten uns liebe Freunde: Walter von Ins, Oskar Mathys und Hegetschweilers.

Keulis 62. Geburtstag wurde im «Hotel du Commerce» in Goudargues begangen.

Am 16. Oktober schaute Otto Varga bei uns herein, und zwei Tage später stellte uns Heiner Müller seine neue Freundin Edyt Glauser vor; ihnen folgten Hedi und Charles Hummel.

Wiederum kann man nur seiner Verwunderung Ausdruck geben, dass die allzeit ihre Gäste verwöhnende Hausfrau die Musse fand, zwei Bilder von St-André de Roquepertuis zu kreieren.

Doch die Zeit drängte. So rasch wie möglich reisten wir in die Schweiz zurück. Die Nachrichten über den Gesundheitszustand meiner Mutter, die mittlerweile ins Pflegeheim «Bethesda» ob Küsnacht verlegt worden war, lauteten nicht sehr ermutigend. Als wir sie aufsuchten, sah ich sofort, dass sie Streifungen erlitten haben musste. Sie reagierte kaum auf unsere Fragen, sondern döste dauernd vor sich hin. Regelmässig fuhr ich von Hedingen mit Bahn, Tram und Bus nach dem Pflegeheim, ohne dass ich eine wesentliche Änderung des Zustandes wahrnehmen konnte. Die sie betreuenden Schwestern gaben sich optimistisch. Der Arzt äusserte sich unverbindlich. Einen Tag vor ihrem Tod war meine Mutter – fast hätte ich gesagt: – «präsent». Sie drückte mir, als ich mich verabschiedete, spürbar die Hand und stammelte ein kaum hörbares «Tschau». Die Kremation erfolgte in Zürich ohne unsere Anwesenheit. Die Urnenbeisetzung, zu der wir ihre Verwandten und Bekannten geladen hatten, fand am 16. Dezember in Bern statt. Ihre Asche ruht neben derjenigen ihres Lebensgefährten auf dem Schosshaldenfriedhof. An der Abschiedsfeier sprach mein Freund Pfarrer Paul Huber. Erlesene Musik umrahmte seine tröstlichen Worte.

Es mag für einen Aussenstehenden nicht einfach sein, die Motive zu erkennen, die uns 1981 bestimmt hatten, den Schwerpunkt unserer Existenz nach Frankreich zu verlegen. Vielleicht waren diese uns selbst nicht bis ins letzte klar. Vieles spielte zusammen. Das Leben selbst hatte einen Faden gewoben, der schliesslich nach St-Michel führte. Sicher war die Sehnsucht nach den Düften der Provence mit bestimmend, der Widerwille auch, die tristen, nebligen November- und Februartage im schweizerischen Mittelland erdulden zu sollen. Für Keuli mögen das klare Licht und die Farben des Südens, für mich die wohlige



Wärme eine Rolle gespielt haben. Zu erwähnen ist auch das Erlebnis der Natur. In dieser Intensität und Unmittelbarkeit, wie es nur im Süden anzutreffen ist, wurde es uns mehr und mehr zu einem lebensnotwendigen Element; ja, selbst das Ausgeliefertsein an Naturgewalten wie Sturm, sintflutartige Regenfälle und brüllende Gewitter schreckte uns nicht. Darüber hinaus beeindruckten uns die Lebensart, der andere Rhythmus, die Abneigung der Franzosen dem Quick-Food gegenüber, die Weite des weniger dicht besiedelten Landes. Doch nicht zuletzt lockte die Möglichkeit, eine in der perfekten Schweiz und im komfortablen Afoltemerhaus zum Schweigen verurteilte Seite unseres Wesens erblühen zu lassen. Das beglückende Gefühl, sein Daheim mit den eigenen Händen und nach eigenen Ideen zu formen, zu modellieren, organisch wachsen zu lassen – das war nur in St. Michel zu finden. Darum empfanden wir die vielen Inkommoditäten, die das über die Jahre sich hinziehende Bauen mit sich brachte, nicht als Fron, auch wenn uns wegen mancherlei Unzulänglichkeiten, von denen noch die Rede sein wird, der Geduldsfaden oft zu reissen drohte.

In der Rückschau umspielt das Jahr 1982 ein besonderer Glanz, konnten doch unsere kreativen Kräfte sich in schönster Weise entfalten. Zunächst ist der Umbau eines halb zerfallenen Nebenhauses erfolgt. Dieses sollte unseren Kindern und lieben Gästen als Unterkunft dienen. Parallel dazu begann ich ein Badezimmer II – von unserem Schlafzimmer aus bequem erreichbar – einzurichten. Ich setzte meinen Stolz darein, abgesehen von den sanitären Installationen alles selbst zu machen. Anschliessend renovierte ich den Zentralraum und schliesslich das Zimmer im 1. Stock, das ein Jahr zuvor der Maurer Larregie mit einem Verputz versehen hatte, der nach wenigen Tagen von den Wänden und der Zimmerdecke abzublättern begann.

Das alles liest sich schnell und leicht. Nur ein Insider kann ermessen, wieviele Arbeitsstunden investiert wurden, wieviele Gänge erforderlich waren, um die nötigen Materialien zu bestellen oder selber abzuholen, wie oft wir vergeblich auf angeforderte Ware warteten, die nicht auf Termin geliefert wurde, wie

ärgerlich es war, wenn Maurer, Schreiner oder Installateur uns sitzen liessen. Nur ein Insider weiss, welche Menge von Staub, Bauschutt und Schmutz wir allabendlich zusammenräumten, zusammenwischten und zum Abfallhaufen trugen, ganz zu schweigen von dem «amüsanten» Rätselraten «wo ist was?», weil wir Möbel verstellt oder abgedeckt hatten, besonders in jenen Augenblicken, wenn unverhofft Besucher kamen und Keuli das Kunststück vollbringen musste – und sie konnte es!! –, sie zu bewirten und zu logieren, wie wenn wir über eine auf Hochglanz polierte Residenz hätten verfügen können.

Es dürfte nicht abwegig sein, an dieser Stelle – ausnahmsweise! – eine detaillierte Schilderung des «Otium cum dignitate» folgen zu lassen. Ohne uns mit dem zwangsexilierten Cicero vergleichen zu wollen, wäre doch für unserfe Nachfahren festzuhalten, dass im 20. Jahrhundert die Vokabel «Otium» für Retraités stark modifiziert werden müsste.

Ganz willkürlich sei als Beispiel der Monat März 1982 – also eine Periode vor dem Einsetzen des Besucherstroms – herausgegriffen. Parallel mit dem Umbau des Gästehauses, der von Zeit zu Zeit Probleme stellte, die ich mit dem Maurer Milesi gemeinsam lösen musste, liefen die Gartenarbeiten, denn es meldete sich der Frühling mit Macht. Die meiste Zeit jedoch widmete ich dem Badezimmer II. Ich legte neue elektrische Leitungen – alle unter Putz –, sanierte bei dieser Gelegenheit Anschlüsse im Keller und beschaffte Fayences, Handtuchstangen, Zahnbecherhalter, einen Toilettenkasten, kurz alle nötigen Badezimmer-Accessoires. Zwischenhinein hütete ich zusammen mit Guy Steinmayer die Rotary-Ausstellung «Médecine sans frontières» im Cave Place Mallet in Bagnols, reiste mit Keuli zweimal nach St-Cristol bei Ales, um die Bodenplatten für das Gästehaus zu holen, reparierte die Siporexwände im Badezimmer II (ausgipsen, abschmirgeln), verputzte diese oberhalb der künftigen Fayences mit Fibrin und setzte die Plinthes. Zwischenhinein erschien der Maire mit Sekretärin auf Stör in Sachen Einwohnerstatistik, An den Abenden korrigierten Keuli und ich Druckfahnen für das Rotary-Jahrbuch (Adressenverzeichnis).

Da «Comasud» eine falsche Tür für das Gästehaus geliefert hatte, war diese zu retournieren, und weil die neue trotz mehrmaler Reklamation nicht geliefert wurde, waren wir genötigt, in Pont St-Esprit eine solche im Eiltempo zu beschaffen. Dann galt es, die Fenster, die der Schreiner nach hiesiger Gepflogenheit ohne Scheiben geliefert hatte, nach Bagnols zum Glaser zu bringen und in einigen Tagen wieder abzuholen. Bei Plombier Beissier waren – wie gewohnt – mehrere Telefone und Besuche nötig, um ihn auf unseren Bauplatz zu locken, sollte er doch die Masse für Balkon- und Fenstergitter selber holen. Keuli korrespondierte mittlerweile mit einer Firma in Aachen, weil kein Baugeschäft in unserer Umgebung im Bilde war, mit welchem Material Glaswürfel zu befestigen wären. Ferner liess meine Gattin aus ganz Frankreich Prospekte kommen für eine Wendeltreppe, die im Gästehaus hätte montiert werden sollen. Irgendeinmal war auch wieder grosse Wäsche fällig. Selbst die Malerpinsel – nicht nur diejenigen des Flachmalers Roger – blieben nicht untätig liegen. Überdies war wöchentlich einmal ein Vormittag auszusparen, um in Bagnols den Grosseinkauf zu tätigen. Die Montag-Abende hatte ich für den Rotaryclub freizuhalten.

Kleine Zwischenfälle scheinen kaum der Rede wert zu sein, doch hatten sie mitunter Folgen. Ich entdeckte eine undichte Stelle beim Ablauf der Badewanne. Flugs musste Jean-Marie Beissier alarmiert werden. Der Gute hatte vergessen, die Dichtung einzusetzen!!

Auch das Auto verlangte seine Revisionen. Das bedeutete konkret, einen geschlagenen Nachmittag in Bagnols auf den fahrenden Untersatz warten zu müssen. Selbstverständlich durfte die kranke Frau Milesi nicht vergessen werden. Ferner gab es Korrespondenzen mit dem Konsulat, mit Freunden aus der Schweiz, mit unseren Seglern.

Die langwierigste und schwierigste Arbeit stellte das Plätteln des Badezimmers II dar. Ich musste über 40 Fayencen von Hand zuschneiden, da der Boden eine schiefe Ebene bildete mit einem Niveauunterschied bis zu 15 cm. Bei dieser Arbeit spritzte ein Splitter in mein Auge, sodass wir notfallmässig den Augenarzt

in Bagnols aufsuchen mussten. Habe ich auch die Besuche beim Coiffeur nicht vergessen? Haarschneiden und für Keuli Dauerwellen mussten ja auch sein.

Am 27. März war das Badezimmer II bezugs- und funktionsbereit. Nur die Reparatur der Zimmerdecke blieb pendent. Am 30. und 31. März machten Keuli und ich «Grossputzete» im ganzen Haus, denn für Palmsonntag, 4. April, hatten wir Ursula und Robert Hegetschweiler zu uns eingeladen, drängte es uns doch, ihnen, die an unserem Schaffen und Gestalten so innig Anteil nahmen, den verwandelten «Zodiaque» vorzuführen. Leider war es noch nicht möglich, das Nebenhaus im neuen Gewand zu zeigen, denn Maurer Milesi schloss erst am Karfreitag seine Arbeiten ab; am Oster Samstag holte er das ihm gehörende Material und seine Werkzeuge; dann reisten wir nach Aubais zu Hedi und Charles Hummel. Am Ostersonntag möblierten Keuli und ich das Gästehaus und rüsteten die Betten – alles in gewohntem Tempo – denn um 16.00 Uhr erwarteten uns Robert und Ursula Hegetschweiler in St-André zu einem gemütlichen Abend, für den wir überaus dankbar waren, entfiel doch für Keuli die Zubereitung einer österlichen Mahlzeit. Am Ostermontag erschienen, wie vereinbart, Lotti und Gottfried Hochstrasser und bezogen das brandneue Gästehaus. Zwanzig Minuten vor ihrer Ankunft hatte ich die elektrischen Anschlüsse mit Hilfe von Keuli installiert: Lichtschalter und Stecker funktionierten!

Wenden wir uns nun dem Stichwort «Rotary» zu. In der Schweiz war es mir nicht möglich gewesen, dem Club Zürich-Knonaueramt beizutreten, da dieser – wie die meisten Rotaryclubs auf unserem Planeten – gemäss den Intentionen des Gründers Paul Harris seine wöchentlichen Zusammenkünfte im Rössli Mettmenstetten von 12.00 – 14.00 Uhr angesetzt hatte. Paul Harris war Amerikaner; darum verband er das Ideelle mit dem Praktischen. Männer der verschiedensten Berufsgattungen – jede durch ein Clubmitglied repräsentiert – treffen sich zu einem Mittagslunch. Nach der Mahlzeit unterstreicht ein Kurzvortrag die Rotary ideale: Dienst am Nächsten, Hochhaltung ethischer Ziele im Beruf, Sauberkeit im Geschäftsleben, Toleranz. Die administrativen Belange werden

in aller Kürze erledigt; Passivität unter den Mitgliedern soll durch das System der jährlichen Rotation der Amtsinhaber verunmöglicht werden. Als ich 1981 definitiv nach Frankreich übersiedelte, war mit klar, dass i'm Sinne einer vertieften Integration über den kleinen Kreis von St. Michel hinaus eine Mitgliedschaft im Rotaryclub Bagnols erstrebenswert wäre, hatten mir doch frühere Besuche in den Freimaurerlogen von Nîmes und Avignon gezeigt, dass die von Parteipolitik durchgesetzte französische Maurerei für mich nicht in Frage käme. So schrieben denn Affoltermer Freunde, die dem Rotaryclub Zürich-Knonaueramt angehörten, dem Rotary Bagnols einen freundlichen Brief, in welchem sie den Neuzuzüger Roger Ley zur Aufnahme empfahlen, was denn auch geschah. Der Club in Bagnols zählte knapp 40 Mitglieder. So war es möglich, dort in Bälde heimisch zu werden. Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde ich inne, dass die französische Version von Rotary sich nicht unbedingt mit angelsächsischer oder schweizerischer Gepflogenheit deckt. Die meisten französischen Clubs – auch derjenige von Bagnols – ersetzen den kurzen mittäglichen Lunch durch ein ausgiebiges abendliches Essen, das von 20.00 bis 22.00 Uhr dauert. Anschliessend hört man sich den statutarisch verankerten Vortrag an. Die Diskussion kann das Zusammensein bis Mitternacht verlängern. Ganz gross geschrieben wird «amitié» und Geselligkeit. Darum werden auch – in Bagnols monatlich mindestens einmal – die Frauen zu den Mahlzeiten eingeladen, was in den angelsächsischen Ländern undenkbar wäre. Auch die «coins de feu» – Zusammenkünfte bei einem Mitglied zu Hause statt am Sitz des Clubs – fördern die Freundschaft der Mitglieder untereinander. Dennoch wird die altruistische Zielsetzung von Rotary – «servir» – keineswegs vernachlässigt. Zum Thema «servir» wäre etwa die oben erwähnte Ausstellung «Médecine sans frontières» im Cave Mallet zu rechnen oder die Aktion «Ryla», die jungen Menschen aus Europa einen Gratisaufenthalt in der Provence ermöglichte, wobei auch wir zwei Mädchen – eines aus Belgien und eines aus Finnland – in unserem Gästehaus beherbergten.

Dass dieses Haus im Laufe der Monate Mai – Juni fast dauernd durch liebe Freunde belegt war, versteht sich von selbst. Festgehalten sei auch, dass es sogar in unserer sommerlichen Abwesenheit grosse Dienste leistete, denn der Garten musste gewässert werden, und überdies war es ratsam, im Blick auf gewisse «Spezialisten», die unbewohnte Häuser in der Ferienzeit heimsuchen, die Liegenschaft nicht meisterlos zu lassen. Erwähnt sei ebenfalls, dass Lotti und Gottfried Hochstrasser sich anboten, im Sommer 1982 den Plafond im Gästehaus mit Glaswatte zu isolieren und diese mit einer fachgerechten Frisette abzudecken.

Wir selber gönnten uns zweierlei: 1. wurde ein dreitägiger Besuch bei Heiner Müller in Playa de Aro an der Costa Brava endlich Wirklichkeit. 2. hatte besagter Heiner ein so überzeugendes Loblied von der Thymus-Kur im Schwarzwald gesungen, dass wir uns entschlossen, eine sicherlich zu recht fertige dreiwöchige Ruhepause in Obertal einzuschalten. Diese musste jedoch schwer verdient werden, wuchs sich unsere Abreise aus St. Michel geradezu zur Groteske aus. Seit Langem war die Abreise auf den 28. Juni festgesetzt, da für Keuli am 29. eine Konsultation bei der Augenärztin vorgesehen war. Darum kam uns ein telefonischer Anruf vom 25. Juni höchst ungelegen. Karl Müller meldete uns um 21.15 Uhr seine Ankunft für den 26. nachmittags. Er werde von Heiri, Thomas, Eva, Martin und dessen Frau Heidi begleitet. Sie hätten im Sinn, auf ihrem Land zu zelten, würden aber gerne bei uns hereinschauen, was denn auch geschah. Um 15.00 Uhr erschienen die Rheinfelder. Nach kurzer Begrüssung und Labung der Durstigen begaben sich Keuli und ich in die Kirche, denn Brigitte Brousse feierte Hochzeit. Um 17.00 Uhr waren wir im Hause Brousse zum Aperitif geladen. Anschliessend holte ich Freund Karl bei Familie Vignal ab. Da die «Animation Ceze» gleichzeitig ihre zweitägige Kermess über die Bühne laufen liess, hatten wir nach dem Nachtessen die moralische Pflicht – Keuli war vor einigen Monaten in den Vorstand der Vereinigung gewählt worden –, die Open-Air-Kinovorführung von 22.00 – 24.00 Uhr zu besuchen!

Am folgenden Sonntagmorgen tafelten alle 6 Rheinfelder gemütlich und genüsslich auf unserer Terrasse, während Keuli und ich auf Kohlen sassen. Denn unsere Präsenzen der Kermess war nochmals erforderlich. Zudem erschienen am Nachmittag Friedi und Edi Baumann aus Stäfa, die sich anerbten hatten, den «Zodiaque» bis zum 18. Juli zu hüten. Selbstverständlich waren sie für diesen Abend unsere Gäste. Am andern Morgen – früh wie gewohnt – reisten Keuli und ich nach Hedingen – der Chauffeur im jugendlichen Alter von 64 Jahren!

Wie froh war ich deshalb, von Hedi und Kurt Gysi für drei Tage auf das Älpli im Tessin entführt zu werden. Die physischen Strapazen des Aufstieges waren erträglich. Oben angelangt, durfte ich mich der Lektüre und dem Nichtstun hingeben. Durch den Gotthard-Autotunnel fuhren wir am 3. Juli nordwärts.

Zwei Tage später verliessen Keuli und ich die Schweiz, um via Thayngen, wo wir einen üppigen Frühschoppen bei Lehrer Werner's kredenzt bekamen, nach Obertal bei Freudenstadt zur Kur zu fahren. Die Klinik, ein seelenloser, moderner Bau, mitten in eine trauliche Schwarzwaldlandschaft gestellt, löste in uns eine Schockreaktion aus. Doch der Empfang war freundlich, das uns freigehaltene Zimmer gross und schön mit geräumigem Balkon. Keuli wurde eine Leber-Galle-Diät verschrieben, ich bekam Reduktionskost aufdiktirt. Dann begann der klinische Tagesablauf mit Injektionen für Keuli und Thymusbehandlung für mich, unterbrochen durch Schlafen, Wandern und Schwimmen.

Praktisch veranlagt, wie wir es sind, gondelten wir über ein Stück Schwarzwaldhochstrasse nach Oberkirch zu meiner Zahnärztin, die in die Heimatstadt ihres ebenfalls praktizierenden Mannes übersiedelt war. Keulis und meine Zähne wurden für DM 300.— in Ordnung gebracht. Auch besorgte ich meiner Gattin eine Schwimmbrille, indessen mir der Optiker meine Gläser adjustierte.

Ein sonntäglicher Ausflug nach Baden-Baden krönte den Aufenthalt. Er wurde durch den Besuch einer feinen Konditorei versüsst, wo der auf Reduktionskost Gesetzte genüsslich verbotene Schokolade mit Sahne schlürfte.

Am 24. Juli kehrten wir ausgeruht – von sintflutartigen Regengüssen begleitet – via Affeltrangen, wo wir auf das Grab von Keulis Vater einen Blumengruss hinstellten, nach Hedingen zurück. Dort waren wir alsbald gezwungen, den hoctourigen Lebensrhythmus wieder aufzunehmen, wollten wir doch unsere Wohnung liquidieren. Warum?

Meine Mitgliedschaft im Rotary Bagnols hatte ohne Zweifel einen grossen Schritt vorwärts im Sinne einer Französisierung gebracht. Gewisse Vorbehalte seitens der Clubmitglieder dem Schweizer gegenüber konnten durch meinen Vortrag «Les relations Franco-Suisses, militaires, politiques et humanitaires 1939-1945» abgebaut werden. Andererseits scheiterte unser ursprünglicher Plan, den Sommer in Frankreich und den Winter in der Schweiz zu verbringen, an der Realität. Denn das Schwergewicht der Rotarytätigkeit lag in den Wintermonaten; Juli-August-Zusammenkünfte galten als fakultativ. Auch lebte von unseren Eltern seit dem Tod meiner Mutter niemand mehr. Doch den Ausschlag gab der «Zodiaque». Sollten wir das immer wohnlicher werdende Haus monatelang mit der kleinen Dreizimmerwohnung in Hedingen vertauschen? Die Frage stellen, hiess sie beantworten. Darum hatten wir – natürlich im Einverständnis mit Plüdi und Jürg, die seit der Erbteilung Eigentümer der elterlichen Liegenschaft geworden waren – gekündigt. Die Möbel nach Frankreich zu verfrachten, wäre zu kostspielig und auch sinnlos gewesen. Wo hätten wir diese in St. Michel noch unterbringen sollen? So verschenkten wir denn vieles, einiges verkauften wir an Trödler zu wohlfeilem Preis. Drei Katzenbilder des Kunstmalers Flury wanderten in das unlängst eröffnete Katzenmuseum nach Riehen, ein weiteres kaufte eine Galerie in Zürich. Ein Stilleben desselben Künstlers vermachte ich dem Kunstmuseum Basel, hatte Burkart Flury doch in Basel gelebt und war in Birsfelden gestorben. Seine «Drei Juden in der Synagoge» jedoch nahm ich nach St. Michel mit. Sie hängen in meinem Studierzimmer. Zweimal erschien Urs Fricker in Hedingen. Er hatte sich bereit erklärt, in seinem Wohnmobil Gegenstände nach St. Michel mitzunehmen, die wir in unserem Auto nicht verstauen konnten; auch holte er das Recamierbett, das wir seiner Schwester Nora geschenkt hatten, ab.



Ich muss gestehen, dass mir die Veräusserung von Möbeln und Teppichen, die meinen Eltern gehört hatten und die von meiner Mutter liebevoll gepflegt worden waren, mehr zusetzte, als ich es mir anmerken liess. Es war gewissermassen der endgültige Abschied; der tat weh.

Nach 14 Tagen war die Wohnung leer bis auf wenige Stücke, die This entweder für sich selbst brauchen konnte oder die er für uns in seinem Estrich aufbewahren wollte. Wir rüsteten zur Abreise. Ein Mittagessen vereinigte uns mit den Kindern in Knonau. Im Laufe des Nachmittags fuhren wir bis zum Motel in Châlet-à-Gobet ob Lausanne. Am andern Morgen war in Perly kein französischer Zöllner zu entdecken, der unseren vollbepackten Renault hätte inspizieren wollen.

Am 10. September begaben wir uns erneut in die Schweiz. Diesmal logierten wir in Hausen am Albis im Hotel Löwen, wo uns ein prächtiges Appartement – aber ohne Service und Telefon – zur Verfügung stand. Einerseits war eine Untersuchung durch den Hausarzt einen Monat nach der Kur von den Ärzten in Obertal empfohlen worden, andererseits galt es, die Hedingerwohnung reinigen zu lassen und dem Verwalter Diener zu übergeben. Am 15. September um 11.00 Uhr war alles erledigt. Wir fuhren nach Obererlinsbach, wohin uns Hans und Esther Graf zu einem erlesenen Mittagessen geladen hatten. Es war dies gewissermassen das verspätete Konfirmationsmahl mit meinem Göttibuben Michael. Gegen Abend reisten wir via St-Gingolph bis Alx-les-Bains. «Zolltechnische Gründe» hatten uns veranlasst, diesen Umweg zu wählen, da wir unseren Renault nochmals bis zum Dach hinauf mit den Überbleibseln von Hedingen, die bei This deponiert gewesen waren, beladen hatten. Unsere Spekulation erwies sich als richtig. Die Zöllner in St-Gingolph waren in diesem Moment in ein – offenbar interessantes – persönliches Gespräch vertieft.

Im Oktober verbrachten Lotti, This und die Kinder achttägige Ferien bei uns. Sie genossen die Freiheit im Gästehaus in vollen Zügen. Am 12. Oktober feierten wir mit Verspätung in der «Florence» Keulis Geburtstag. Frau Mathieu (Ketter), eine Deutsche, in St. Michel wohnhaft, hütete die Kinder an diesem

Abend. Sie machte ihre Sache gut. 14 Tage später half sie Keuli anlässlich eines «coin de feu», zu dem wir den Rotaryclub eingeladen hatten. Ab November engagierten wir sie für 4 Stunden pro Woche als Haushalthilfe. Es war dies ein Glücksfall. Frau Mathieu zeigte sich allezeit willig und war absolut zuverlässig. Sie steht bis heute in unserem Dienst.

Im Dorf wurden wir jetzt als «les nôtres» betrachtet. Keuli belegte einen Malkurs, veranstaltet von der «Animation Cèze». Wir beide erteilten wöchentlich – ebenfalls im Auftrag der Animation – einen Englischkurs für Erwachsene: von 21.00 bis 22.00 Uhr wurde gelernt; nachher gab es bei Kuchen und Tee für uns interessante und aufschlussreiche Gespräche, die oft bis Mitternacht dauerten.

Zum zweitenmal feierten wir Weihnachten in St. Michel, diesmal freilich in Abwesenheit der Segler. Ein vom Förster gelieferter Tannenbaum schmückte unseren Living. Am 23. Dezember kamen Hedi und Charles Hummel zu uns, und am Abend des 24. waren wir bei Familie Steinmayer auf «Les Celettes» zu einem festlichen und reichhaltigen Weihnachtsmahl, das bis 01.00 Uhr dauerte, geladen. Am Weihnachtstag besuchten wir bei beissender Kälte den reformierten Gottesdienst in Pont St-Esprit, wo wir Pasteur Penet kennenlernten.

Der mit dem Reich der Symbole Vertraute ist geneigt, manchen Erscheinungen einen tieferen Sinn zu unterlegen. So möchte ich meinen, dass die ersten beiden Monate des Jahres 1983 für das unberechenbare Auf und Ab des Lebens bezeichnend waren – der Januar warm und sonnig, so dass Keul/1 im Freien ein Bild von La Roque s/Cèze gemalt hat; der Februar dagegen eisig kalt mit einer ganzen Reihe von Morgentemperaturen um Minus 5 Grad. Ja, noch mehr: Vom 12. auf den 13. Februar fiel innerhalb von 24 Stunden 31 cm Schnee! Die Eisentüren zum Balkon und Terrasse waren nicht mehr zu öffnen. Vom 13. bis zum 14. abends fehlte der elektrische Strom. Die Kerzen und Jürgs Petrollampe waren unsere einzigen Lichtspender. Auch die elektrische Heizung, das warme Boilerwasser, die Wasserversorgung in Bad und WC fielen

aus. Das Telefon funktionierte erst am Abend des 15. wieder. Ein «coin de feu» – vorgesehen auf den 14. bei Guy Steinmayer – musste verschoben werden. Unseren Englischkurs sagten wir im Blick auf die vereisten Strassen ab. Erst am 16. gelang es uns, unseren Privatweg mit Hilfe der beiden Söhne des Maire soweit freizuschaukeln, dass das Auto wieder benützbar war. Da man im Midi für solche Launen der Natur nicht equipt ist, die meisten Autofahrer keine Winterpneus und die Gemeinden keine Schneeräumungsmaschinen besitzen, gab es viele Karambolagen und teilweise schwere Bremsunfälle, in welche Lastwagen verwickelt waren.

Doch zurück zum sonnigen Januar! Meinen 65. Geburtstag begingen Keuli und ich in bescheidenem Rahmen: wir fuhren nach Avignon, um die Bahnbillette für die Schweiz zu holen und leisteten uns in der Routier-Beiz vor St-Nazaire ein einfaches Mittagmahl, da die «Florence» geschlossen war. Am Abend nahm ich am «coin de feu» teil, das im gastlichen Haus von Jacques Bonnaud, dem Lokalredaktor des «Midi Libre» in Carmes stattfand. Am 11. Januar brachte uns der Talgo nach Genf, wo wir im Hotel Bernina übernachteten. Am 12. setzten wir die Reise nach Zürich fort. Wir bezogen im Hotel Glockenhof unser Standquartier, speisten mit This zu Mittag und reisten nach Affoltern, um Bank- und andere Geschäfte zu erledigen. Am Abend waren wir zu einem Nachtessen bei Lotti und Gottfried Hochstrasser eingeladen. Am 13. besprachen wir von 10 – 12 Uhr unser Reiseprojekt USA-Kanada im Büro der Firma Kuoni. Mit Edda tafelten wir am Mittag; mit Walter von Ins und Christine Auer am Abend. Am 14. war Augenkontrolle für Keuli bei Frau Dr. Roman. Am Nachmittag und Abend ruhten wir uns aus. Auf den 15. hatten wir Dora und Walter Zulliger zum Mittagessen geladen. Am Abend waren wir bei Ursula und Robert Hegetschweiler zu Gast. Am Sonntag, den 16., fuhren wir nach Knonau. Am Abend fand im Hotel Ochsen in Zug mit Lotti und This eine Nachfeier meines 65. Geburtstages statt. Am 17. trafen wir uns mit Wisle und Karl Müller in Brugg; sie wollten uns das im Umbau befindliche Elternhaus von Karl vorführen, sollte es doch ihr künftiger Ruhesitz werden. Im Rheinfelder Pfarrhaus verbrachten wir den Nachmittag und Abend.

Am 18. sassen wir am Morgen mit Adelheid und Alister Haydon zusammen. Am Nachmittag besuchte Keuli in Aarau ihre Freundin Esther Röthlisberger-Pestalozzi. Ich empfing im Hotel meinen ehemaligen Schüler Stephan Pfenninger und dessen Mutter, die einst in Aarau von mir unterrichtet worden war. Am 19. empfangen wir Irène und Hans Schillig-Koehn zu einem Morgenimbiss. Zum Mittagessen erschienen Lisebeth und Melcher Werner aus Thayngen. Am 20. stand ein Morgenessen mit Therese und Richard von der Crone auf dem Programm. Über Mittag besuchten uns Annegret und Fred Furrer zum Kaffee, und am Abend waren wir zu Ruth und Ettore Rigonalli eingeladen. Am 21. gab es wiederum ein gemeinsames Frühstück mit Ernst Werffeli. Seine Frau Lisa war leider unpässlich. Am Nachmittag besichtigten wir das Büro von This an der Fraumünsterstrasse und freuten uns an den geschmackvoll gerahmten Bildern seiner Mutter, die dem Arbeitsraum des Sohnes eine besondere Ambiance verleihen. Zum Nachtessen hatten wir Renate und Fedor von Vuchetich geladen. Der 22. war einem Einkaufsbummel vorbehalten. Um 17.00 Uhr wurde Keuli von Doris Winkler zu einem Damenkaffee und Nachtessen zusammen mit Trudi Heusser und Bethli Lichtenhan abgeholt; dieses zog sich bis 23.30 Uhr hin. Am 23. brachte uns die Bahn nach Zug. Lotti und This hatten uns als ihre Gäste ins Hotel Ochsen bestellt. Das Zvieri nahmen wir im Kreise der Familie in Knonau ein. Am andern Tag reisten wir nach St-Michel zurück.

Im Süden lachte weiterhin die Sonne, sodass ich mich verleiten liess, einen Zitronenbaum zu kaufen. Keuli malte intensiv. Ich führte im Freien Maurerarbeiten im Atrium zu Ende. Am 7. Februar erfolgte der Wetterumschlag. Es regnete und wurde empfindlich kalt. Im Laufe des Nachmittags trafen Hedi und Charles Hummel bei uns ein, denn der «Ambassadeur Suisse auprès de l'Unesco» sollte auf meine Veranlassung am Abend im Rahmen des Rotary einen Vortrag über diese ins Kreuzfeuer der Kritik geratene Institution halten. Hedi und Charles übernachteten in unserem Gästehaus.

Am 8. Februar brachte ein Brief von Plüdi die erfreuliche Nachricht, dass Barbara, Christian und Carsten mit ihrem Auto

glücklich, von Deltaville kommend, in San Diego eingetroffen seien. Derselbe 8. Februar leitete die Serie jener oben beschriebenen Wintertage ein, die schliesslich in den grossen Schneefall vom 12./13. mündeten.

Unerwartet erschienen am 20. Hedi und Kurt Gysi mit Jacques Müller, Frau Elfriede und Tochter Christine zum Kaffee. Ebenso unerwartet kreuzte anderntags Otto Varga auf. Er begleitete mich zum Rotaryessen nach Tavel. Er war von diesem Abend sehr beeindruckt.

Vom 27. Februar bis 6. März waren meine ehemaligen Schüler Stephan Pfenninger und Roger Näf unsere Gäste. Ich führte ihnen die Schönheiten der Provence vor, die ihnen auf ihrer Maturreise entgangen waren; auch diskutierten und musizierten wir ausgiebig an den Abenden. Als Mitglied des Opernhauschores verfügt Stephan über ein beachtliches sängerisches Können. Zum Abschied verwöhnten uns die beiden jungen Herren mit einem von ihnen selbständig zubereiteten Nachtessen.

Bereits zwei Tage später wurde in den «Halles du Midi Libre» die Bilderausstellung Keulis eröffnet. Zur Vernissage erschienen rund 45 Personen. Die Ausstellung dauerte bis zum 20. März. Bilanz: viel Arbeit; viel Komplimente; 5 Bilder verkauft, wovon eines an Henny Pfeiffer, die treue Freundin, die eigens zu diesem Anlass am 18. März hergereist war. Am 22. fuhren Henny und ich mit der Bahn in die Schweiz, wo dem Zöllner das mitgeführte Gemälde in die Augen stach. Henny, nach dem Wert befragt, erklärte, es handle sich um einen Rembrandt. In Zürich nahm ich bei Kuoni alle Reisedokumente für die USA in Empfang und beglich die nicht kleine Rechnung. Am 25. holte mich Keuli in Avignon ab.

Einen Tag darauf telefonierte eine ehemalige Schülerin, Isabelle Wohlgemuth. Sie gestand, dass sie gerne vor Ostern ein paar Ferientage in der Provence verbringen möchte. Noch am selben Abend holten wir sie in Orange ab.

Schon lange hatten wir für den 27. Guy Steinmayer und seine Frau zum Nachtessen geladen. Da sich junge Leute nur schwer auf

ein bestimmtes Datum festlegen können, hatten wir die «Freude», 10 Minuten vor Steinmayers Ankunft Urs Fricker mit Christine, Gregor und Thomas vor unserem Portal zu begrüßen. Sie mussten sich mit einem Aperitif begnügen und übernachteten an der Cèze, kamen aber an den folgenden Tagen gerne zu uns – d.h. nur Urs und Gregor, denn Christine und Thomas waren infolge Erkältung wieder nach Hause zurückgekehrt. Am 29. kochte Isabelle ein italienisches Essen für uns alle. Eine lebhaft Diskussion bis 23.30 Uhr schloss sich an. Isabelle ging schlafen; Urs, Gregor und ich besorgten den Abwasch.

Am 30. verreiste Isabelle mit dem 9-Uhr-Bus. Urs und Gregor blieben noch den Nachmittag. Bereits am Tag darauf erschienen Lotti, This und die Kinder, um über Ostern bei uns ihre Ferien zu verbringen. Leider befiel mich eine heftige Grippe, die die Mobilisation eines Arztes nötig machte. Dieser verschrieb mir eine mörderische Dosis Antibiotika. Ich begnügte mich mit einer Teilportion.

Am 8. April konnten wir immerhin einen Besuch in St-André wagen. Am 9. waren Hedi und Charles Hummel unsere Gäste, und am 10. verabschiedeten sich Ursula und Robert Hegetschweiler. Erst drei Tage später durfte ich die Antibiotika absetzen.

Unsere Abreise nach USA-Kanada rückte näher. Selbstverständlich waren Abschiedsbesuche hin und her nicht zu vermeiden. Unter anderem luden Maire Graffand und seine Frau uns zur Feier seiner glorreichen Wiederwahl in ein Jägerrestaurant in Salasac ein. In der kleinen Gaststube, die nur drei Tischen Platz bot, prangte ein grimmiger Wildschweinkopf an der Wand. Vom Wirt, dessen Gattin und Töchter wurden wir würdig begrüßt. Es war ein typischer Familienbetrieb: Frau und Töchter kochten und bedienten, der Mann schenkte den Wein ein und unterhielt die Gäste. Da der Maire – wie er uns auf der Hinreise gesagt hatte – befürchtete, der Wein des «patron» würde minderer Qualität sein, hatte seine Frau in einer Tasche, die sie im Restaurant diskret unter den Tisch plazierte, eine eigene Flasche samt Zapfenzieher mitgebracht. Diese wurde bei guter Gelegenheit geöffnet und die Gläser in Abwesenheit des Wirtes gefüllt. Nach-

dem wir uns verabschiedet hatten und bereits im Auto sassen, überbrachte der Wirt mit sauer-süsser Miene die vergessene Tasche samt leerer Flasche zum Wagen!

Keuli und ich waren immer noch grippig» Wir husteten und niesten um die Wette, denn praktisch der ganze April war kalt, windig und regnerisch. So waren wir nicht unglücklich, am 27. St-Michel den Rücken kehren zu können. Ab Abend brachten uns die Inhaber des Spezereiladens von St-Michel zusammen mit Mr. di Campo, einem Nachbarn, der sein Auto zur Verfügung gestellt hatte, nach Nîmes auf den Nachtschnellzug. Die grosse Reise begann! Sie führte uns nach Californien zu Plüdi und Jürg und dann weiter nach Toronto, wo Barbara, Christian und Carsten uns erwarteten. Der mit Fotos illustrierte, separate Reisebericht erübrigt es, an dieser Stelle auf das einmalige Erlebnis einzutreten.

Am 6. Juni trafen wir wohlbehalten in Kloten ein, wo This uns in Empfang nahm. Es erfolgte der «check-up» bei Dr. Bullet, der über unsere gute Kondition erfreut war. Am 9. Juni hatte uns St-Michel wieder.

Bereits drei Tage darauf klopfen Walter von Ins mit Christine Auer an unsere Pforte. Sie befanden sich auf der Durchreise nach Spanien. Am 14. Juni verwirklichten Irène und Hans Schilling ihren Provence-Traum. Sie bezogen Logis im Château de Coulogues. Wir verbrachten angeregte Tage und Abende mit ihnen zusammen. Auch Otto Varga, der in Cornillon wieder einmal in seiner «Résidence secondaire» Nachschau hielt, meldete sich.

In dieser Zeit stieg Keuli als Mitarbeiterin von Mr. Marçais in den Deutschkurs des lokalen Radiosenders Bagnols («Gard-Antenne») ein. Mit ihren guten Ideen war sie bald die unentbehrliche rechte Hand des Kursleiters. Eine dieser Ideen konkretisierte sich in der Herstellung von 10-minütigen Sendungen in Dialogform: Keuli schilderte als «Barbara» und ich als «Christian» «unseren Segeltörn» von Dänemark via Deltaville nach Toronto. Als Unterlage und Quellenmaterial dienten uns die Briefe, die die beiden uns geschrieben hatten, und unsere Erlebnisse mit ihnen in Toronto und Umgebung.

Am 1. Juli hatte St-Michel einen grossen Tag: das dem Café neu angegliederte Restaurant «Le refuge» wurde eröffnet. Wir waren vom Besitzer, dem ehemaligen Maire Bonnaud, zu dieser Feier eingeladen worden. Leider sollten sich die schönen Hoffnungen, in die sich wohl nicht nur wir gewiegt hatten, in Zukunft nicht erfüllen.

Am 15. Juli traf Familie Aeberli bei uns ein. Sie hatte sich bereit erklärt, für drei Wochen unser Haus zu hüten. Wir verbrachten einen netten Abend zusammen und reisten am folgenden Tag nach Knonau, um bei This Haus und Haustiere zu gaumen.

Ab 3. August streikten die Postangestellten von Bagnols. Während dreier Wochen fiel jede Zustellung aus. Nachher fanden sich die zurückbehaltenen Sendungen tropfenweise im Briefkasten, leider lange nicht alle, wie wir aufgrund von Gesprächen mit Freunden feststellen mussten. Der Streik war für die Geschäfts- und Bankwelt in der wirtschaftlich schon geschwächten Region eine Katastrophe.

In den Monaten September/Oktober riss der Reigen lieber Besucher aus der Schweiz nicht ab: Elsi und Max Schläpfer, Edyt und Heiner Müller, Gerhard Schürch mit Frau Margrit und Eltern, Urs Fricker und Ursula Rosenthaler, Otto Zuber und Ernst Werffeli, Plüdi und Jürg, Ursula und Robert Hegetschweiler.

Wir selber gönnten uns zwei Reisen in die nähere Umgebung. Die eine führte uns auf vielen reizenden Nebensträsschen nach St. Guilhem-le-Désert und Le Vigan. In Le Rey übernachteten wir in einem Hotel, das sich als Sitz des Rotaryclubs der benachbarten Stadt entpuppte. Am folgenden Morgen kletterte der unermüdliche Opel Kadett von Rey (195 m ü.M.) aus auf den 1567 Meter hohen Mont Aigoual. Dort wütete ein derart heftiger Sturm, dass man die Autotüre nur unter Aufbietung aller Kräfte öffnen konnte. Keuli zog es vor, überhaupt nicht auszusteigen. Wir verliessen den Gipfel fluchtartig. Bereits rund 100 Meter tiefer genossen wir in Winddeckung den herrlichsten Sonnenschein. Via St-André de Valborgne-Mialet erreichten wir den Mas-Soubeyran. Das Musée du Désert, der «Wallfahrtsort» der Protestanten mit seinen er-



schlitternden Erinnerungen an den Kampf der Camisarden, beeindruckte uns sehr. Via Ales ging es heimzu.

Der zweite Ausflug mit Ziel Sisteron, wo wir über Nacht bleiben wollten, endete vorzeitig. Keuli ging es gar nicht gut. In Forcalquier akzentuierten sich die Schmerzen derart, dass wir in Lurs lediglich das Grab von Hansruedi Bosshart aufsuchten und dann so rasch wie möglich nach Hause zurückkehrten.

Im Oktober nahmen wir die zweitletzte Etappe unserer Bauerei in Angriff. Toni Milesi verstopfte im heutigen Atelier alle Lächer, machte das Dach dicht, führte zusätzliche Siporexwände auf, zog Balken ein und belegte den Boden mit einem feinen Zementüberzug. Frau Mathieu half mir, den Linoleum zu legen und zwei Wände zu tapezieren. Eine Wand – als Keulis Bilderwand gedacht – spachtelte ich mit Malfarbe. Dann befestigte ich die Plinthes. Die Decke mit Frisette versparte ich für später, denn im November erschienen die Maurer Gurinier, um das letzte Bauvorhaben – die Installation einer kleinen Küche und eines Badezimmers im Gästehaus – zu verwirklichen. Obwohl ich mich auf diesem «chantier» nicht aktiv zu beteiligen hatte, gab es doch Arbeit genug mit Wegräumen, Putzen, Material beschaffen. Auch Jean-Marie Beissier galt es moralisch zu unterstützen, da er die Leitungen für Wasser und Abwasser nach Anweisung der Maurer, die sehr rasch vorankamen, zu legen hatte. Nebenher hiess es, intensiv am Klavier zu sitzen, hatten wir doch Mitglieder der «Animation Cèze» zu einer «soirée musicale» auf den 2. Dezember eingeladen. Werke von Beethoven, Brahms und Chopin standen auf dem Programm. Keuli hatte reichlich für das leibliche Wohl unserer Zuhörer gesorgt.

Acht Tage später waren Francis und Berty Laud unsere Gäste, eine interessante Begegnung, da Mr. Laud als Chefingenieur die Forschungsqupe in Marcoule geleitet hatte, der es gelang, die Verglasung des sog. Atommülls zu realisieren.

Am 16. Dezember beendeten die Maurer ihre Arbeit zu unserer grossen Zufriedenheit. Am 17. fand in Bollène die Vernissage des «Salon de Noël» in den prächtigen Räumen der Mairie statt.

Der Maire eröffnete die Ausstellung, an der auch Keuli partizipieren durfte; ferner verschönten eine Musikkapelle und Tanzgruppe den offiziellen Akt. Beim anschliessenden Essen machten wir die Bekanntschaft mit verschiedenen Künstlern.

Am Abend des 19. Dezember brachte uns Frau Mathieu nach Avignon. Wir beabsichtigten, dort in einem Hotel zu übernachten, um am andern Morgen den 8.04-Uhr-Zug nach Genf zu erreichen. Es kam aber anders. Beim einfachen Imbiss in einem Selbstbedienungsrestaurant erlitt ich einen Herzinfarkt. Glücklicherweise waren die Pompiers innert 10 Minuten, begleitet von einer Ärztin, zur Stelle. Man transportierte mich sofort auf die Intensivstation des Hôpital de la Durance in Avignon.

## Der Herzinfarkt

Jedes Menschenleben ist ein Entwurf. Man wird in eine Welt voller Widersprüche geworfen, in der es gilt, sich zurechtzufinden. Aber nicht nur die Welt scheint voller Rätsel zu sein; auch der Mensch muss mit sich selbst, mit seinen Widersprüchen, seinen Fragen zurechtkommen. Die bedrängendste Frage lautet: Wer bin ich eigentlich? Ihr reiht sich die andere an: Wozu bin ich da?

Diese Chronik ist nicht darum geschrieben worden, weil ich die Antwort, gefunden hätte. Vielleicht kann sie dennoch den nach uns Kommenden wertvolle Hinweise vermitteln. Ich schliesse sie deshalb' ab mit jenem Ereignis, das zu einem Markstein meines Lebens geworden ist: dem Herzinfarkt. Er überfiel mich am 19. Dezember 1983 völlig unvorbereitet. Nach dem Zeugnis meiner zwei Ärzte, die mich über Jahre hinweg begleiteten (Dr. Ernst Bauer, Arosa, und Dr. François Bullet, Zürich) hätte ich ein hohes Alter erreichen sollen. Darum war der Schock für mich umso grösser. Die unvermittelte Konfrontation mit dem Tod machte mir klar: ich war nicht bereit, die Welt zu verlassen. Zwar hatte die Aus- und Umgestaltung des Hauses in St-Michel d'Euzet unmittelbar vor dem Infarkt, abgesehen von Kleinigkeiten und dem «Swiss Finish», ihren Abschluss gefunden. Rund drei Jahre intensiver Arbeit waren zu einem glücklichen Ende gekommen, einer Arbeit, die mir Freude machte, weil sie völlig neue Fähigkeiten in mir geweckt hatte und eine schöpferische Phase darstellte, die mich in Atem hielt.

Ein weiser Spruch aus dem Altertum umschreibt die Pflichten eines Mannes wie folgt: ein Haus bauen, einen Baum pflanzen und einen Sohn zeugen.

Dies hatte ich Ende 1983 erfüllt.

Darum freute ich mich darauf, einen neuen Abschnitt beginnen zu können. Ab 1984 sollten andere Tätigkeiten in den Vordergrund treten: Klavier spielen, sich in der französischen Sprache vervollkommen, die literarischen Kenntnisse ausweiten und – wer sollte es mir verargen – das Haus mit seinen vielen Möglichkeiten, die voller Überraschungen sind, und den Garten, der die

Liebe zu allem Geschaffenen weckt, endlich zu geniessen. Darum hatte ich eine wahnsinnige Angst vor dem Sterben. Ich war nicht bereit. Noch nicht.

Mir wurde auch klar, dass ich – durch die körperliche Arbeit oft überfordert und deshalb abgespannt – meiner Ehepartnerin gegenüber ungeduldig und ungerecht gewesen war und es an Zeichen der Dankbarkeit und Liebe hatte fehlen lassen.

So verstand ich das neu geschenkte Leben, nachdem die grösste Gefahr vorüber war, als eine göttliche Gnade, als Chance, das Versäumte nachzuholen.

Manche Schweizer halten nicht viel von der Fähigkeit der Franzosen, zu organisieren. Hier der Gegenbeweis: Wenn es ernst gilt, können sie es! Den Herzinfarkt erlitt ich in einem Restaurant in der Nähe des Bahnhofes. Der Gerant telefonierte sofort den Pompiers. Innert weniger Minuten erschienen sie mit einer Ärztin. Noch in der Ambulanz wurde ich sachgerecht verarztet. Das Spital war bei unserer Ankunft in Bereitschaft. Auf der Intensivstation hatte man die nötigen Vorkehrungen getroffen. Alles klappte. Bald erfuhr ich, dass im Spital der Durance (ein relativ neuer Bau: alle Zimmer mit Lavabo und WC) eine Abteilung für Cardiologie vorhanden sei, also ein Glücksfall für mich. Die Pflege war ausgezeichnet. Den Essplan konnte man selbst bestimmen. Die Ärzte – wie anderswo auch – waren kleine Götter, die Patienten, die Fragen stellen, nicht sonderlich liebten.

Da die Herzschmerzen sich von Zeit zu Zeit mit Heftigkeit meldeten, wurde eine Überführung in das Zentrum für Cardiologie (Spital Cantini) in Marseille ins Auge gefasst. «Die «Fahrt» an einem Freitag-Abend (zwischen 17 und 18 Uhr) quer durch die Stadt war für den herzkranken Patienten (abruptes «go und stop») gewiss nicht ideal. Der Empfang im Cantini entschädigte für vieles. Alles war bis ins Letzte vorbereitet. Noch am selben Abend machte man eine Röntgenaufnahme, ein Cardiogramm, und anschliessend an die Mahlzeit gab es eine einstündige Befragung durch die Ärztin. Im Gegensatz zu Avignon wurde man über die

Vorgänge beim bevorstehenden Coronarogramm genauestens informiert: Einführung der Sonde vom Oberschenkel aus durch die Aorta ins Herz; Untersuchung des Herzens von allen Seiten («Sie können alles selber auf dem TV-Schirm mitverfolgen») und zum Abschluss das Einführen einer Flüssigkeit, die unangenehm heiss machen werde.

Am folgenden Montag wurde ich dieser' Prozedur, die 50 Minuten dauerte, unterworfen. Angst hatte ich keine.

Weihnachten 1983, den Jahreswechsel 1983/84 und den 66. Geburtstag am 10. Januar erlebte ich im Krankenhaus, keine Tage, an die man sich gern erinnert. Offenbar gibt es etwas Ähnliches wie einen Spitalkoller: jedenfalls zählte ich nicht nur die Tage, sondern die Stunden bis zur endlichen Befreiung am 25. Januar 1984.

Unauslöschlich haftet aber auch eine andere Erinnerung: in dieser schweren Zeit hat Keuli eine wunderbare Hilfsbereitschaft im Dorf und unter unseren Freunden in der Schweiz erlebt. Nie hat ein Chauffeur oder eine Chauffeuse, die Keuli nach Avignon und zurückfahren wollte, gefehlt. Jedermann nahm Anteil und erkundigte sich nach dem Ergehen des Patienten, sei es im Laden, in der Bäckerei, sei es auf telefonischem Weg. Rotary-Freunde meldeten sich, die Brüder von der «Modestia cum Libertate», die Freunde und Bekannten aus Affoltern am Albis. Drei Freundinnen von Keuli erklärten sich spontan bereit, für je eine Woche nach St-Michel zu kommen. Unendlich hat mich der Besuch von Lotti und This gefreut, die ihre Weihnachtspläne sofort umstellten und zu uns nach St-Michel fuhren. Brieflich, telefonisch und mündlich wurde mir immer und immer wieder versichert, dass man Fälle kenne von Infarktgenesenen, die 70, ja 80 Jahre alt geworden seien und ein nahezu normales Leben hätten führen können. Selbst unser Jüngster – aus Kanada schreibend – fand den Umstand erwähnenswert, dass er im vergangenen Winter in Deltaville auf der Werft mit einem «Infarktler» zusammengearbeitet habe, der «lediglich noch nach dem Mittagessen ein Nickerchen machen musste. Das wird ja Vater ohnehin schon so gehalten haben....»

Dass man als «Infarktneuling» – der übrigens wohl aus guten Gründen vom Spitalpersonal eindringlich zur Selbstbeobachtung angehalten wird («bei auftauchenden Herzschmerzen bitte sofort die Alarnglocke läuten!») – leicht nervös wird, ist verständlich. Mich versetzte diese Mahnung in ein Auf und Ab von Zuvorsicht und Angst.

In dieser Zeit half mir ein eigenartiger Traum, den ich ungefähr am fünften Tag nach dem Infarkt geträumt habe: Ich war im Begriff, das Haus in St-Michel zu verlassen. Ich öffnete die Tür. Keuli befand sich – der Gang ist ja reichlich schmal – hinter mir. Im Gang drin folgten uns noch zwei Personen (offenbar ein Besuch). Da erblickte ich vor mir auf der Treppe, die zu unserer Haustür führt, eine schwarze Gestalt in gebückter Haltung. Eigentlich sah ich nur die gelblich schimmernden Augen. Ich rief: «Va t'en!» Sie bewegte sich nicht. Niemand kam mir zu Hilfe. Da schrie ich verzweifelt nochmals: «Va t'en, salaud!» Daraufhin ging oder besser schlich die schwarze Gestalt rückwärts die Treppe hinunter.

Als ich Keuli den Traum am andern Morgen erzählte, sagte sie: «Du weisst, wer die schwarze Gestalt war».

Dass der Aufenthalt im Spital trotz einwandfreier Betreuung ein «calvaire», wie der Franzose sagt, für mich war, sei nicht verschwiegen. Das völlige Ausgeliefertsein an Entscheidungen und Verfügungen anderer Menschen – ähnlich wie im Flugzeug, das ich ja deswegen auch keineswegs schätze – beschwerte mich täglich. Das Hinnehmen von Injektionen, das Schlucken einer Unmenge von Tabletten, deren Inhalt und Wirkungsweise man nicht kennt, war für einen Jünger der Homöopathie nicht leicht. Ich lernte beiläufig, dass man sich nie verschwören sollte, dies oder jenes niemals zu akzeptieren, hatte ich doch einmal nach einem Besuch am Krankenbett meines Vaters zu Keuli gesagt, ein derartiges Aufgehängtsein an Schläuchen sei im Grunde «menschenunwürdig». Nun hing ich selbst an Schläuchen...

Tröstlich war der strahlend blaue Provence-Himmel, den man vom Bett aus in seiner ganzen Herrlichkeit sah. Vom 19. Dezember 1983 bis zum 25. Januar hat es nur an zwei Tagen geregnet!

Über Weihnachten und anfangs Januar war es tagsüber so warm, dass man aus dem Bett hätte springen mögen, um draussen zu promenieren. «Draussen», ein Wort, das eine sehnsuchtsschwere Bedeutung erhielt von dem Zeitpunkt an, da ich vom Zimmer 10 aus den lebhaften Verkehr auf den Strassen, die spazierenden Pflegerinnen und Pfleger, und nachts die durch unzählige Lichter erhellte Silhouette von Avignon beobachten konnte. «Wisst Ihr, was Ihr für ein Vorrecht besitzt, Ihr, die Ihr Euch draussen nach Eurem freien Willen bewegen könnt», so hätte ich allen zuzurufen mögen. Und immer wieder zauberte ich jene Bilder vor meine Augen, die mir so unendlich lieb geworden waren: das kleine Höflein vor dem Gästehaus, das wir vor dem 19. Dezember gerade noch neu gestaltet hatten, und den hinteren Teil unseres Gartchens mit der Steinbank beim Sodbrunnen und dem runden Blumenbeet. Würde ich dies alles noch einmal sehen können? Ich durfte es! Ich – das kleine Sandkorn auf einem winzigen Planeten, der in einem der vielen Sonnensysteme kreist!

Seither treiben mich viele Fragen um. Warum und wozu wurden Sandkorn und Planet geschaffen? Warum sind beide zur Vernichtung bestimmt? Was hat den grossen Architekten bewogen, das Wunderwerk eines menschlichen Körpers und Geistes zu realisieren und eine Welt voller Pracht und Schönheit ins Leben zu rufen, um gleichzeitig den Wurm in beide zu legen? Wozu der Aufwand, den das Sandkorn während seiner kurzen Zeitspanne, die ihm gewährt ist, benötigt und betreibt?

Nur der Glaube, dass das ganze Gewebe – das Streben, Arbeiten, Wollen und Versagen, das die Existenz des Sandkorns kennzeichnet – ein Sprungtuch für eine andere Seinsform darstellt, verhindert die Verzweiflung.

Dennoch bleibt die Frage ungelöst, warum nicht von Anbeginn die «Konstruktionsfehler» bei Sandkorn und Planet vermieden worden sind. Im Buch der Bücher steht der Satz: «Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt». Gibt es denn auch im «Himmel», das heisst in der Welt der Geistwesen, Ungerechtigkeit? Liegt dort der Ursprung all der verheerenden geistigen Epidemien – unerklärlich für den

Verstand –, die immer wieder der Menschen Seele und Geist verseucht haben und noch verseuchen: Hexenverfolgungen, extreme politische Ideologien? Ist der alte Himmel und die alte Erde Teil einer Experimentierphase, die irgendwann durch eine verbesserte «Ausgabe» ersetzt werden wird?

«Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen», sagt der Fromme. Das ist keine billige Auskunft, sondern eine nüchterne Feststellung; sie gibt aber keine Antwort auf die quälende Frage, warum es nicht möglich war, von Anfang an das Schauen zu gewähren.



## Inhaltsverzeichnis

I.	früheste Jugend 1918-1930	S. 1 – 27
II.	Glück und Schmerz der Pubertätsjahre 1930-1934	S. 28 – 48
III.	Adoleszenz 1934-1938	S. 49 – 80
IV.	Rekrutenschule, Studium, Aktivdienst und Verlobung 1938-1941	S. 81 – 110
V.	Vikariat und Heirat 1941-1942	S. 111 – 117
VI.	Pfarramt in Wintersingen Juli 1942-Oktober 1945	S. 118 – 134
VII.	Aarau 1945-1947	S. 135 – 139
VIII.	Ein Schweizer in New York 1947/48	S. 140 – 151
IX.	Aarau – Rombach – Aarau 1948-1956	S. 152 – 189
X.	Im eigenen Haus in Unterentfelden 1956-1961	S. 190 – 224
XI.	Pfarramt in Stäfa 1961-1965	S. 225 – 251
XII.	Als Privatleute in Stäfa 1965-1973	S. 252 – 289
XIII.	Leben im Säuliamt 1973-1981	S. 290 – 346
XIV.	Als Retraités in Frankreich 1981-1983	S. 347 – 369
XV.	Der Herzinfarkt 1983	S. 370 – 375